

Denkwürdigkeiten aus Alt-Österreich XVI
(Unter der Leitung von Gustav Gugitz)
Joh. Friedr. Reichardt, Vertraute Briefe II



Johann Friedrich Reichardt
Nach einer Lithographie, H. E. Winter del. 1816

Johann Friedrich Reichardt
Vertraute Briefe

geschrieben
auf einer Reise
nach Wien und den
Österreichischen Staaten zu Ende des
Jahres 1808 und zu Anfang 1809
Eingeleitet und erläutert
von
Gustav Gugitz

Zweiter Band

Mit neunundzwanzig Bildbeigaben

1·9·1·5

München bei Georg Müller

Sechsundzwanzigster Brief

Wien, den 20. Februar 1809.

Ich habe hier wieder einige sehr interessante Bekanntschaften gemacht und muß es äußerst bedauern, sie solange verspätet zu haben. Aber so geht es immer, wenn man sich auf die Zusagen solcher Leute verläßt, die selbst in der großen Welt sehr verbreitet sind. Niemand ist das hier vielleicht mehr, als eben der berühmte Italiener Carpani, den ich gleich den ersten Abend im Arnsteinschen Hause und oft wieder in den täglichen Abendspielassembleen dort und auch an anderen Orten sah, der mir längst die Bekanntschaft der Gräfin Rzewuska[1]) verhieß, und mit dem ich nie über die bequeme Stunde zur Einführung einig werden konnte. Letzt hatte ich endlich das Glück, mich mit ihrer höchst interessanten Familie bei dem General Lunin zu einem musikalischen Abend zusammenzufinden, bald darauf auch wieder mit ihr auf einem großen, sehr eleganten Ball bei der Frau Baronin von Arnstein zusammen zu sein, und da mit ihnen einen Tag zu verabreden, an welchem man mich zum Diner erwarten wollte. Wie wohl es mir gleich das erstemal da geworden ist, kann ich Dir gar nicht sagen. Die Gräfin ist eine gar liebe, feine, gefühlvolle Frau, die ganz in der Musik lebt und webt; bei sich hat sie noch eine sehr liebe, fein ausgebildete Tochter,[2]) und eine schöne, höchst interessante Schwiegertochter,[3]) eine ge-

1) Konstantia Rzewuska, geb. 1763, k. k. Palast- und Sternkreuzordensdame (s. Gräfin Lulu Thürheim, Mein Leben II, S. 324).

2) Wahrscheinlich Maria Isabella, St.-Kr.-O.-Dame (1785—1818), vermählt seit 1812 mit Ferd. Ernst Gabr. Graf v. Waldstein (über sie ganz besonders Gräfin Lulu Thürheim, Mein Leben, h. v. René van Rhin l. c. s. Reg.).

3) Alex. Rosalia Rz. s. früher I, S. 117.

borene Prinzessin Lubomirska; auch der Sohn[1]) ist ein lieber, herziger, trefflicher junger Mann, voll Mut und Leben. Alle hatten sehr große Freude an meinen petrarchischen Sachen, und wir haben verabredet, recht bald meine Rosamonda beim Fortepiano durchzugehen. Die Gräfin und ihre Schwiegertochter sind beide sehr musikalisch, spielen und singen aus Partituren und komponieren gewiß auch selbst, wiewohl sie mir noch ein Geheimnis daraus machen wollen.[2]) Ich brachte da einen höchst angenehmen Mittag zu, bis zum Abend, da der Prinz von Homburg[3]) die Güte

1) Wenzel Graf Rzewuski, geb. 1765, Orientalist und Komponist, erhielt eine äußerst sorgfältige Erziehung und zeigte frühzeitig große Liebe zu den schönen Wissenschaften, denen er in der Folge treu blieb, und Talent zur Musik, namentlich zum Gesange. Er trat jung in österreichische Kriegsdienste, in welchen er bis zum Range eines Rittmeisters vorrückte. Während seines mehrjährigen Aufenthalts in Wien — etwa in den Jahren 1807—1815 — beschäftigte er sich mit großer Vorliebe mit der orientalischen Literatur und betrieb vornehmlich das Arabische und Türkische. Er gab auch mit Hammer-Purgstall die bekannten „Fundgruben des Orients" heraus, deren Programm am 6. Januar 1809 herauskam, und welche 1809—1818 erschienen. Wenzel Rz. verließ nach einiger Zeit den österr. Militärdienst, vermählte sich 1805 mit Alexandra Rosalia Prinzessin Lubomirska, von der er sich aber später trennte. Er begab sich nun auf ausgedehnte Reisen, wo er hauptsächlich im Orient verweilte und sich ganz in die Sitten und Gebräuche desselben einlebte. Allmählich wurde er ganz zum Sonderling, der ein unstetes Leben meist in orientalischer Art führte. Außer seinen orientalischen Studien betrieb er immer noch leidenschaftlich die Musik. Im Mai 1831, als er sich am polnischen Aufstand beteiligte, wurde er von seinem Diener ermordet (s. Wurzbach, 27. Bd., S. 353 ff.).

2) Von ihnen Kompositionen in: In questa tomba oscura s. früher I, S. 61 f. Anm. 3.

3) Philipp Landgraf von Hessen-Homburg, österr. Feldmarschall, geb. 1779, begab sich in österreichische Kriegsdienste und zeichnete sich namentlich im Jahre 1809 und in den Befreiungskriegen aus. Später wurde er zu diplomatischen Missionen verwendet. Im Jahre 1839

hatte, mich abzuholen, um mich bei der Gräfin Fuchs[1]) einzuführen, die eine sehr hübsche, einnehmende und angenehm unterhaltende Frau ist. Ich sah sie schon früher bei dem Fürsten Esterházy und wußte auch, daß sie mich bei sich sehen wollte, konnte aber meinen eigenen Wunsch nicht eher erfüllen. Von beiden habe ich eine sehr willkommene, allgemeine Einladung erhalten und werde gewiß auch beides so viel benutzen, als mir's die Zeit erlaubt, die hier aber jeden Tag viel zu kurz und mit jedem Tage immer kürzer wird, ungeachtet die Tage nach dem Kalender immer länger werden sollen.

Noch eine angenehme Damenbekanntschaft habe ich dieser Tage an einer sehr hübschen und fein gebildeten Frau von Puthon[2]) gemacht, die auch gar fein und angenehm das

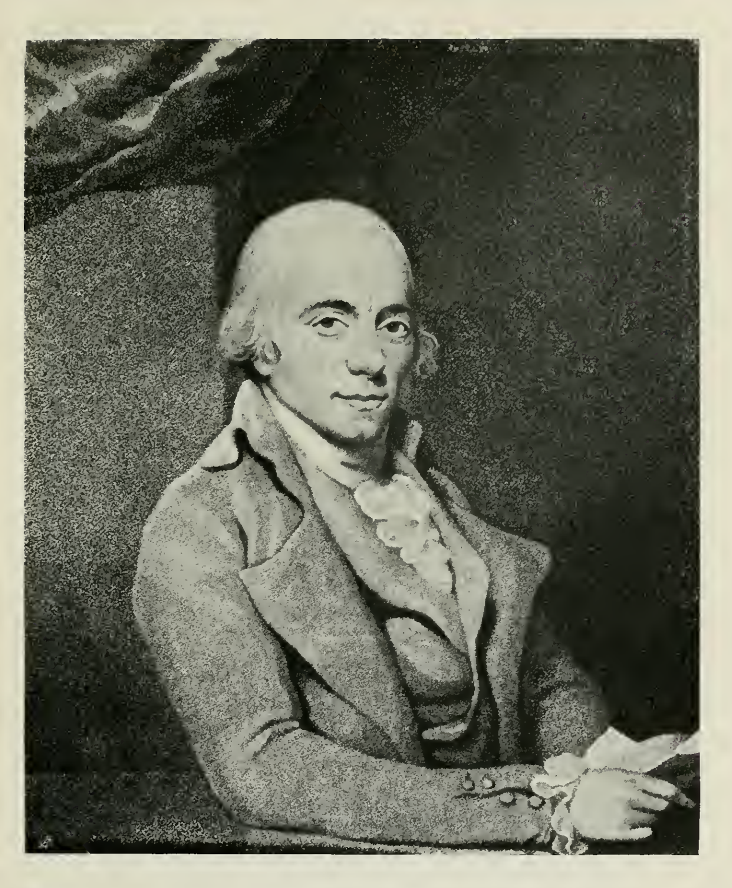
übernahm er die Regierung in Homburg, wo er 1846 auch starb. Über seine Freundschaft mit der Gräfin Laura Fuchs vgl. besonders La Garde, Gemälde des Wiener Kongresses l. c. II, 176, 178, 179f.

1) Laura Gräfin Fuchs (1786—1842), glänzte besonders auf dem Wiener Kongreß (s. darüber La Garde l. c. Reg.), wo ihr Salon der Sammelpunkt aller Zelebritäten war. Bekannt ist ihr Verhältnis zu Friedr. v. Gentz.

2) Antonie Edle von Puthon, Tochter eines österreichischen Generals Friedrich Freih. v. Lilien, war seit 1801 mit dem Bankier Joh. B. v. Puthon (gest. 1839) verheiratet und starb am 14. Febr. 1824 zu Wien (s. Verlassenschaftsarchiv im Landesgericht in Zivilsachen sub Landrecht Fasc. V, Nr. 33 ex 1824; Totenprotokoll d. Stadt Wien, woselbst leider ihr Alter nicht angegeben). Ein reizendes Porträt von ihr entwirft die Baronin Du Montet in ihren „Souvenirs“, Paris 1904, S. 212f. Danach war sie vermögenslos an den Bankier Puthon verheiratet worden, bloß damit sie versorgt war. Die Ehe gestaltete sich daher unglücklich. „Sa vertu, douce et inaltérable jetait sur sa ravissante personne comme un voile aérien et céleste, quelque chose de suave et d'imposant, de triste aussi, car sa destinée ne fut pas heureuse.“ Obschon sie von allen Schätzen umgeben war, war dies alles nur ein glänzendes Elend. Der Gatte, dessenthalben sie einen vermögenslosen Geliebten aufgegeben hatte, verriet sie,

Fortepiano spielt. Ich fand auch ihren ehemaligen Lehrer Clementi dort, den Du auch schon mit mir in London gekannt hast, und den ich letzt ganz unverhofft die Freude hatte, in einem Morgenkonzert wieder zu finden. Er hat sich physiognomisch in der langen Zeit gar nicht geändert, ist noch der magere, feine, freundliche Mann, dem man sein Alter nicht ansieht, voll innerem, konzentriertem Leben, voll Witz und heiterer Laune. Aber die eine böse Laune, die er während seines ganzen ziemlich langen Aufenthalts in Italien behauptet hat, will er auch hier behaupten: er will gar nicht spielen. Hier hat er nun nicht den in Italien sehr wohl gegründeten Vorwand, daß es keine guten Instrumente gäbe, selbst aus seiner eigenen Londoner Fabrik sind mehrere hier. Er findet hier auch so viel Freunde und Verehrer, die seine große Kunst zu würdigen und zu schätzen wissen, welches in Italien auch eben nicht der Fall ist, wo der Gesang über alles geschätzt und geliebt wird. Auch ehemalige Schüler findet er hier, die seine feinen, geschmackvollen Arbeiten vortrefflich vortragen, unter denen das Fräulein von Kurzbeck ganz vorzüglich seinen eigenen Beifall hat. Das will gar sehr viel sagen: denn er ist ganz unbeschreiblich genau und kritisch im Vortrage seiner Kompositionen, deren innere Feinheit und Gediegenheit schwerlich einer ganz erkennt, der sie nicht von ihm, oder einem seiner besten Schüler, hat vortragen hören. Ich hoffe, seine schöne Schülerin, die Frau von Puthon wird ihn bewegen,

auch zogen sich die Verwandten wegen der Mesalliance zurück. Antonie starb verhältnismäßig jung, nachdem ihr Gatte sie in ihren letzten Tagen mit zärtlicher Sorgfalt umgeben hatte, was ihr eine letzte Genugtuung bereitete. „Sie starb wie eine Heilige", schreibt die Du Montet. „Ich sah sie auf einem hohen Katafalk in einem ihrer glänzenden Salons aufgebahrt, schön wie ein Engel noch, und sie schien wie in einem süßen Gedanken entschlafen." Die „Vaterl. Blätter 1808, S. 52" feiern sie als Klavierspielerin.



Muzio Clementi
Gemalt und gestochen von T. Hardy

uns einmal etwas hören zu lassen. Am meisten wünscht' ich ihn wieder so recht aus dem Inneren der Seele phantasieren zu hören; ein Genuß, der mich in London damals mehr als alles andere ergötzte.

Große Freude habe ich den letzten Sonntag auch an Clementis herzlicher Freude, und ich kann wohl sagen, an seiner Bewunderung gehabt, mit der er die Frau Baronin von Ertmann zum erstenmal hörte. Es war in dem Quartett bei Zmeskal, wo sie mit Seidler ein Quartett von Beethoven meisterhaft vortrug und Seidler solches ganz vortrefflich begleitete. Selbst Clementi rief mehrmals entzückt aus: elle joue en grand maître. Wer ihn kennt, weiß, was das aus seinem Munde zu bedeuten hat, aus dem vielleicht noch keine Schmeichelei in der Kunst gekommen, und der sein Urteil mit der schärfsten Goldwage der reinsten Kritik abzuwägen pflegt.

Für die nächste Zeit werden wir das Glück verlieren, diese große Künstlerin öfterer zu hören; sie folgt ihrem Gemahl wieder nach der Garnison, wo er sich zum Marsche bereiten muß. Alles bricht jetzt auf; an den Grenzen ist alles schon in Bewegung zum Vorrücken. Man glaubt hier auch alle gegenseitigen deutschen Kontingente bereits in Bewegung und im Vorrücken. — Indes ist und bleibt hier alles voll guten Mutes und Vertrauen.

Am Sonntage hatt' ich bei einem Diner des Fürsten Lobkowitz den erschütternden Anblick, in der ehrwürdigen Mutter[1]) des Fürsten, die gewöhnlich sehr eingezogen in einem Teil seines Palastes lebt, die im Äußeren nicht unähnliche Schwester der unglücklichen Prinzessin Lamballe[2])

1) Maria Gabriele, geb. Herzogin von Savoyen-Carignan, geb. am 17. März 1748, gest. am 10. April 1828 in Wien.

2) Maria Therese Louise von Savoyen-Carignan, Prinzessin von

zu erkennen, was ich bisher gar nicht wußte, und mich um so mehr mit Schauder durchdrang. — Es ist schwer, bei solchem Anblick, solcher Erinnerung den tiefen Ingrimm des Herzens zum Schweigen zu bringen. —

Neulich habe ich auch mit der Demoiselle Milder die ersten Akte meiner Bradamante durchgegangen und die auffallende Erfahrung gemacht, daß ihre schöne Stimme, auch in der Nähe, beim Fortepiano ebenso weich und voll ist, als in der Ferne. Eine sehr seltene Eigenschaft. Große, volle Stimmen, die einen weiten Raum ganz ausfüllen, pflegen in der Nähe fast immer etwas unangenehm Schnarrendes, als hörte man das Triebwerk der Maschine, oder gemäßigt, etwas Bedecktes zu haben. Ihre Stimme erhält sich auch in der Nähe ganz in ihrem Charakter. Ich hatte auch die Freude, zu sehen, daß ihr die Rolle der Bradamante ganz anpaßte und keine Note daran zu ändern war. Das konnt' ich mir aber auch von der Aufmerksamkeit und Teilnahme versprechen, mit der ich sie in allen ihren großen Rollen mehrmals gehört und beobachtet habe.

Nachher gelang es mir endlich, einen bequemen Platz zu dem Volks- und Faschingsspiel zu finden, welches die Wiener seit mehreren Wochen fast täglich beseligt. Es ist eine Farce nach Molières malade imaginaire, Rochus Pumpernickel betitelt.[1]) Das meiste Vergnügen machte mir der echte

Lamballe, geb. 1749, am 3. Sept. 1792 von den französischen Revolutionären massakriert.

1) Rochus Pumpernickel, ein musikalisches Quodlibet für den Karneval in drei Aufzügen von Matthäus Stegmayer, wurde am 28. Januar 1809 im Theater an der Wien zum erstenmal gegeben. Es war eine Kompilation aus Molières Malade imaginaire, der Schatzgräber, der Totenansager seiner selbst, die Erbschleicher (und wohl noch anderer). Weidmann und Hasenhut boten alles mögliche auf, um das Ganze so burlesk als möglich zu gestalten, Hasenhut kam auf einem kleinen Pferdchen geritten und als Frauenzimmer ver-

Komiker Hasenhut,[1]) den ich schon letzt im Intermezzo bewundert habe. Er hat in seinem leichten, graziösen Spiel wirklich etwas von meinem Pariser Liebling Brunet[2]). Ein alter, braver Komiker Weidmann[3]) ist schon mehr Farceur, aber darum nur desto beliebter beim Publikum. Der erste ist noch nicht lange auf dem Theater an der Wien,

kleidet, die sogenannten Dudler sangen ihr beliebtes Alpenliedchen, und am Schlusse kam der Apollosaal auf die Szene (Vgl. „Der Sammler, Wien, 1809, S. 68"). So konnte der große Erfolg nicht ausbleiben. Die „Briefe d. . . . Eipeldauers, 1809, 3. H., S. 29, 47; 4. H. S. 4" schreiben u. a.: „Damit der Fasching recht lustig ausgeht, so führn s'aufn Theater an der Wien schon öfters nacheinander ein Faschingstuck auf, und das heißt Rochus Pumpernikl, und da treiben's d' Wiener noch ärger damit, als mit 'n Blaubart und mit 'n Hans in Wien, und da ist schon um 5 Uhr kein Platz mehr z' habn." Von dem Stück erschienen auch Fortsetzungen (vgl. Rochus Pumpernickel ... Mit einer Einleitung von Eugen Friedr. Höfler (Hirsch), hg. von C. Friedr. Wittmann, Leipzig, Reclam). Über das Stück erschienen auch zwei Flugblätter: „Über das lustige Faschingsstückel genannt: Der Rochus Pumpernickel (Wien), 1800, 4 Bl. 8⁰" und „Über den zweyten Theil, unter dem Titel: die Familie Pumpernickel (Wien), 1810, 4 Bl. 8⁰" (beide in Sammlung M. v. Portheim). Das erstere beginnt:

„Pudelnarrisch Faschingsstückel
Das genannt: Der Pumpernickel;
Im Theater an der Wien;
So oft's thuin dieß Stück aufführen,
Daß man sich kann gar nix rühren,
Ist's erbärmlich voll darin."

1) Anton Hasenhut (1766—1841), Darsteller der sogenannten Thaddädl-Rollen, Mitglied des Leopoldstädter Theaters, seit 1803 des Theaters a. d. Wien, dem er bis 1819 angehörte (s. Katalog d. theatergesch. Ausstellung d. Stadt Wien, 1892, S. 49).

2) Jean Josephe Brunet, genannt Mira (1766—1853), französischer Charakterkomiker (vgl. auch Joh. Friedr. Reichardts vertraute Briefe aus Paris usw. Hamburg, 1805, 2. Tl., S. 42).

3) Josef Weidmann (1742—1810), seit 1773 beim Hoftheater, wo er sich in der Darstellung komischer Rollen auszeichnete.

sonst ist er die Seele des Leopoldstädtschen Volkstheaters gewesen, das durch seinen Abgang einen unersetzlichen Verlust erlitten hat. Der Ausgang des Pumpernickels spielt sehr glücklich im Apollosaal, wo sich zuletzt alle handelnden Personen bis auf den Hausknecht zusammenfinden, und der alte, kranke Herr selbst mit dem in eine Wäscherin verkleideten Hasenhut ein Menuett gar graziös und komisch abtanzt. Das Haus war gepfropft voll; auch der Kaiser und die Kaiserin waren da. Die Tausende alle im höchsten Chorus laut lachen, ja oft aufschreien zu hören vor Lust, war für unsereinen, an die kalten, trockenen Äußerungen des Nordens gewöhnt, schon ein erfreuliches Schauspiel. Und wie der ganze Weg nach der Stadt hinein nachher von dem Lobe der Komiker und von Jubel über all die tausend Späße erschallte! Glückliches Volk!

Bei dem Abendgange mit der großen und durch die große Menge fiel mir erst die Wohltat der hiesigen Brückeneinrichtung recht auf. Jede Brücke ist in vier Teile geteilt, die durch hölzerne Seitenwände gesondert sind. Die beiden mittleren Abteilungen werden befahren, eine von den aus der Stadt kommenden, die andere von den nach der Stadt fahrenden Wagen; so ist auch wieder von den beiden äußersten Abteilungen die eine für die herauskommenden Fußgänger und die andere für die hineingehenden bestimmt. Auf diese Weise begegnet sich nie ein Fahrender oder Gehender, und es kann kein Gedränge, keine Verwirrung auf den Brücken entstehen. Von der größten, gedrängtesten Menge kann man nur gezwungen werden, etwas langsamer zu gehen, wenn man sich nicht durcharbeiten kann oder mag. Mit solcher Vorsicht sorgt hier die Polizei im voraus für alle Mittel zur Verhinderung aller Unordnung.

Ehegestern abend haben wir denn auch vor einer mehr auserwählt feinen, als zahlreichen Versammlung im klei-

nen Redoutensaal die erste Attitüdendarstellung der Madame Hendel gehabt.[1]) Es ist doch ein ganz entschiedenes Künstlertalent. In einer Folge von Darstellungen aus dem Leben der Maria und dann wieder als Niobe, hat sie Momente des tiefsten Schmerzes, mit so hoher Ruhe verbunden, gehabt, daß sie zuweilen wie das Modell des Guido und Domenichino aussah. Ihr schöner Kopf, der sich ganz wundervoll erhält, war bei der künstlerischen, malerischen Beleuchtung, um welche mehrere der ersten hiesigen Künstler eifrig besorgt waren, oft ganz außerordentlich schön. Mehrere Zeichner, unter denen selbst Füger war, der die Künstlerin sehr schätzt, waren im Hintergrunde beschäftigt, einige ihrer Attitüden zu zeichnen, wofür sie ihnen denn auch freundliche Winke und Grüße von der Höhe zuwarf. Die Aufmerksamkeit und Rührung der schönsten Frauen Wiens, die da vor ihr saßen und kein Auge von ihr verwandten, war bei diesem gedämpften, milden Lichte ein zweites, ebenso interessantes Schauspiel für mich. Auch hatte Madame Hendel ihre Darstellungen durch Tableaus und Gruppen bereichert, zu welchen ihr Demoiselle Milder mit vieler Liebe und glücklicher Wirkung, und ebenso die Kinder einer Künstlerfamilie vom Theater sehr guten Beistand leisteten. Demoiselle Milder zeigte besonders sehr hohen Anstand und recht viel Grazie in der Bewegung ihrer schönen Arme.

Das wiederum schnell eingetretene schöne Frühlingswetter versammelt jetzt von zwölf bis zwei, drei Uhr die ganze schöne Welt von Wien und auch selbst die Menge auf der herrlichen Burgbastei, von deren schönen, breiten Gängen man die freie Aussicht über die weiten, reichbe-

1) Vgl. darüber den Artikel im „Sammler, 1809, Nr. 27, S. 104", wo auch ein Gedicht von Jens Baggesen an sie und s. früher I, S. 255 Anm. 1.

bauten Vorstädte und ihre Umgebungen hat. Die große Wohlhabenheit und der üppige Luxus, der sich da in schönen und reichen Morgenkleidungen und in den allgemein verbreiteten, seidenen und samtenen langen Überröcken, den köstlichsten Schals und Tüchern und den kostbarsten Gewändern allerart zeigt, macht schon in dem hellen Sonnenlichte eine glänzende Wirkung. Auch ist das Geschlecht fast durchgängig sehr reizend und gefällig, oft auch schön. Dazu kommen nun freilich auch viel schöne, polnische, russische und englische Frauen, und unter den Männern sehr viele schöne, italienische Gesichter, die sich gleich auf den ersten Anblick auszeichnen. Unter den Weibern werde ich weniger große und schöne, italienische oder gar griechische Gesichter gewahr, als ich nach dem großen Handelsverkehr mit dem Orient und Italien erwartet hatte.

So sehr mich aber auch diese glänzende Morgenpromenade ergötzt, und so gerne ich auch die Feder gegen die Stunde niederlege, um aus meinem Hause in die Promenade zu treten, so versäume ich doch nicht leicht darüber das schöne Quartett des Herrn Krafft und das des Herrn Schuppanzigh, welches auch wieder, auf ein erneutes Abonnement, begonnen hat. Wie ich in Kassel, wo ich es mir zur Pflicht machte, allen Proben von Mozartschen Opern ganz beizuwohnen, damit sie wenigstens von seiten des Orchesters möglichst gut exekutiert wurden, den großen Gewinn davon hatte, die herrlichsten Meisterwerke besser und vollständiger als je vorher kennen zu lernen und in ihnen die tiefsten Tiefen und den höchsten Aufflug mit ganzer Aufmerksamkeit zu ergründen und zu verfolgen, so gewähren mir diese Quartette wieder den großen Gewinn, die neueren und letzten Arbeiten der Art von Haydn, Mozart und Beethoven, von denen mir seit der Zeit, da ich selbst nicht mehr die Violine übe, doch manches entgangen war, ganz

und vollständig kennen zu lernen. Durch das neu etablierte Liebhaberquartett hoffe ich nun auch noch die Freude zu erleben, einige der älteren Haydnschen Quartette, meine ewigen Lieblinge, wieder zu genießen. So fließen für mich hier reiche Quellen des Künstlergenusses, die wenige Künstler recht zu benutzen und zu genießen scheinen. Nur zu leicht beschränkt sich der Künstler auf die ihm zunächst liegenden und ganz vorzüglich interessanten Werke anderer Meister, wo nicht gar auf seine eigenen.

Für diesen vollen und reichen Genuß in meiner Kunst versäumt' ich zwar bisher manche andere Merkwürdigkeit dieser großen Kaiserstadt wiederzusehen, die mich bei meinem ersten Aufenthalte schon interessierte, hoffe solches aber noch später nachzuholen, wenn ich mit meiner Arbeit, die nun ganz nahe der Vollendung ist, völlig zustande sein werde.

Ich muß zuweilen über das Verwundern und den Unglauben der Künstler und selbst Komponisten, die mich besuchen, lachen, wenn sie kein Instrument bei mir sehen und hören, daß ich stets ganz ohne Beihilfe der Instrumente komponiere. Die meisten gewöhnen sich an, die Hände bei der Arbeit immer auf dem Klaviere zu haben, und man sieht es daher auch ihren Figuren und mehr noch den engen Lagen ihrer Harmonie leicht an, wes Ursprungs sie sind. Überläßt sich der Komponist aber ganz seiner erhitzten Phantasie, so gewöhnt er sich eher an eine freie Behandlung aller Partien, hört auch bald und besser sein ganzes Orchester um sich herum ertönen und hat nicht selten hier Töne auszustreichen, die zu laut durchschreien, dort auszufüllen, was ihm zu leer klang. Den größten Gewinn hat er in diesem Verfahren bei den großen Massen, die er freilich dafür aber auch nie wieder so voll und groß in der wirklichen Ausübung zu hören bekommt, als er sie bei der Ar-

beit in seiner Seele ertönen hörte. Ich denke noch immer mit Rührung daran, als meine Trauerkantate auf Friedrich den Großen[1]) bei der großen Begräbniszeremonie in Potsdam aufgeführt wurde, und am Ende des letzten Chors, dem ich durch einen eigenen Eingang einen imposanten Eintritt bereitet hatte, der mir aber bei der Ausführung doch gar nicht kräftig genug wurde, und nun draußen auf dem großen Platze vor der Garnisonkirche die Kanonen gelöst wurden, ich meinen nächsten Nebenmann heftig beim Arm ergriff und ihm zurief: die Salve hat mir beim Eintritt dieses Chors gefehlt, so dachte ich ihn mir bei der Arbeit. Konterbässe, Pauken und Posaunen hatten den Effekt, der mir damals vor der Seele schwebte, nicht erreicht.

1) Cantus lugubris in obitum Friderici Magni Borussorum Regis ad voces alternas magnamque orchestram accommodatus et in sollemnibus Exsequiis de V ante Idus Septembris 1786 Potsdami celebratis peractus praecipiente . . . Opus sumtu auctoris aeri incisum, 1787, Part. fol., 73 S. Text (s. Eitner, B. B. Quell.-Lexikon l. c. 8. Bd., S. 165). Über die Aufführung dieser Trauerkantate am 9. September 1786 in der Schloßkirche zu Potsdam s. H. M. Schletterer, Joh. Fr. Reichardt, l. c., S. 352f.

Siebenundzwanzigster Brief

Wien, den 25. Februar 1809.

Nun habe ich meine Oper völlig beendigt und sie dem Kopisten zum Ausschreiben übergeben, um bald Proben davon halten zu können. Bis dahin will ich nun mein freies Leben recht genießen. Die letzten Tage und Abende waren auch schon recht reich an angenehmem Genuß. Zum erstenmal seit zwei Monaten, in welchen ich die Oper von vier Akten beendigte, habe ich auch wieder angenehme Morgenbesuche machen können und bei heiterm Himmel auch entfernte Gänge gemacht, die ich hier sehr gern mache, da die Vorstädte und die großen Zwischenräume, die sie von der eigentlichen Stadt trennen, eine freiere Atmosphäre und Bewegung gewähren.

Bei der Lady Fitzgerald habe ich letzt, zur Feier ihres Geburtstages, in einer kleinen Gesellschaft am runden Tische, einen sehr angenehmen Mittag gehabt. Nachher tanzte sie mit ihrer Tochter eine Schal-Gavotte sehr reizend und schön; die Tochter sang auch recht artig. Sie ist kaum vierzehn Jahre alt, aber klug und gewandt wie die Mutter, wenn auch noch nicht ganz so reizend: eine vollkommenere englische Physiognomie sah ich fast nie. Abends erwartete die Lady am zierlich bereiteten, englischen Teetisch mehr Gesellschaft; ich konnte aber nicht bleiben, weil ich noch eine sehr erfreuliche Einladung zur Gräfin Rzewuska hatte, wo die edle, höchst interessante Schwiegertochter einen ebenso glänzenden als angenehmen Abend zur Geburtstagsfeier ihrer verehrten Schwiegermutter bereitet hatte. Es waren da, mit hiesigem Adel, fast alle die großen polnischen und russischen Familien versammelt, die sich hier aufhalten, unter denen mehrere sehr schöne Frauen und Mädchen waren. Die Gräfin Lunin sang wieder sehr viel und in den

allerverschiedensten Genres am Fortepiano; vieles sehr schön und interessant.

Beim Souper hatten wir eine ganz eigene, sehr angenehme Musik von fünf männlichen Singstimmen, die eine Menge Tiroler Lieder und Walzer, auf eine ganz eigene Weise, im Chor sangen. Viere halten meistens nur den vollen Akkord aus, und einer singt durch die Fistel im hohen Konteralt die Melodie recht angenehm, mit einem ganz eigenen Vortrage; halb gestoßen und halb zusammengezogen. Zuweilen gleicht sein Gesang dem eines großen, fremden Vogels. Die Naivität und Originalität der Melodien, die oft sehr pikant sind und immer dem Ohr gefällig, tragen viel zu dem sonderbaren und doch sehr angenehmen Effekt bei. Dieser Chorgesang hat sehr viel ähnliches mit dem Russischen, den man bei den Regimentern und auf den Admiralschiffen hört; nur findet dabei der bedeutende Unterschied statt, daß die Russen fast alle ihre Melodien in der weichen Tonart singen, die dagegen in den Gesängen der heiteren, lustigen Tiroler gar nicht vorkommt. Die freien Bergbewohner kontrastieren darin sehr auffallend mit den gedrückten Leibeigenen des flachen Nordens. Das Beste war, sie sangen beständig rein, und unter den akkompagnierenden Stimmen hatten einige einen überaus schönen, vollen Klang. Man konnte sich wirklich nicht satt daran hören, und der Effekt war um so angenehmer, da die Sänger sehr sinnig in ein Nebenzimmer gestellt waren. Ihr hättet ganz kindische Freude daran gehabt und es gewiß bald glücklich nachgeahmt. Dies sonderbare Chor[1]) gehört eigentlich zum Theater an der Wien, wo es oft in den beliebtesten Volksopern angebracht wird und jedesmal große Freude gewährt.

1) Wohl kaum mit der später so bekannten Tiroler Sängerfamilie Rainer (s. Wurzbach, 24. Bd., S. 281 ff.) identisch.

Auch die Frau von Tschoffen habe ich einen dieser Vormittage wieder Sonaten von Beethoven, Clementi und Koželuch[1]) mit großer Fertigkeit und Präzision auf ihrem schönen Fortepiano spielen hören. Ihrer gütigen Einladung verdankte ich letzt auch einen sehr interessanten Familienabend. Zur Geburtstagsfeier ihres würdigen Vaters[2]) führte ihre talentvolle Tochter[3]) mit den schönen liebens-

1) Leopold Koželuch, geb. zu Welworn in Böhmen 1753, machte sich 1778 in Wien ansässig, wo er durch sein geschmackvolles Spiel und die treffliche Lehrmethode bald einer der gesuchtesten Lehrer selbst in höchsten Kreisen wurde. Durch diese Verbindungen gelang es ihm auch, nach Mozarts Tod zum k. k. Kammer-Kompositeur mit 1500 fl. Gehalt ernannt zu werden. K. starb in Wien 1814 (s. E. Hanslick, Gesch. des Konzertwesens, l. c., I Tl., S. 124 f.).

2) Johann Bapt. Freiherr von Puthon, geb. 1744 (1745?) in Wien, gest. ebda. am 26. März 1816 (laut Totenprotokoll der Stadt Wien: 71 Jahre alt), einer der ersten und reichsten Großhändler Wiens, Direktor der Nationalbank, Industrieller, seit 1777 geadelt. P. spielte auch im Freimaurerleben eine große Rolle, er gehörte seit 1774 der Loge zu den drei gekrönten Sternen in Prag an und war später Meister vom Stuhl der Loge zu den drei Adlern in Wien (s. L. Abafi, Gesch. d. Freimaurerei in Österreich-Ungarn, Budapest 1890 ff., 2. Bd., S. 109; 3. Bd., S. 215, 217; 4. Bd., S. 91, 111, 113, 137, 181, 264, 267, 270, 271). In seinen letzten Jahren war er ganz Hypochonder geworden, trotz seines Reichtums, nachdem er, wie die Rahel 1815 an Varnhagen schreibt (s. Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel, Leipzig 1875, 4. Bd., S. 182 f.), drei Fabriken in der Provinz gegründet, wollte er „der Kosten wegen nicht mehr nach Baden. So behandelt er sich und desoliert die Kinder. Zweiundsiebzig Jahre ist er alt. Und sagte alles vorher, wie es jetzt kam. Er soll außerordentliche Kenntnisse haben. Ist aber so gemütskrank, daß er sterben muß ... der Mann ist geadelt und dann baronisiert worden; lebte en seigneur und reichte weit mit seinem Tun und Wissen". Puthon hinterließ ein Vermögen von 609 657 fl. (s. Nachlassenschaftsabhandlung Fasc. V, Nr. 61 ex 1816), die Rahel spricht allerdings von 3 Millionen (vgl. auch Megerle, Memorabilien, W. 1825, S. 223, 247).

3) Jedenfalls Henriette von Tschoffen, geb. am 12. Juli 1793

würdigen Kindern der jungen Frau von Henikstein[1]) ein paar kleine Stücke aus dem Théâtre d'éducation der Frau von Genlis ganz allerliebst auf. Man hätte die kleinen, feinen Leute für geübte Schauspieler halten sollen, so frei und unbefangen spielten sie; und doch war es erst das zweitemal, daß sie diese Übung machten. Nachher wurden auch Tableaus von lebenden Personen mit Kunst und Glück gegeben. Mehrere Damen und Herren aus der Familie nahmen mit den allerliebsten Kindern teil daran, und man lernte ihre Wohlgestalt und schönen, bedeutenden Züge in dieser Kunstanwendung erst recht kennen. Zwischenein war auch manche angenehme Singmusik gemacht. Es war ein kunst- und genußreicher Abend, der mit einem feinen Souper beschloß. Im vorigen Winter sollen die interessanten Tableaus[2]) hier sehr im Gange gewesen und besonders groß und kunstreich im Arnsteinschen Hause gegeben worden sein.

Auch hat die Henikstein sche Familie im vorigen Winter italienische, komische Opern mit vielem Erfolge gegeben, die dieses Jahr nur, wie so manches andere, durch die Unruhe der Zeit verdrängt werden, denn im vorigen Winter

(s. Verlassenschaftsakten nach Bernhard von Tschoffen, Fasc. V, Nr. 16 ex 1802), die zweite Tochter Sidonia, am 11. Juli 1799 geboren, dürfte noch zu jung gewesen sein.

1) Elise, geb. Sonnenstein (1770—1823). Kinder, die in Betracht kommen können, sind: Karoline (1797—1844), später Freiin Hammer-Purgstall; Friedrich (1799—1868), Oberst, und Wilhelm (1800—1876), vgl. Weim. hist. gen. Taschenbuch, 1912, S. 391.

2) Derartige Tableaus waren im Arnsteinschen Hause beliebt; so stellten im Kongreßwinter (Januar 1815) bei Arnstein lebendige Personen das Müllersche Wachsfigurenkabinett als lebendige Tableaus vor. An Zurichtung, Verzierung, Beleuchtung war der größte Aufwand gemacht (s. Fournier, Die Geheimpolizei auf dem Wiener Kongreß l. c., S. 339, 394).

war außer dem diesjährigen deutschen Liebhabertheater auch noch ein französisches, das in seiner Art vollkommen gewesen sein soll, und ein ebenso ausgezeichnetes, großes, italienisches Operntheater im Palast des Fürsten Lobkowitz fast ganz von Dilettanten besetzt.

An Koželuchs feiner, gebildeten Tochter[1]) habe ich letzt auch in dem lieben Henikfteinschen Hause eine sehr schöne, geschmackvolle Klavierspielerin kennen gelernt. Nach dem alten Übel großer Städte hatte ich ihren Vater, meinen alten Jugendbekannten von Prag her, in der ersten Zeit lange verfehlt, ungeachtet ich seiner Tür auf meinem täglichen Wege zum Fürsten Lobkowitz stets nahe vorbeiging, bis ich ihn endlich erfrug, und er mich letzt eines Abends besuchte. Er ist hier ein sehr geachteter Klavierlehrer, der sich fast den ganzen Tag über mit Unterrichtgeben beschäftigt. Seine meiste Arbeit besteht jetzt darin, daß er den Engländern die harmonische Begleitung zu ihren alten, eng-

1) Katharina Cibbini, geb. Koželuch, geb. um 1784, Pianistin und Komponistin, genoß anfangs den Unterricht ihres Vaters, später den von Clementi. 1812 vermählte sie sich mit dem Advokaten Cibbini, widmete sich aber noch einige Zeit der Tonkunst, in der sie sowohl als ausübende Künstlerin auf dem Flügel, wie auch als Komponistin Ausgezeichnetes leistete. Als sie später als erste Kammerfrau in die Dienste Ihrer Majestäten der Kaiserin Karoline Auguste und Maria Anna trat, entsagte sie dem öffentlichen Erscheinen. Im Jahre 1848 tauchte der Name dieser Künstlerin wieder auf und wurde mit den politischen Ereignissen in Verbindung gebracht (s. Wurzbach, 2. Bd., S. 367 f.). Ihr Tod erfolgte im Jahre 1858 (s. Reißmann l. c., 2. Bd., S. 461; Hanslick, Gesch. d. Konzertwesens l. c., 1. Bd., S. 124, 214). Das „Jahrbuch der Tonkunst l. c., S. 122" schreibt 1796 über sie: „Demoiselle K., Tochter des Metropolitankapellmeisters, ein Mädchen von 12 Jahren, übertrifft in ihrer bereits gefaßten Singkunst alle Erwartung, an ihr erwarten die Kenner eine große Meisterin in der Singkunst, auch spielt sie das Fortepiano mit vieler Fertigkeit."

lischen und schottischen Nationalliedern macht, worüber er einen förmlichen, ihm einträglichen Akkord abgeschlossen hat. Die guten, modernen Insulaner begreifen und fühlen nicht, daß jene herrlichen Melodien, so wie sie empfangen wurden, auch ohne Harmonie gesungen sein wollen.

Seidler hat den letzten Sonntag[1]) ein recht glänzendes Morgenkonzert im kleinen Redoutensaal gegeben, es war das zahlreichste und beseelteste, das ich hier noch gesehen habe. Er selbst spielte ganz vortrefflich, und Schuppanzigh auch ein Doppelkonzert von zwei Violinen mit ihm überaus brav. Der Tenorist Grell sang recht angenehm, und Kreutzer spielte eine Phantasie auf dem Fortepiano.

Als wir aus dem Konzerte kamen, brannte es in der Schloßorangerie. Das Feuer ward, wie gewöhnlich, bald gelöscht, hatte aber doch die eben um die Mittagsstunde auf der Burgbastei versammelte Menge der Promenierenden länger beisammen gehalten und noch zahlreicher als gewöhnlich werden lassen. Es war ein seltener, reicher und lustiger Anblick, das ganze geputzte Wiener Sonntagspublikum da in einem Umfange von einigen tausend Schritten zusammengedrängt auf und ab wallen zu sehen. Ich versäumte darüber selbst meinen Mittag, den ich hernach promenierend auf mancherlei angenehme Weise zu ersetzen wußte. Am Ende kam ich gar nicht unerwünscht zu einer kleinen Kaffeegesellschaft im trefflichen Hartlschen[2]) Hause. Man hat hier die eigene Gewohnheit, gegen Abend um sechs, sieben Uhr noch einmal Kaffee zu trinken, so daß in

1) Am 19. Februar 1809.

2) Das Hartlsche Haus befand sich im 1. Bezirk, Singerstraße Nr. 895 (alt), und gehörte dann der Familie Czerny (s. K. A. Schimmer, Ausführliche Häuserchronik der inneren Stadt Wien usw., Wien 1849, S. 169).

Häusern, wo auch der Abendtee eingeführt ist, dieser leicht dem zweiten Kaffee gleich nachfolgt. Beides, Kaffee und Tee, wird hier ganz vollkommen getrunken, und auch das ist auszeichnend: denn gewöhnlich findet man nur eins von beiden so vollkommen gut serviert: den Kaffee im Süden, und den Tee im Norden. Sonderbar kommt es mir aber immer noch vor, daß mit der Tasse Kaffee zugleich, wie in Italien mit der Schokolade, auch ein Glas frisch Wasser präsentiert wird, und die Damen wenigstens ganz unfehlbar das kalte Wasser gleich hinter dem heißen Kaffee trinken, und zwar so oft, als sie sich Kaffee eingießen lassen. Unbegreiflich ist's, wie sie dabei ihre schönen Zähne so gut erhalten: denn nirgend, selbst in Frankreich nicht, sieht man schönere Zähne als hier, oft an ziemlich bejahrten Frauen ebenso schön, als an jungen Frauen und Mädchen.

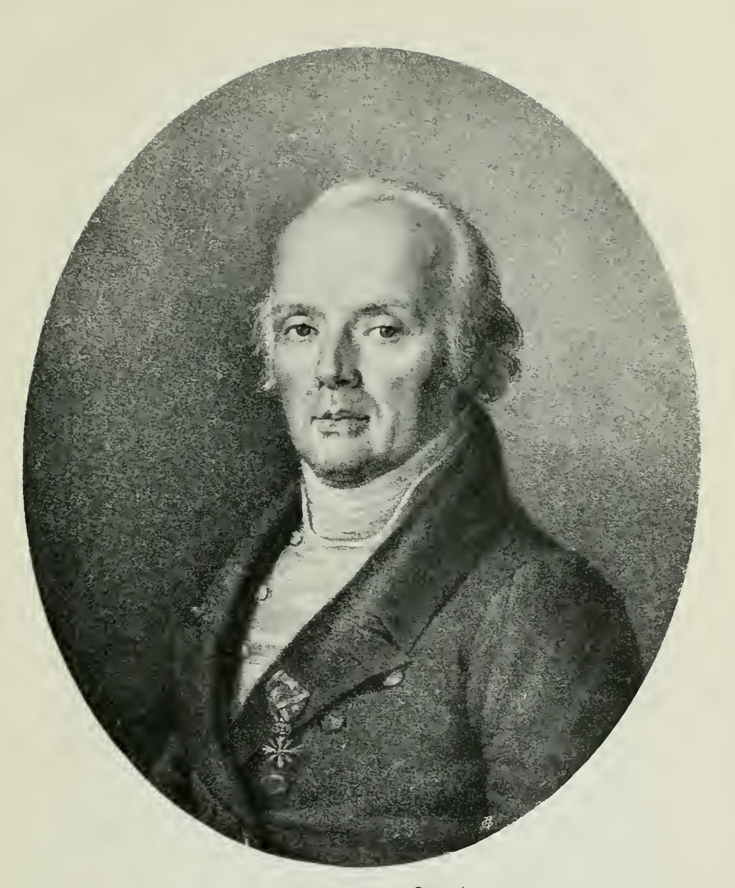
Eine sehr interessante Bekanntschaft habe ich letzt an einem musikalischen Abend bei Frau von Puthon gemacht, wofür ich nicht ohne Zwang den letzten Teil einer schönen Vorstellung des Liebhabertheaters verließ. Es ist der berühmte Arzt Frank,[1]) der seit kurzem aus Rußland

1) Johann Peter Frank (1745—1821), einer der berühmtesten praktischen Ärzte und einer der ersten Bearbeiter der medizinischen Polizeiwissenschaft zu Rotalben im Badischen geboren, war er ursprünglich zum Geistlichen bestimmt, wandte sich aber dann der Medizin zu und studierte diese in Straßburg und Heidelberg. Nachdem er in verschiedenen Örtern praktiziert hatte, folgte er 1784 dem Rufe als Professor der Physiologie und medizinischen Polizei nach Göttingen, kam aber schon im folgenden Jahre an die Universität zu Pavia, wo er das ganze Medizinalwesen der Lombardei reformierte. Im Jahre 1795 ging er nach Wien, um das Medizinalwesen der Armee zu regulieren, wurde Direktor des allgemeinen Krankenhauses und Professor der Klinik an der Universität Wien. Im Jahre 1804 gründete er im Auftrage des Kaisers Alexander I. die Klinik an der Universität Wilna und begab sich im folgenden Jahr nach St. Petersburg, wo er Staatsrat und Leibarzt des Kaisers wurde. Da er jedoch das

zurückgekommen ist, um in sein Vaterland nach dem Breisgau zu gehen, dort den Rest seines sehr tätigen, nützlichen Lebens in Ruhe sich selbst zu leben. Er ist noch ein sehr stattlicher Mann, dem man eine kräftige Natur und einen sehr bestimmten Charakter auf den ersten Blick ansieht, der in der Unterhaltung sich auch bald als einen denkenden und teilnehmenden Mann zeigt und bei einer hohen, stolzen Gestalt und Gebärde doch sehr viel Einnehmendes hat. Ein Weltmann im besten Sinne des Wortes. Er schien auch sehr viel Anteil an der Musik zu nehmen. Das liebe, talentvolle Fräulein von Zois,[1]) das ich mehrmals schon mit dem größten Vergnügen in dem angenehmen Liebhaberkonzert gehört, sang hier den Abend am Fortepiano mit großer Annehmlichkeit und recht innigem Ausdruck. Auch kleine Lieder und Kanzonetten hörte ich sie hier end-

Klima nicht vertragen konnte, ging er nach Wien, wo Napoleon ihm glänzende Anerbietungen machte, welche er aber ablehnte, um zu seiner in Freiburg i. B. verheirateten Tochter zu ziehen. Nach deren Tod kehrte er 1811 nach Wien zurück, wo er auch starb. Sein berühmtestes Werk ist: „Das klassische System einer vollständigen medizinischen Polizei" (Vgl. Biographie des D. Johann Peter Frank, von ihm selbst geschrieben, Wien 1802, 8°; Wurzbach; außerdem sollen von ihm noch große handschriftliche Memoiren existieren, vgl. Chev. J. de Carro, Mémoires, Karlsbad 1855, S. 75 ff.).

1) Kaum zu entscheiden, welche gemeint. Die „Vaterländischen Blätter 1808, S. 51" schreiben: „Fräulein v. Zois ist eine in jeder Rücksicht vollendete Sängerin", und führen anderseits (ibid. S. 52) zwei Fräulein Zois als Klavierspielerinnen an. Aus dem Verlassenschaftsakt, Fasc. V, Nr. 77 ex 1813 ergibt sich, daß im Jahre 1813 Cäcilia, Josefine und Louise von Zois beim Tode ihres Vaters Josef noch unvermählt waren, eine Schwester Maria dagegen eine vermählte von Gold war. Schon die Mutter, Katharina von Zois, geb. Auenbrugger, war sehr musikalisch (s. Jahrbuch der Tonkunst l. c. S. 68, 73). Als die Mutter Katharina von Zois 1825 in Wien starb (s. sub Landrecht Fasc. V, Nr. 100 ex 1825) lebte noch Josefine unvermählt und Louise, vermählte Lehmann.



Johann Peter Frank
Nach einer Lithographie von Joh. Lanzedelly

lich einmal mit Sinn und Gefühl singen und genießen und tat darin denn auch gerne das Meinige hinzu. Der Staatsrat Frank nahm auch daran sehr großen Anteil, und Clementi erklärte das Petrarchische Sonett: Pace non trovo für seinen Liebling. Schon mehrmalen hat er's mich, wo er mich wiederfand, singen lassen.

Das Franksche Haus ist sonst hier selbst in Wien ein ganz ausgezeichnetes musikalisches Haus gewesen. Die Gemahlin[1])

1) Es handelt sich um Christine Gerhardi (Gerardi), seit 20. August 1798 Frau des Josef Frank. Sie war die Tochter eines Hofbeamten, der nebst seiner Familie aus Toskana bei der Thronbesteigung Leopolds II. nach Wien gekommen war. Obschon eine ausgezeichnete Dilettantin, blieb sie stets nur Dilettantin und sang vorzüglich in Konzerten zu wohltätigen Zwecken (welche sie selbst veranstaltete) oder für ausgezeichnete Künstler. Dadurch kam sie auch mit Peter und Josef Frank in Berührung, die häufige musikalische Soireen veranstalteten, an welchen dann Frl. Gerhardi und Beethoven teilnahmen und dabei sangen und spielten. Leop. v. Sonnleithner gibt über sie folgende Schilderung: „Zu den Namenstagen und Geburtstagen des alten Frank komponierte der Sohn öfters Kantaten, die Beethoven korrigierte, und wobei Frl. Gerhardi die Sopransolos sang. Manchmal wurden sogar Opernszenen im Garten dargestellt, und mein noch lebender, 86 Jahre alter Freund Schönauer war dabei zugegen, als sie eine Szene aus Gli Orazi ed i Curiazi von Zingarelli im römischen Kostüme sang und spielte. Sie war damals die berühmteste Gesangsdilettantin in Wien, und da Haydn sie gut kannte, so ist nicht zu zweifeln, daß er bei der Komposition der Schöpfung an sie dachte; sie sang auch wirklich sowohl bei Schwarzenberg als auch bei der ersten Aufführung im Burgtheater den Sopranpart mit großem Beifall. — Aus allen Nachrichten geht hervor, daß sie mit Beethoven bei dem alten Frank oft zusammenkam, wo er auch manchmal am Klavier ihren Gesang begleitete. Unterricht hat er ihr nicht erteilt." Beethoven stand mit ihr auch in Korrespondenz und soll sie sehr verehrt haben. Am 30. Januar 1801 gab Frau Frank eine große Akademie zugunsten verwundeter Soldaten, bei der auch Beethoven mitwirkte. 1804 verließ Frau Frank Wien, um ihrem Gemahl zu folgen (s. Thayer-Riemann, l. c., 2. Bd.,

des jungen Doktor Frank[1]), der leider in Wilna zurückgeblieben ist, soll eine der interessantesten und fertigsten Sängerinnen mit ausnehmend schöner und großer Stimme sein und selbst in Wilna die Musik beseelt und zu einer bis dahin unerhörten Ausbreitung und Ausübung befördert haben.

Es freut mich sehr, daß die Kriegsumstände den vortrefflichen Mann noch von der Fortsetzung seiner Reise abhalten, und ich seine nähere Bekanntschaft werde machen können, wozu er mir in der schmeichelhaftesten allgemeinen Einladung Weg und Mittel sehr erfreulich darbietet.

So macht' ich letzt auch in dem Baron von Spielmann,[2]) ehemaligem Finanzminister, und dessen talent-

S. 132ff., 174, 213f., 291, 298, 380). Die „Vaterländ. Blätter, 1808, S. 50f." schreiben: „(Unter den Dilettantinnen im Gesang) ..... muß vor allem Frau v. Frank, geborene Gerardi, genannt werden, die an Schönheit der Stimme und an Geschmack im Vortrag manche Künstlerin übertrifft."

1) Josef Frank (1771—1842), namhafter Arzt und medizinischer Schriftsteller, studierte zu Göttingen, Pavia und Mailand, wurde 1794 als Adjunkt und außerordentl. Professor der Klinik zu Pavia seinem Vater beigegeben und folgte demselben als Primararzt des allg. Krankenhauses 1796 nach Wien. 1804 ging er als Professor der Pathologie nach Wilna. Durch ein schweres Augenleiden genötigt, nahm er 1824 seinen Abschied, begab sich nach Dresden, von da 1826 nach Como, wo er auch starb (s. Wurzbach).

2) Anton Baron Spielmann (1738—1813), österr. Staatsmann, trat 1760 nach vollendeten Studien bei der k. k. Hofkammer in den österr. Staatsdienst ein und wurde schon 1764 zum niederösterr. Regierungssekretär befördert. Seine Fähigkeiten bewirkten, daß ihn Maria Theresia bald zum Geheimen Hofkonzipisten ernannte. Schon im Jahre 1767 wurde er zum Hofrat befördert, 1790 wurde er Geheimer Hof- und Staatsreferendar; als er im Jahre 1793 aus der Geheimen Hof- und Staatskanzlei austrat, verlieh ihm Kaiser Franz die Würde eines k. k. Geheimen Rates und ernannte ihn 1801 zum Vizepräsidenten der böhmisch-österreichischen Hofkanzlei. Bald darauf

voller Tochter[1]) eine längst gewünschte, interessante Bekanntschaft. Auch sie war mir durch mehrere aus der großen Welt, und selbst aus der Familie, längst zugesagt, aber immer verschoben worden. Letzt führte mich aber Herr von Eskeles, der es nie zugesagt hatte, gerne hin, und wir brachten eine unterhaltende Abendstunde dort zu. Nervenübel haben leider die Gesundheit des edlen Mannes, den man auf den ersten Anblick für eine sehr kräftige Natur hält, dergestalt zerrüttet, daß er sein Zimmer und sein Sofa schon jahrelang nicht mehr verlassen konnte; er fühlt fast unausgesetzt ein Erbeben und Erklingen in allen Nerven. Sein Kopf und Geist ist aber dabei frei, und seine Unterhaltung ebenso gehaltvoll als lebendig. Die einzige Tochter[1]), die ihm in seinem großen, prächtigen Hause noch Gesellschaft leistet, ist ein ausgezeichnetes musikalisches Talent;

trat Sp. in den Ruhestand. Spielmann hat sich zwar in einer Zeit, in welcher der Adel ein fast ausschließliches Privileg auf Beförderung und hohe Würden zu haben schien, durch eigenen Fleiß hoch gebracht, war aber als Diplomat wenig glücklich, zum mindesten hat er bei der Reichenbacher Konvention (1790) sich sehr ungeschickt benommen und diese nicht zu Österreichs Vorteil abgeschlossen. Bald darauf wurde er tatsächlich kalt gestellt (s. Wurzbach, 36. Bd., S. 150 ff.). — Spielmann war indessen nie Finanzminister.

1) Jedenfalls Franziska Baronesse von Spielmann, geb. am 4. Sept. 1789 zu Wien, da ihre sämtlichen Schwestern bereits 1808 verheiratet waren und sie erst 1810 Eugen Graf Mejan (gest. 1847) heiratete, daher sie also 1809 als letzte unverheiratete Tochter noch bei ihrem Vater weilte. Ihr Tod erfolgte am 18. Oktober 1857 (s. Wurzbach, 36. Bd., Stammtafel). Über sie schreibt die Allg. Musik.-Ztg., Leipzig 1807, Sp. 140: „Fräulein Spielmann, eine Schülerin Herrn Streichers, eines unserer geachtetsten Klaviermeister, spielte ein Cramersches Konzert außerordentlich rein, gleich, präzis und vorzüglich das Adagio mit einem hinreißend zarten Ausdruck. Sie gehört unter unsere besten Klavierspielerinnen, die mit Ehren neben den Fräuleins Kurzbeck, Tschoffen u. a. auftreten kann." Auch Haydn erteilte ihr Unterricht (s. ibid. 1808, Nr. 30, Sp. 479).

sie hat lange für die erste Klavierspielerin in Wien gegolten und spielt auch noch sehr sauber und fertig, gesteht aber selbst, daß sie, seitdem sie sich mehr mit der Komposition beschäftigt hat, die Ausübung nicht mehr mit dem großen Eifer und Fleiß treibt, als ehemals. Sie hat sogar eine vollstimmige Messe komponiert, die mit vielem Beifall öffentlich gehört worden ist. Einige recht angenehme Variationen, Tänze und Lieder von ihrer Arbeit ließ sie mir auch am Fortepiano mit der großen Freundlichkeit und Bescheidenheit hören, die ein schöner Charakterzug ihres ganzen Wesens zu sein scheint.

Den lieben, alten Vater Haydn kann ich immer noch nicht wieder zu sehen bekommen; so oft wir auch hinausschicken, uns nach seinem Befinden und einer ihm gelegenen Stunde erkundigen zu lassen, erhalten wir von seinen Leuten stets die Antwort, er sei sehr schwach und könne niemand sehen. Auch Clementi verlangt sehr danach, ihn wiederzusehen; er konnte seit seiner Ankunft noch nicht dazu gelangen. Ich fürchte, sein edler Geist entflieht uns bald.[1]) Obgleich er eigentlich schon seit einem Jahre so gut als moralisch tot ist für die Welt, so fürchtet man doch immer das letzte Erlöschen des herrlichen, himmlischen Lichtes, das uns ein halbes Jahrhundert hindurch so herrlich vorgeleuchtet hat.

Nicht ohne die innigste Rührung vermag ich daran zu denken, wie eins seiner ersten Cassatios, wie er seine ersten, heiteren Quartette nannte, mein frühester Kunstgenuß und zugleich der schönste Paradeur meiner frühen Knabenvirtuosität war; wie seine an innerem Gehalt und Charakter immer wachsenden Quartette mir die beste Nahrung und Bildung und zugleich das entzückendste Vergnügen gewährten; wie auf meinen häufigen Reisen in England, und besonders in Frankreich, seine herrlichen Symphonien

1) Sein Tod erfolgte tatsächlich nur einige Monate später.

fast überall das Größte und Schönste war, was ich zu hören bekam; und dann später wieder seine größeren Singewerke für die Kirche und Konzertmusik auch mir den reichsten, angenehmsten Genuß gewährten; und ich dennoch diesen Helden, diesen Heiligen der Tonkunst durch einen Zusammenfluß von Umständen, nie eher selbst zu sehen bekam, ihm meinen heißen Dank für alle die Belehrung und Ergötzung nicht eher auf seine Lippen, auf seine väterliche Hand drücken konnte, als bis die höchste Geistes- und Körperschwäche es ihm selbst, wie mir, fast zum Leiden machte. Mit der innigsten, tiefsten Rührung schrieb ich bald darauf in sein prächtiges Stammbuch eine Chorkomposition zu den herrlichen Versen aus Goethes Euphrosine[1]):

Felsen stehen gegründet, es stürzt sich das ewige Wasser
  Aus der bewölkten Kluft schäumend und brausend hinab.
Fichten grünen so fort, und selbst die entlaubten Gebüsche
  Hegen im Winter schon heimliche Knospen am Zweig.
Alles entsteht und vergeht nach Gesetz; doch über des Menschen
  Leben, den köstlichen Schatz, herrschet ein schwankendes Los.
Nicht dem blühenden nickt der willig scheidende Vater,
  Seinem trefflichen Sohn, freundlich vom Rande der Gruft;
Nicht der Jüngere schließt dem älteren immer das Auge,
  Das sich willig gesenkt, kräftig dem schwächeren zu.
Öfter, ach! verkehrt das Geschick die Ordnung der Tage;
  Hilflos klaget ein Greis Kinder und Enkel umsonst,
Steht, ein beschädigter Stamm, dem rings zerschmetterte Zweige
  Um die Seiten umher strömende Schloßen gestreckt.

und fügte aus dem innersten Herzen hinzu: „Auch die Hülle des ewig unter uns fortlebenden Geistes, der uns ein neues genußreiches Leben erschuf, das so lange, als Töne der höchste Ausdruck des Unendlichen bleiben werden, jeder Nachwelt fortblühen wird, auch sie so früh erschüttert zu

1) Sie steht jetzt abgedruckt im dritten Heft meiner Kompositionen zu Goethe's Liedern, Oden usw. (Note d. Verf.).

sehen, erfüllte mein Innerstes mit der tiefen Wehmut, die der Seele des Dichters entquoll, und der ich zum Gedächtnis der mir unvergeßlichen, feierlichen Stunde Töne zu geben wagte. Denn ich preise mich glücklich, tief in das seelenvolle Auge geblickt, die liebreich segnende Hand an mein Herz gedrückt, mit Inbrunst an meine Lippen gedrückt zu haben."

Nie habe ich etwas mit tieferer Rührung niedergeschrieben und recht innig habe ich dabei gefühlt, wie ich, verläßt uns der Edle einst, vereint mit dem edlen Dichter Collin, seine Apotheose kräftiger und heißer als je etwas singen könnte, und — trennt uns das jetzt schrecklich waltende Schicksal nicht zu grausam, gewiß auch singen werde. Wie sehr mich auch zuweilen mit anderen, im stillen ruhig beobachtenden Seelen, die Leichtigkeit und anscheinende Saumseligkeit, mit der manches Wichtige, Große, schnell zu Beeilende, dem äußeren Anscheine nach behandelt wird, beunruhigt und mit leisem, innerem Schauer durchdringt, wird es mir doch schwer, an dem Glück der mutigen, vertrauensvollen, guten Seelen zu verzweifeln, die, in der sicheren Überzeugung, die Regierung habe überwiegende Motive zu dem Unternehmen und könne dem Kriege ohne Schande nicht ausweichen, voll frohem Mut und Vertrauen der Gefahr entgegengehen.

Achtundzwanzigster Brief.

Wien, den 1. März 1809.

Bei meinen freien, oft ganz absichtlosen Gängen in den Straßen und auf den Hauptplätzen Wiens lerne ich die Stadt erst recht kennen. Es gibt zwar keine so großen, weiten Plätze, wie man von dieser Kaiserstadt erwarten sollte, wenn man von dreimalhunderttausend Einwohnern und all den einzelnen Prachtgebäuden und großen Kunst- und Lustveranstaltungen fürs große Publikum hört und liest. Aber die Plätze: der Hof, der hohe Markt, der neue Markt, der Graben, der Platz vor St. Stephan, sind doch dem begrenzten Umfange der eigentlichen Stadt Wien, wenn man nur nicht an den drei, vier Meilen weiten Umfang ihrer ungeheueren Vorstädte gedenkt, eben nicht so ganz unangemessen, und alle sind schön bebaut und mit künstlichen Brunnen und Statuen verziert, die, wenn sie auch gleich nicht alle wahrhaft schöne, doch ansehnliche, den Platz zierende Kunstwerke sind.

Die größte Zierde einer großen Stadt besteht immer in einer großen, wohlhabenden Bevölkerung, der man Wohlleben und lustigen Lebensgenuß ansieht; und diese hat gewiß keine Stadt in der Welt in höherem, oder auch nur in so hohem Grade, als Wien. Alles lebt und webt im lustigsten Gewühle, und Tausende haben auch stets Zeit und Muße genug, vor den sehr schön aufgeputzten, reich angefüllten Läden der Gold- und Silberhändler, den Sammet- und Seidenzeugläden und Putzläden, und alle den unzähligen Niederlagen der zahllosen Fabriken allerart, welche Wien und ganz Ober- und Niederösterreich mit seinen zugehörigen Provinzen in so großer Anzahl und Vollkommenheit besitzt, stundenlang stehen zu bleiben. In Wien selbst wird unglaublich viel Gold und Silber auf alle mög-

liche Weise verarbeitet; ganze Straßen sind mit Gold-schmieden und Silberarbeitern, mit Gold- und Silber-drahtziehern, mit Goldplatnern, Vergoldern, Stickern, Po-samentierern angefüllt, und unzählige Läden prangen mit den prächtigen Wiener Borten und Spitzen und allen Er-zeugnissen jener Arbeiter.

Man versichert, daß den Drahtziehern ganz allein, deren Meisterzahl man zwischen vierzig und fünfzig angibt, jähr-lich an zwanzigtausend Mark inländisches, aus eigenen Bergwerken gewonnenes Silber von der kaiserlichen Kam-mer kontraktmäßig geliefert werde.

Sehr viele, prächtig aufgeputzte Läden prangen mit den Arbeiten der Argentafabriken, die fast nur Wien eigen sind. Sie verfertigen aus stark versilbertem, weißem Kupfer die prächtigsten Tafelservice, Leuchter, Kaffee- und Teege-schirre, alles in den schönsten Formen und der sorgfältig-sten Ausarbeitung, so daß ihre Arbeiten fast dem Silber gleich bezahlt werden und diesem fürs Auge und die Dauer fast auch in nichts nachgeben.

Wieviel inländisches Kupfer, Messing, Glockengut, Zinn und Eisen in den zahlreichen Fabriken in und um Wien verarbeitet wird, kann man sich schon durch den reichen Vorrat der zahllosen Niederlagen und Läden allerart überzeugen, wenn man auch nicht die größeren Veranstal-tungen von Kanonenfabriken und Bohrereien, Gewehr-fabriken und Gießereien in der Nähe der Stadt zu besuchen Zeit und Lust hat.

Besonders zeichnen sich für einen Fremden unter den ausgestellten Metallarbeitern die von der orientalischen Kompositionsfabrik aus; man sieht allerlei auffallende Ar-beiten von Kupfer in orientalischem Geschmack, im Feuer vergoldet, auch emailliert und gemalt.

Auch die brillantierten Stahlarbeiten und nach engli-



Anton Baron Spielmann
Nach einer anonymen Silhouette

scher Art geschlagenen, mit Silber plattierten Tisch-, Haus- und Leibgeräte sieht man häufig und schön ausgestellt.

Die Arbeiten der hiesigen großen, vortrefflichen Porzellanfabrik[1]) zeichnen sich nicht weniger vorteilhaft aus durch Mannigfaltigkeit und Schönheit der Formen und Malerei, besonders aber durch eine ganz einzig prächtige und dauerhafte Vergoldung.

Außer den Putzläden, vor denen gemeinhin eine Pariser Modepuppe fast in menschlicher Größe aufgeputzt steht, weilen die schönen Damen auch gerne vor den schön aufgeputzten Läden der Seidenzeuge und Sammte, die hier auch von der größten Schönheit und Mannigfaltigkeit häufig fabriziert werden.

Wenn man den Vormittag an einem hellen Tage einen Gang macht vom Hof durch den Kohlmarkt über den Graben und St. Stephansplatz, die Kärntnerstraße entlang, welche die ganze Stadt in schiefer Richtung durchschneidet, und nur hier und da durch die auffallendsten, glänzendsten Fabrikate, womit die Häuser und Läden aller jener Straßen und Plätze angefüllt sind, sich zum Stillstehen und Betrachten verleiten läßt, so kann man drei, vier Stunden zugebracht haben, ohne es zu merken. Dabei ist man unaufhörlich umgeben und umwühlt von dem lebhaftesten Getreibe des Handels, der von hier aus nach Ungarn und der Türkei, nach Italien, dem ganzen Reiche und den Hansestädten getrieben wird. Den ehemaligen sehr lebhaft getriebenen Handel nach den Niederlanden büßt Wien jetzt wohl großenteils ein. Den Verkehr mit Italien und der Türkei bezeichnen jetzt recht sichtlich die ungeheueren Vorräte von Baum-

1) Die Wiener Porzellanfabrik bestand von 1718—1864, ihre Blütezeit hatte sie unter Konrad Soergel Freiherrn von Sorgenthal zwischen 1784 und 1805 (s. W. Kisch, Die alten Straßen und Plätze von Wiens Vorstädten l. c., 2. Bd. S. 583ff.).

wolle, für die man keine bedeckte Niederlagen mehr hat, die in Säcken auf großen Plätzen, wie sonst das Holz, aufgestapelt stehen; und dennoch sind und bleiben alle Landstraßen damit immer noch angefüllt. Die Nähe des Krieges und des veränderten Systems läßt sich auch daran schon deutlich genug spüren.

Selbst die Geflügelmärkte besucht man nicht ungern, um die unglaublichen, täglichen Vorräte von dem feinsten, größten und mannigfaltigsten Geflügel allerart zu sehen. Das gewöhnliche, zahme Geflügel sieht man da von einer Größe, Fülle und Zartheit wie fast nirgend; außerdem die größten und schönsten Birk- und Auerhähne, Hasel- und Rebhühner, Fasanen in der größten Menge und Schönheit (die böhmischen werden allen anderen vorgezogen), wilde Tauben und Enten und Gänse, und eine Menge kleiner Vögel, deren Provinzialbenennungen unsereiner weder versteht noch behält.

Hasen, Hirsche, Rehe sieht man auf anderen Plätzen wieder aufgehäuft. Nieder- und Oberösterreich versorgt Wien unablässig mit dem großen Reichtum seiner Landeserzeugnisse. Auch Biber sieht man da häufig; oft dreißig, vierzig Pfund schwer; das Pfund wird nach dem jetzigen Kurse zu sechs, acht Gulden bisweilen verkauft. Sie können von unglaublicher Fettigkeit und Zartheit sein, und ein Ausländer muß sich deshalb oft erst daran gewöhnen, wie er in Hamburg wohl erst frische Austern essen lernt, weil er in seiner weit entfernten Heimat daran gewohnt wurde, sie stets altgeworden zu essen.

Die Triester Austern hat man hier auch den ganzen Winter hindurch sehr gut und frisch gehabt, und die seltensten, schönsten Fische aus den fischreichen Landseen der Provinzen und selbst aus dem Meere kommen hier, wie auch die prächtigsten Hummern, häufig für die Tafeln der Großen

und Reichen an. Ich habe zehn, zwölf Pfund starke, sehr feine, zarte Fische auf großen Tafeln gesehen, deren jeder sechzig, achtzig Gulden zur Stelle in Wien kostete. Der Fasching behauptet auch darin nun wieder sein altes Tafelrecht, und die großen Diners und Soupers werden immer häufiger und üppiger.

Wenn Wien aber auch nicht reich ist an solchen vollendeten Meisterwerken der Baukunst, die der Künstler und jedes Zeitalter als ewige Muster der Kunst anpreisen können und müssen, so besitzt es doch eine große Anzahl von prächtigen, imposanten Gebäuden, die eine Zierde jeder großen Stadt sein würden. Die Hof- und Staatskanzlei, die ungarische, die österreichische Kanzlei, das Münzhaus, die Zeughäuser, die Universität, die Reitschule, das neue Zollhaus, der erzbischöfliche Palast, die St. Stephanskirche mit ihrem herrlichen Turme, das Deutsche Haus u. a. m. sind Gebäude, deren Anblick dem höchsten Begriff des Großstädtischen völlig entsprechen.

Unter den Privatgebäuden gibt es auch viele von seltener Größe und Schönheit. Obenan steht der herrliche, alte Liechtensteinische Palast, dessen Anblick mich oft in die schönsten Städte Italiens hinzaubert, und vor dem ich nie vorübergehe, ohne in stiller Betrachtung zu verweilen. Man muß von sehr eklem Geschmacke und von großer Strenge in seinen Grundsätzen von Reinheit, Schönheit und Vollendung sein, wenn man nicht noch viele andere Paläste der Stadt schön und groß finden wollte. In den Vorstädten findet man auch viele Gebäude von schöner Architektur, wie Belvedere, der Schwarzenbergsche Sommerpalast, das Gartenhaus des Fürsten Kaunitz[1]) u. a., und mehr noch Gebäude von erstaunenswürdigem Umfange und Größe

1) Im VI. Bezirke, gehörte zuerst Wenzel Anton Fürst Kaunitz-Rietberg (1711—1794), dann den Esterházys.

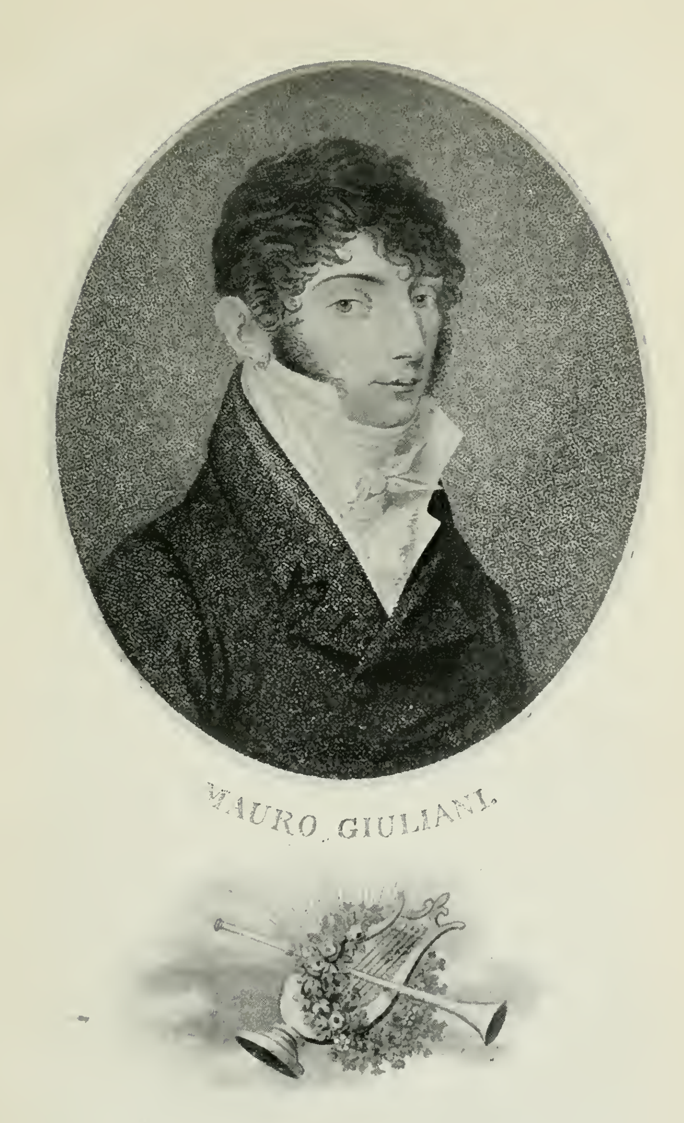
in der Ausführung und Einrichtung, wie alle die großen Krankenanstalten, Hospitäler, Invalidenhäuser u. dgl., deren jedes oft für sich eine kleine Stadt ausmacht, und den höchsten Begriff von Reichtum und Großheit geben.

Wer ein Freund von großen, alten, zum Teil prächtigen Kirchen und Klostergebäuden ist, findet hier nun gar Unterhaltung für viele Wochen, ja wohl Monate. Ich habe mich bis jetzt noch mit der herrlichen St. Stephanskirche begnügt, eins der größten Werke gotischer Baukunst, und denke nächstens auch ihren hohen Turm zu besteigen.

Das schönste Frühlingswetter ladet jetzt oft zu jedem möglichen Gang ins Freie, und hätte der Eisgang nicht so viel Wasser im Prater zurückgelassen, so würde man den auch schon häufiger besuchen. Um die Mittagsstunde werden indes doch schon Spazierfahrten hinaus gemacht; mich haben meine häufigen Morgenmusiken bis jetzt nur noch davon abgehalten, die gerade um die gewöhnliche Stunde der Morgenpromenade statthaben.

Daher ist es mir auch sehr lieb, daß die Liebhaberkonzerte der Frau von Rittersburg[1]), welche abends von sieben bis zehn gehalten werden, wieder angehen und die Fastenzeit über fortdauern werden. Die Einrichtung wird

1) Marianne (Ritter) Edle von Rittersburg (Ritterspurg), geb. Edle von Vogel, geb. um 1786 zu Wien, vermählt mit Wilhelm Edl. von Rittersburg, k. k. Fabrikationskommissär, seit 1810 von ihm geschieden, starb kinderlos nach langer Krankheit am 8. Juni 1832 zu Wien (Schottenbastei Nr. 115), 46 Jahre alt. Sie scheint die Freundin eines Rittmeisters Leopold v. Reinthal gewesen zu sein, der sie unterstützte und beerbte (s. ihre Verlassenschaftsabhandlung im Arch. d. Landesgerichtes in Zivilsachen sub Landrecht V, Nr. 106 ex 1832). Sie war durch ihre Schwester Rosalie v. Spielmann, geb. v. Vogel, mit der musikalischen Familie Spielmann verwandt (II, S. 26). Konzerte in ihrem Haus erwähnt Rosenbaum (s. I, S. 293, Anm. 2) Vgl. auch Totenprotokoll der Stadt Wien.



Karl Phil. Stubenrauch pinx., Joh. Friedr. Jügel skulp.

künftig auch für die Zuhörer vorteilhafter sein; man wird die Musik im mittleren Zimmer allein placieren und die Zuhörer in den beiden geöffneten Nebenzimmern sitzen lassen. In diesem Konzerte werden besonders angenehme, italienische Singsachen sehr gefällig ausgeführt. Die Frau von Rittersburg selbst singt sehr angenehm, und das Fräulein von Zois und die junge Frau von Frank, alle auch sehr hübsche, reizende Geschöpfe, singen zusammen mit einigen italienischen und deutschen Tenor- und Baßstimmen Ensemblestücke aus italienischen Opern und Operetten mit vielem Geist und Geschmack. Man fühlt sich oft in die italienische Bühne angenehm versetzt, wozu die äußerliche, liebliche und belebte Repräsentation gewiß nicht wenig beiträgt. Ein italienischer Bankier, Bridi[1]),

1) Josef Anton Bridi, in Firma Bridi, Parish & Cie., N. 820 in der Wollzeile noch 1818 existierend, wo sich Beethoven seiner bediente (s. Thayer-Riemann l. c., 4. Bd. S. 85, 86, 90). Bridi, Besana & Comp., Großhändler in Wien, unterstützten im Jahre 1797 das allgemeine Aufgebot mit einem Betrag von 2000 fl. (s. J. G. Megerle von Mühlfeld, Memorabilien, 1825, S. 222). Das „Jahrbuch der Tonkunst l. c., S. 10" schreibt schon im Jahre 1796: „Bridi, ein junger Großhändler. Als Dilettant ist er gewiß die Krone aller unserer Tenoristen. Er liest ohne Schwierigkeit alles vom Blatte weg und hat eine sanfte, seelenvolle Stimme, in welche er durch die gefühlvolle Methode so viel Zauber legt, als ihm selbst beliebt. In scherzhaften Arietten schäkert er, in pathetischen Arien deklamiert er mit ungeschminktem Ausdruck, und im Adagio sind seine Töne schmelzend; sein Rezitativ ist kräftig, wahr und hinreißend. Kurz, er ist ein wahres Kind der schönen Natur, schöpft aus dem Herzen und geht zum Herzen über. Wer ihn jedoch in seinem vollsten Glanze hören will, der muß ihn beim Klavier hören; eine große, volle Musik ist seinen feinen Manieren und weichen Modulationen weniger günstig." Noch im Jahre 1808 (S. 51) schrieben die „Vaterländ. Blätter": „Herr Bridi, unter den Dilettanten als ausgezeichneter Tenorist bekannt." Bridi ist wohl mit dem aus Roveredo, um 1776 gebürtigen Giusepe Ant. Bridi, Bankier, identisch, den Eitner l. c., 2. Bd., S. 191 als Verfasser

dessen Tenorstimme in einzelnen Tönen noch ihre frühere Schönheit und Fülle ausdrückt, singt da oft mit vielem Vortrage und Ausdruck. An schönen Baßstimmen zeichnet sich da ein Herr von Kiesewetter[1]), Herr von Henikstein und ein italienischer Abbé[2]) aus. Auch der Fürst von Lobkowitz nimmt mit seiner starken, vollen Baßstimme, mit der er ganz in die italienische Vortragsweise eingeht, oft lebhaften Anteil an den Ensemblestücken. Sein Orchester macht da den größten Teil der Instrumentalmusik aus, von welchem einzelne Symphonien und Ouvertüren oft sehr brav ausgeführt werden. Mehrere gebildete Dilettanten verstärken aber auch oft das Orchester. Den allerliebsten Gitarrespieler Giuliani[3]) hört' ich in diesem

des Buches: Brevi notizie intorno ad alcuni più celebri compositori di musica e cenni sullo stato presente del canto italiano, Rovereto 1827, 8°, anführt. Bridi errichtete auch in Roveredo berühmten Musikern einen Tempel, vgl. darüber: Allg. Musik-Ztg. Lpzg. 1824. S. 92; 1828, S. 678.

1) Rafael Georg Kiesewetter Edler von Wiesenbrunn, geb. 29. Aug. 1773 zu Holleschau in Mähren, gest. in Baden bei Wien am 1. Jan. 1850, war Beamter im Hofkriegsrat, seit 1807 Hofrat, 1845 als Hofrat pensioniert. Als Autorität auf dem Gebiete der Musikgeschichte bekannt (s. Wurzbach, 11. Bd., S. 252ff.). Die „Vaterländ. Blätter, 1808, S. 51" loben seine schöne Baßstimme, ebenso (ibid. S. 54) spielte er ausgezeichnet die Querflöte.

2) Es handelt sich wahrscheinlich um den Abbé Bevilacqua, den Sonnleithner (handschriftl. Material. sub Kärntnertortheater 1805) als Kammersänger des Fürsten Esterházy anführt. Allerdings schreiben die „Vaterländ. Blätter, 1808, S. 51": „Die sanfte Tenorstimme des Herrn Abbé Bevilacqua öfters zu hören, wäre der Wunsch aller Musikliebhaber", während R. oben behauptet, er hätte Baß gesungen. Bevilacqua war auch ein trefflicher Gitarrespieler (s. „Vaterländ. Blätter, l. c., S. 52").

3) Über ihn vgl. noch den trefflichen Artikel „Zur Geschichte der Gitarre in Wien" von Dr. Adolf Koczirz in „Musik-Jahrbuch aus Österreich, Wien, 1907, S. 14ff.". Danach ist Giuliani 1820 gestorben.

Konzert auch zum ersten Male, und mich verlangte sehr danach, ihn oft wieder zu hören.

Eine große Annehmlichkeit für die Unterhaltung gewährt dieses Konzert auch durch das angenehm gemischte Publikum aus allen Ständen. Man findet hier die ersten Männer des Staats und des Hofs mit den Familien des kleinen Adels und Bürgerstandes auf eine sehr gute, freie Weise vereinigt, und oft hat man noch nach dem Konzert eine angenehme Stunde der Unterhaltung.

Bei dem Fürsten von Lobkowitz währen die schönen Quartette und die Abendkonzerte für den Erzherzog Rudolph noch immer fort, ungeachtet der Fürst selbst im Begriff ist, zu seinem Bataillon nach Böhmen zu gehen. Letzt haben wir da auch einen sehr braven Schüler unsers Seidlers, den ältesten Sohn des Generals Yermoloffs, mit großer Fertigkeit und Reinheit ein schweres Konzert auf der Violine vortragen hören. Seidler selbst zeichnet sich bei jedem Konzert durch eigene Konzertsätze und durch seine vortreffliche Art aus, dem Erzherzoge die schweren Beethovenschen und Louis Ferdinandschen Trios zu begleiten, worin der brave Violoncellist Krafft oft auch seine alte Meisterschaft zeigt.

Kleine Proben[1]) von den beiden ersten Akten meiner Bradamante hab' ich auch schon bei dem Fürsten Lobkowitz gehalten, dessen Haus die wahre Residenz und Akademie der Musik ist. Zu jeder Stunde kann man da in dem besten, schicklichsten Lokale Proben nach Gefallen veranstalten, und oft werden mehrere Proben und Übungen in

1) Die „Allg. Musik-Ztg., Leipzig 1809, Nr. 28, Sp. 441 f." schreibt: „Reichardts in Wien geschriebene Oper, Bradamante, ist beim Fürsten Lobkowitz probiert und ebenfalls mit vielem Beifall aufgenommen; die öffentliche Aufführung derselben jedoch bis auf künftigen Herbst verschoben worden."

verschiedenen Sälen zu gleicher Zeit gehalten. Große Proben möcht' ich nicht gerne eher halten, als bis wir das Ganze beisammen haben, wozu der Kopist aber noch wenigstens acht Tage bedarf. Auch werden die Proben zu Glucks Armida, die nächstens wieder gegeben werden soll, und die Proben zu einer neuen Oper von Weigl, die zu seinem jährlichen Benefiz bestimmt ist, darin noch etwas hinderlich. Doch meint der eifrige Beschützer der Bradamante, der Fürst Lobkowitz, noch, mit dieser das Theater nach Ostern wieder zu eröffnen. Wenn er nur nicht selbst früher zur Armee wird gehen müssen! Denn alles ist jetzt in der größten Bewegung; nach den bayerischen und sächsischen Grenzen rücken bereits einige hunderttausend Mann vor. Die entferntesten Grenzregimenter rücken nach und fangen an hier vorüber zu ziehen. Auch die Landwehr setzt sich bereits in Bewegung, und mehrere der Kavaliere sind schon zu ihren Bataillons abgegangen. Alles drängt sich zum freudigsten Anteil, niemand will zurückbleiben.[1]) Ganze Bogen könnt' ich Dir mit Beispielen von dem tätigsten Patriotismus anfüllen. Was alle am meisten mit Sicherheit und Vertrauen erfüllt, ist die Überzeugung, daß im Generalkommando und im Ministerium die größte Einigkeit herrscht, daß alle, von der Unvermeidlichkeit des Krieges

1) Die „Briefe des . . Eipeldauers, l. c. 1809, 4. H., S. 37f." schreiben: „Herr Vetter, bei uns zeigt sich die gute Vorsicht zu unsrer Selbsterhaltung jetzt von allen Seiten, und d' Herzen von den treuen Unterthanen sind so zsamm gstimmt, wie d' Instromenter beim besten Musikorchester. Unsre brave Landwehr zieht schon in ein Paar Tägen an die Granitz fort, und alle brennen vor Verlangen, ihr Vaterland z' vertheidigen, wenn's angriffen werden soll. Es ist auch unter der Landwehr und den übrigen braven Militari ein völlige Herzensbruderschaft, und beide Theil schwören einander, daß s' als tapfre Waffenbrüder zsammhalten und einander nicht verlassen wolln."



Kardinal Erzbischof Rudolf, Erzherzog von Österreich
Lithographie von Friedrich Lieder und Karl von Saar

überzeugt, in vollkommener Übereinstimmung zu einem Zwecke wirken, daß dem Erzherzoge Karl das Generalkommando ohne alle Einschränkung anvertraut werden würde, und dieser also diesmal nur mit dem Degen Krieg gegen den Feind, nicht auch den lästigen inneren Krieg mit der Feder zu führen haben werde, daß der Kaiser und das Kabinett die Armee nur begleiten werden, um für die Unterhandlungen mit deutschen Fürsten, die man der intendierten Sache geneigt glaubt, und zur Anordnung eines neuen, großen Ganzen in der Nähe zu sein. Trügt man sich nicht in der Gesinnung der deutschen Fürsten und eilt man, ihnen die freie Äußerung ihrer Gesinnung zu erleichtern, so müssen die Wirkungen so großer Anstalten und eines so allgemein verbreiteten Enthusiasmus notwendig auch sehr groß werden.

Neunundzwanzigster Brief

Wien, den 6. März 1809.

Das war eine musikalische Woche, wie ich sie fast noch nie erlebt habe, und doch waren fast alle musikalischen Veranstaltungen in dem einen Fürst Lobkowitzischen Hause. Dieser edle Kunstenthusiast wollte nun noch, im Begriff zur Armee zu gehen, alles zusammendrängen, was ihm an Kunstgenuß besonders lieb und teuer ist. So hatten wir Montag[1]) vormittag bei ihm Opernprobe für die Aufführung des folgenden Tages; des Abends mit ihm Konzert bei der Frau von Rittersburg, wo wieder italienische Opernstücke sehr angenehm gesungen wurden. Dienstag abend[2]) ward auf dem recht hübschen Theater im Palast des Fürsten die Oper Camilla von Paër, vor einer zahlreichen, gemischten Gesellschaft, mit vieler Würde und Zusammenstimmung italienisch aufgeführt. Der Fürst selbst machte den Schloßvogt sehr gut und spielte ihn mit vieler Lustigkeit, seiner langen Krücke ungeachtet. Fräulein von Goubau, deren, oder deren Eltern große Bedenklichkeit, mit andern als mit adeligen Frauenzimmern aufzutreten, dieses interessante Schauspiel in diesem Winter eigentlich solange verzögert hatte, sang die Rolle der Camilla sehr gut, vieles auch ganz vortrefflich; weniger interessant war ihr Spiel. Aber ein italienischer Sänger, Bassi[3]), der im Hause des Fürsten lebt, spielte den Grafen ganz vortrefflich; er ist dabei ein schöner Mann von hohem Anstande; ehemals hat er auch eine sehr schöne Tenorstimme

1) Am 27. Februar 1809.

2) Am 28. Februar 1809.

3) Nicolo Bassi, geb. 1767 zu Neapel, gest. zu Vicenza am 3. Dez. 1825, Mitglied des Hoftheaters zu Wien von 1809—1812, von 1822 bis 1825 Regisseur (s. Ktlg. der Porträt-Sammlung der k. u. k. General-Intendanz usw. Wien 1892, S. 417).

gehabt, die aber leider jetzt sehr schwach ist. Das war auch der Fall mit einem Major Call[1]), von ansehnlicher und angenehmer Repräsentation, der seine Stimme durch eine Krankheit eingebüßt, für die gesellschaftliche Lust aber an deren Stelle eine ganz eigne, feine Kunst zu pfeifen gesetzt hat. Den Neffen machte der brave, kaiserliche Tenorsänger Simoni sehr gut, und die komische Baßpartie sang der Sänger Verri[2]), in Diensten des Fürsten, mit einer schönen, klingenden Baßstimme; er war nur im Spiel für eine solche feine, dem Theater ziemlich nahesitzende Gesellschaft zu sehr Karikatur auf die in Italien beliebte Manier. Zwei recht liebe Töchter[3]) des Kapellmeisters Wranitzky, in

1) Karl Freiherr Call von Kulmbach, früher von Rosenberg und Wiesenthain (1771—1848), Sohn eines Bozener Handelsmannes, trat 1790 in die österr. Armee ein und ward 1795 Unterleutnant, 1797 Oberleutnant, 1799 Hauptmann. Er zeichnete sich in diesem Jahre namentlich in der Schweiz aus und 1805 bei Caldiero. 1808 zum Major der böhmischen Landwehr ernannt, kam er als solcher zum Generalquartiermeisterstab, quittierte 1810 wieder, ward 1812 wieder angestellt und zeichnete sich 1813 in den Schlachten bei Kulm und Dresden rühmlichst aus. Für seinen Bajonettangriff bei Leipzig bekam er das Theresienkreuz. 1815 quittierte er zum dritten Male als Major und erhielt im Jahre 1835 noch den Oberstcharakter ad honores. Die letzten Tage verlebte er zu Wien, nicht ganz geschützt vor Mangel, vielleicht infolge seines etwas schroffen Charakters (s. Wurzbach, 2. Bd., S. 241).

2) Lodovico Verri, Mitglied des Wiener Hoftheaters von 1809 bis 1810, später Hofkapellsänger in Modena (1826), vgl. Ktlg. d. Porträt-Sammlung der k. u. k. General-Intendanz l. c., S. 416; (M. Voll), Chronol. Verzeichnis aller Schauspiele usw. Wien, 1807, S. 55, 169, wonach er schon am 25. Februar 1807 im Hoftheater debütierte.

3) Karoline Seidler, geb. Wranitzky, geb. 1790 zu Wien, gest. zu Berlin am 4. Sept. 1872, bildete sich unter der Leitung ihres Vaters aus und debütierte an der k. k. Hofoper, deren Mitglied sie vom 23. Febr. 1815 bis 1817 war. Sie ging sodann nach Berlin, wo sie bis 1838 mit großem Erfolge sang und zahlreiche glänzende Gast-

Diensten des Fürsten, machten die andern weiblichen Rollen recht hübsch und sangen recht artig. Besonders war die jüngere, die eben zum erstenmal auftrat, zum Bewundern frei und unbefangen. Das Orchester des Fürsten, welches durch einige vorzügliche Dilettanten verstärkt wurde, spielte auch recht brav. Kleider und Dekorationen waren mit Geschmack und anständiger Pracht veranstaltet, und so war das Ganze wirklich ein Schauspiel, wie man es nicht leicht irgendwo von Dilettanten erwarten und wiederfinden soll. Nach dem Schauspiel war großes Souper für eine glänzende Gesellschaft. Diese glückliche Vorstellung ließ es recht lebhaft bedauern, daß ein so geringes Hindernis eine solche feine, interessante Unterhaltung so lange hatte verschieben lassen, daß sie nun, durch die Zeitumstände behindert, nicht öfter genossen werden konnte. Sonst pflegt der Fürst den ganzen Winter über mehrere große, italienische Opern in seinem Hause zu geben, sowie solche auch auf seinen Schlössern in Böhmen gewöhnlich im Sommer und Herbste statthaben.

Mittwoch[1]) vormittag hatten wir wieder eine kleine

spiele absolvierte. 1817 hatte sie sich mit dem Konzertmeister Ferdinand Aug. Seidler vermählt, der 1840 starb (s. Wurzbach, 58. Bd. S. 143; Ktlg. d. Porträt-Sammlung d. Gen.-Intendanz l. c., S. 354). — Katharina Anna Kraus, geb. Wranitzky, geb. 26. Aug. 1798 (?), ebenfalls Schülerin ihres Vaters, sodann Salieris, war Mitglied im Hofoperntheater nächst dem Kärntnertortheater vom 1. Jänner 1817 bis 31. Dezember 1820, heiratete sodann und zog sich von der Bühne zurück, machte aber von Zeit zu Zeit Kunstreisen und gab zeitweilig Gastrollen. Stimme und Spiel stand bei ihr im harmonischen Einklang und sie glänzte besonders in tragischen Rollen. Ihr Tod erfolgte angeblich in Wien am 23. Juni 1851, was aber mit dem Totenprotokoll der Stadt Wien in Widerspruch steht, da sich unter diesem Datum ihr Tod dort nicht eingetragen findet (s. Wurzbach, 13. Bd., S. 355; Ktlg. d. Porträt-Sammlung d. Gen.-Intendanz l. c., S. 355).

1) Am 1. März 1809.



Nach der Natur gezeichnet von [illegible] — Auf Stein gezeichnet von G. Lüderitz

CAROLINE SEIDLER.

geb. Wranitzky

Berlin bei L. G. Lüderitz — Imp. lith. de Villain

Probe von den beiden letzten Akten meiner Bradamante. Nachmittags Quartett beim Fürsten, in welchem der Graf Amadé wieder sehr brav das Fortepiano spielte. Abends hatten wir Glucks Armida[1]) im Hoftheater, die aber den Abend so weit unter meiner Erwartung blieb, daß ich lieber gar nicht davon sprechen mag, bis ich eine bessere Aufführung gesehen haben werde. Angenehme, erwünschte Gesellschaft, in der ich mich befand, konnte mich allein bis zu Ende des Schauspiels im Theater festhalten. Welche mächtige Gefühle durchdrangen mich, besonders bei dem letzten Duett, in hohen Rückerinnerungen an Berlin! —

Donnerstag[2]) vormittag hatten wir eine große, vollständige Probe von meiner ganzen Oper, die viel besser ausfiel, als ich es von einer ersten großen Probe erwartet hätte. Das Orchester hat mir allen möglichen guten Willen und in vielen Partien auch recht viel Fähigkeit bewiesen. Einer der ersten Sänger hatte das Herz frei auszusprechen, was vielen andern deutlich genug auf dem Gesichte geschrieben stand. Er sagte mir: „Ihre Musik hat mich überrascht: das hab' ich nicht erwartet. Wie in aller Welt haben Sie solch ein Werk in so kurzer Zeit hervorbringen können?" Wenn ich die Masse von Musik, und besonders die Arbeit in den häufigen Chören betrachte, und dabei des täglichen Genusses des größten Weltlebens bedenke, möcht' ich mich fast selbst darüber wundern. Den Nachmittag ließ ich's mir noch bis spät abends sauer werden, mit den Sängerinnen die Partien noch einmal am Fortepiano durchzugehen. Abends war wieder großes Konzert für den Erzherzog Rudolph beim Fürsten Lobkowitz, wo neue, ungeheure Sachen von Beethoven mit

1) Am 1. März 1809 im Kärntnertortheater gespielt (s. Wien. Hoftheatertaschenbuch, 1810, S. 27).
2) Am 2. März 1809.

vieler Fertigkeit ausgeübt wurden. Wir hatten dabei auch noch einen sehr interessanten Wettstreit zwischen den beiden vornehmen Sängerinnen, der Gräfin Lunin und Fräulein von Goubau, die beide ihre ganze Kunst und ihr schönes Talent mit sichtlichem Eifer anstrengten. Die schöne, große Stimme des Fräuleins von Goubau erschien dabei in ihrer ganzen Herrlichkeit und schien in der glänzenden Gesellschaft über die größere und feinere Kunst der Gräfin Lunin zu siegen. Die Aufmerksamkeit und Unruhe der beiden teilnehmenden Väter war fast ebenso interessant anzusehen, als der Gesang der Töchter anzuhören.

Freitag[1]) abend hatten wir denn eine große, vollständige Konzertaufführung meiner Bradamante im Konzertsaal des Fürsten, der auch die Erzherzöge, der größte Adel und die feinsten Kenner und Dilettanten Wiens aus allen Ständen, samt allen hiesigen Kapellmeistern, beiwohnten. Ich hatte das Vergnügen da Salieri, Beethoven, Weigl, Clementi, Koželuch, Gyrowetz[2]), Umlauf[3]), Ries und fast alles, was sonst noch von Kapell-

1) Am 3. März 1809.

2) Adalbert Gyrowetz, geb. um 1767 zu Budweis in Böhmen, wurde, nachdem er von seinem Vater in der Musik unterrichtet worden war und anfänglich Jus in Prag studiert hatte, Sekretär in dem durchaus musikalischen Hause des Grafen Fünfkirchen, reiste mehrere Jahre in Italien, Frankreich und England unter höchst abenteuerlichen Schicksalen und wurde 1804 Kapellmeister am Wiener Hofoperntheater. Er hat an 30 Opern, 20 Ballette und eine Unzahl von Instrumentalkompositionen geschrieben. Gyrowetz, der noch im hohen Alter zu seinem Vergnügen täglich komponierte, starb in Wien am 22. März 1850 (s. Reißmann l. c., 4. Bd. S. 462f.; Eitner l. c., 4. Bd., S. 432ff.; Wurzbach, 6. Bd., S. 62ff. und seine Selbstbiographie, Wien 1848).

3) Michael Umlauf, Musiker, geb. zu Wien 9. Aug. 1781, gest. zu Baden 20. Juni 1842, Schüler seines Vaters Ignaz, erhielt zuerst

meistern und Komponisten hier ist und sich eben hier aufhält, zu Zuhörern zu haben. Teilnehmende Freunde haben beobachtet, daß dieser wichtige Areopag nicht nur dem Komponisten seinen ausgezeichneten Beifall bewiesen habe, sondern die ganze Gesellschaft schien mit dem Werke, wie der Dichter, sehr zufrieden zu sein und äußerte ihren enthusiastischen Beifall bei jeder effekttuenden oder ihnen gefälligen Stelle auf eine sehr erfreuliche Weise. Die Sängerinnen Milder, Laucher und Marconi taten Wunder für eine erste, große Ausführung der Art und ließen hören, daß ihre schönen Stimmen in dieser Oper mehr als je glänzen und effektuieren konnten.

Ein Baron von Drieberg[1]), der mir angenehme Briefe

eine Anstellung als Violinspieler im Hoforchester, wurde dann Weigl im Kapellmeisteramte zur Seite gestellt und zuletzt zum wirklichen Kapellmeister an der Hofoper ernannt. Als man die Hofoper einem Administrator in Pacht gab, trat er von seinem Posten zurück und lebte in Zurückgezogenheit. Er wurde jedoch später wieder auf seinen Posten gerufen, allerdings nur vorübergehend. Als Tonsetzer hat er nur wenig komponiert, dagegen genoß er als Dirigent einen vorzüglichen Ruf (s. Wurzbach, 49. Bd., S. 25f.).

1) Friedrich Johann von Drieberg (1780—1865), Musiker und Landwirt, geb. zu Charlottenburg bei Berlin, trat als Junker 1794 in das Leib-Karabinierregiment in Rathenow, nahm 1804 den Abschied und ging nach Paris, um Musik zu studieren, lebte seit 1809 in Wien (Eitner ist danach zu verbessern), mußte aber nach dem Tode seines Vaters seine Güter verwalten und verließ daher Wien im Jahre 1810. 1812 brachte er seine Oper „Don Tacagno" in Berlin zur Aufführung, der noch andere folgten. Seit 1816 beschäftigte er sich vorzugsweise mit der Musik der Griechen, lebte lange Jahre auf dem Lande und erst 1852 zog er wieder nach Berlin und Charlottenburg, wo er auch starb. Drieberg war ein etwas zerfahrenes Universalgenie, der sich heute mit einer Tauchervorrichtung, morgen mit einem Wörterbuch der Musik der Griechen beschäftigte. Er komponierte Opern, war dann wieder Landwirt und Hofmann (s. Eitner l. c., 3. Bd., S. 256f.). Über ihn vgl. auch „Aus dem Nachlaß Varnhagens von

aus Berlin brachte, der sich lange in Paris aufgehalten, und selbst ein braver Komponist sein soll, kam so zu gelegener Zeit an, daß ich ihn noch zu der glänzenden Abendgesellschaft mitnehmen konnte; er und auch Seidler, die alle meine Berlinischen großen Opern kennen, schienen mit dieser neuen, letzten Arbeit auch vorzüglich zufrieden zu sein.

Bei all diesem eignen Kunsttreiben hab' ich gestern und ehegestern noch einigen öffentlichen Veranstaltungen mit Vergnügen beigewohnt. Madame Hendel gab mit ihrem Begleiter, der sich Patrik Peale[1]) nennt, das lang erwartete Deklamatorium[2]) im kleinen Redoutensaal, der mit

Ense, Briefwechsel zwischen Varnhagen u. Rahel, Lpzg. 1874, 1. Bd., S. 124, 165, 170, 305", wonach er am 21. Febr. 1809 von Berlin nach Wien reiste. Drieberg erschien der Wiener Polizei als Anhänger der Franzosen verdächtig, wie ein Akt (P. A. im k. k. Archiv d. Minist. d. Inn. Fasc. Va, Nr. 2070a ex 1809) beweist. Danach sollte er nach einem Erlaß vom 7. März 1809 als ein Mann, der weiter keine Geschäfte hat, binnen 8 Tagen abgeschafft werden. Drieberg behauptete jedoch, mit dem Hoftheater in Verbindung zu stehen, dem er mehrere Opern anbot, und kam den Weisungen der Polizei nicht nach, da er sich am 4. April 1809 noch in Wien befand. Am 5. April wird berichtet: „Driebergs Benehmen habe bis jetzt noch nichts Anstößiges gezeigt, er beschäftigte sich mit der Musik, er habe ein Instrument (Triton) im Projekt, das nun Mälzel ausführen soll und das er vor dem allerhöchsten Hofe hier produzieren wolle; seine Verhältnisse mit der Theaterdirektion seien zwar auf die hierortige Erinnerung von derselben abgebrochen worden, allein, da er in Berlin seine Realitäten veräußert hat, so scheint es, daß ihn seine Musicomanie hier lange halten werde." Schließlich läßt man ihn wohl oder übel in Wien. Ein weiterer Akt (P. A. Nr. 967 ex 1810) besagt, daß er im Juni 1810 mit der Fürstin Teodora Jablonowska nach Paris reiste. Der Paß nennt ihn einen geborenen Berliner, 28 Jahre alt, Gutsbesitzer in Preuß.-Schlesien, war wohnhaft I, Nr. 1168 (alt).

1) Gustav Anton Freiherr von Seckendorff vgl. I, S. 272, Anm. 1.

2) Die Wiener Ztg. 1809, S. 519 und S. 1131, gibt zwei „Musikalisch-deklamatorische Akademien" der Mad. Hendel an, die eine fand am



Antonie Laucher

Joh. Putz sculp.

einem ungewöhnlich glänzenden Publikum angefüllt war. Ihre Art zu deklamieren kennst du. Herr Peale hat mir sehr gefallen, und ganz besonders im erzählenden Ton, in welchem er sehr fein das zarte Mittel zwischen malerischer Darstellung und trockner Erzählung hält. Auch in seinen ihm eignen Versuchen, die Deklamation mit Akkorden auf dem Fortepiano zu begleiten, und die Modulationen der Stimme den harmonischen Modulationen der Begleitung anzuneigen und mit ihr zu verschmelzen, hab' ich mehr gefunden, als ich erwartete. Meine Begriffe von der gänzlichen Verschiedenheit der Natur der Rede und der des Gesanges sind dadurch erschüttert, und ich selbst bin auf neue Betrachtungen geleitet worden. Indes war auch bei dem neuen Versuche nicht zu verkennen, daß die absichtliche Bemühung, die Deklamation dem Gesange anzunähern, ohne daß sie doch selbst zu Gesang werde, etwas Eintöniges und Singendes in die Deklamation brachte, welches sich zu dem widerlichen Jammern und Winseln hinneigte, welches uns in früherer Zeit an Ramlers[1]) übertriebener Deklamation so zuwider war.

Ein ganz anderes Publikum war in demselben Saale tags[2]) darauf in dem Morgenkonzert des jungen Violon-

Samstag den 11. Februar 1809 mittags zwischen 12 und 2 Uhr in der kleinen Redoute statt, die andere wurde am Dienstag, den 14. März, ebenfalls zwischen 12 und 2 Uhr, im kleinen Redoutensaale gegeben. Es fanden aber noch welche am 4. und 19. März statt (vgl. Allg. Musik-Ztg. Lpzg. 1809, Sp. 650). Es handelt sich hier oben also um die am 4. März. Über das Auftreten der Hendel in Wien vgl. auch „Das Sonntagsblatt, Wien 1809, Nr. 108 und 116".

1) Karl Wilhelm Ramler (1725—1798), Dichter, zuerst Theolog, von 1748—1790 Professor der schönen Literatur an der Kadettenschule in Berlin, sodann mit J. J. Engel, Direktor der kgl. Schauspiele, auf welche Tätigkeit Reichardt anspielt (s. Goedeke 2. A. 4. Bd., S. 100 ff.).

2) Am 5. März 1809.

cellisten Krafft versammelt, der mit recht vieler Fertigkeit und Sicherheit schwere Sachen von Romberg und von seiner eignen Arbeit spielte. Demoiselle Fischer sang auch wieder sehr brav in diesem Konzert. Man hört sie in solchen Veranlassungen, wo sie Gelegenheit hat, in selbstgewählten Kompositionen die ganze Kunst und Ausbildung ihres Gesanges anzubringen, und wo es der äußeren Repräsentation nicht bedarf, ganz vorzüglich gern, und nie verfehlt sie dabei des vollen Beifalls, den sie verdient.

In beiden Versammlungen fand ich unter den schönen, gefühlvollen Damen recht viel rotgeweinte Augen. Die Landwehr marschiert jetzt fast täglich aus, und alle Offiziere, deren Bataillone in den andern österreichischen Provinzen und in Böhmen stehen, begeben sich immer mehr und mehr dorthin.

Bei einem ansehnlichen Diner beim Bankier Peschier fand ich mich letzt auch mit vielen Fremden zusammen, die alle von ihrer Abreise sprachen, und mit einem Frankfurter verabredete auch ich, im Fall der Not Gesellschaft zu machen. Indessen werde ich mich nicht eher entfernen, als bis die Gesandten abgegangen sind, und der Erzherzog Karl selbst zur Armee geht. Man hatte auch seine Abreise schon seit einigen Tagen als ganz gewiß angegeben; sie ist aber wieder verschoben worden. Die fremden Gesandten sind auch noch alle hier, erwarten indes täglich ihre Rückberufung. Damit kontrastiert aber wieder völlig die Rückkehr des westfälischen Gesandten[1]), der im vorigen Monat nur kurze Zeit allein hier war, dann zu seiner Gemahlin nach Paris ging, und jetzt mit ihr, auf ausdrückliches Geheiß des französischen Kaisers hieher gegangen und eben an-

1) Graf d'Esterno (s. spät). Die Fremdenliste der Vaterl. Blätter (1808, S. 459) meldet tatsächlich am 17. Dezember 1808: „D'Esterno, Kgl. Westphäl. Gesandter am hiesig. k. k. Hof, kommt von Stuttgart."

gekommen ist. Auf sein Befragen hat er auch hier die Versicherung erhalten, daß der hiesige kaiserliche, für den westfälischen Hof bestimmte Gesandte, Graf Grünne, in kurzer Zeit nach Kassel abgehen werde.

Ich kann Dir also durchaus noch weiter nichts Bestimmtes melden, als daß der Krieg, aller dieser anscheinenden Widersprüche ungeachtet, unvermeidlich und gewiß zu sein scheint; daß ich mich dessenungeachtet aber, um mein angefangenes Werk nicht unvollendet zu lassen, so lange hier aufhalten werde, als der Rückweg noch offen bleibt. Nach wirklich ausgebrochenem Kriege noch hier zu verweilen, würd' ich doch Bedenken tragen, obgleich man mit mir, als einem Fremden, der für die kaiserlichen Hoftheater beschäftigt, und den man selbst ganz hier zu fixieren wünscht, wohl eine Ausnahme machen möchte. In dieser letzten Rücksicht hat man mir bereits sehr ansehnliche Vorschläge getan; die gegenwärtige unruhige, schicksalschwangere Zeit widerstrebt denn aber doch zu sehr einem festen, förmlichen Abschlusse.

Die Meinung der Oberdirektion über die Zeit der ersten Aufführung meiner Oper ist auch wieder ebenso geteilt, als sie es damals über die Wahl der ersten Oper war. Die sich damals ganz dezidiert für die Bradamante entschieden, wollen nun auch, daß sie zur rechten Zeit und für das rechte Publikum zuerst erscheine. Das große Opernpublikum und mit ihm die Seele der großen Oper, der Fürst Lobkowitz, verläßt nun aber zum größten Teil diese Hauptstadt; alle die edlen Patrioten wollen durchaus tätigen Anteil an dem wichtigen Kriege nehmen. Den Fürsten hält nur noch seine bevorstehende Ernennung zum Ritter des Ordens vom goldnen Vließe[1]) hier, sonst

1) Lobkowitz wurde 1809 zum Ordensritter des goldenen Vließes ernannt (s. Staatsschematismus f. 1811, S. 8).

wäre er schon in Böhmen. Die meisten gehen in diesen Tagen ab.

Ich kann das Schicksal meiner Oper um so sicherer so edlen Händen anvertrauen, da ich ihren Eifer dafür in allen ihren Äußerungen und Handlungen nur zu sehr erkenne. Sie bezahlen mir die Oper sogleich, als wäre sie wirklich schon aufgeführt, und zwar reichlicher, als sie bisher die Kompositionen großer Opern bezahlt haben; sie wollen hernach meine Rückkehr für die erste Aufführung abwarten und mir die doppelten Reisekosten wieder ersetzen, wenn ich ihnen meine zweite Oper herbringe.

Andere Mitglieder der Direktion sagen unzufrieden wieder dagegen, man müsse gerade jetzt die neue Oper geben, teils weil sie manche kriegerische Beziehung hat und als ein Zeitstück betrachtet werden kann; teils aber auch, um das Publikum, welches man durch die Erhöhung der Theaterpreise unzufrieden gemacht und zum Teil von den Theatern entfernt hat, wieder durch Neuigkeiten herbeizuziehen.

Diese Neuerung kam freilich jetzt eben nicht zur gelegensten Zeit. Sie war sehr billig und vernünftig beschlossen zur Zeit, als man Iffland mit großen Anerbietungen gerufen hatte, und auch täglich seiner Ankunft entgegensah, als man den großen Tänzer Dúport[1]) mit noch größeren Vorteilen aus Paris verschrieben, und ebenso einen neuen, berühmten, französischen Ballettmeister und mehrere kostbare Künstler kommen lassen wollte. Diese verursachten eine neue jährliche Ausgabe von wenigstens hunderttausend Gulden. Es war also billig, die durch den seit Jahren

1) Louis Antoine Duport, geb. 1783, gest. zu Paris 18. Oktober 1853, ehemals Tänzer (seit 1808) und Ballettmeister am Hofoperntheater, Pächter desselben als Geschäftsführer Domenico Barbaja's 1826 bis 1828, selbständig vom 1. Sept. 1830 bis 31. März 1836 (s. Ktlg. d. Porträtslg. d. k. k. General-Intendanz l. c. S. 274).

so sehr gefallenen Kurs des Papiergeldes zu gering gewordenen alten Theaterpreise verhältnismäßig zu erhöhen, und das ganze reiche und wohlhabende Publikum würde sich für eine solche Vermehrung seines täglichen Vergnügens zur Zeit der Ruhe, auch gerne einen etwas höheren Preis gefallen lassen haben. Nun aber, da der Krieg auszubrechen bereit ist, ein sehr großer Teil des Theaterpublikums Wien verläßt, und der zurückbleibende wohl selbst in der Zeit der Sorge und Ungewißheit die Lust des Theaters weniger suchen und genießen möchte; da Iffland, Duport, der Ballettmeister und seine Gesellen nicht gekommen sind, die ansehnlichsten französischen Mitglieder des Balletts, ihrer Verbindungen und Äußerungen wegen, vielmehr fortgeschickt werden; jetzt geschah die Einführung einer solchen Preiserhöhung wohl eben nicht zu rechter Zeit. Viele der wichtigsten Mitglieder der Direktion, wie die Fürsten Schwarzenberg, Lobkowitz u. a. haben auch dagegen protestiert; die Mehrheit der Stimmen hat aber für die Einführung entschieden. Die Folge davon zeigt sich auch schon sehr merklich; die Theater sind meistens leer. Doch beweist sich auch hier wieder der gutmütige, ruhige Charakter des Volks; nirgend kam es noch zu tumultuarischen oder auch nur lauten Äußerungen des Unmuts. Man begnügt sich, wegzubleiben und dadurch sein Mißfallen deutlich genug auszudrücken. Wenn man damit die energischen, oft wütenden Szenen des englischen Volks bei solchen öffentlichen Veranlassungen, und namentlich auch bei den Preiserhöhungen in den neuen, prächtigen Theatern von London vergleicht, so kommt einem das ganze hiesige Publikum wie eine wohlgezogene, in geregelter Eintracht lebende Familie vor. Solche Familien pflegen nun zwar selten die geistreichsten und kräftigsten zu sein; es lebt sich aber doch gar gut und friedlich mit ihnen.

Dreißigster Brief

Wien, den 14. März 1809.

Der patriotische Eifer des ganzen Volks wächst mit jedem Tage; alles, was die Flinte tragen kann, will mit in den Krieg, drängt sich dazu. Es ist ein großer, herzerhebender Anblick. Diese glückliche Stadt, dieses lustige Wohlleben verlassen die braven Männer, die rüstigen Jünglinge der Landwehr beschützen jetzt die stattlichen Bürger mit demselben Eifer, demselben frohen Mut, derselben Lustigkeit, mit welchen sie sonst ihren Gewerben und Vergnügungen nachgingen. Man muß den feierlich frohen Ausmarsch und Durchmarsch der Truppen, auch bei dem abscheulichsten Wetter der stets wechselnden, verspäteten Jahreszeit mit ansehen; man muß die feierliche Einweihung[1]) der Fahnen in der herrlichen, vom Hofe und Volk angefüllten St. Stephanskirche mit angesehen haben, bei welcher die Kaiserin und die Erzherzöge, nach einer feurigen patriotischen Predigt, selbst geweihte Nägel in die Fah-

1) „Am 9. März (1809) früh um 8 Uhr sammelten wir uns alle auf dem Glacis und gingen von da nach 9 Uhr in Reih und Glied auf die großen Plätze in die Stadt, sechs Kompagnien aber nach der Kirche zu Sankt-Stephan. Um 10 Uhr kam unsere vielgeliebte Landesmutter Maria Ludovika, begleitet von den Garden, von zwei Kompagnien Wehrmänner und der berittenen Bürgerschaft, unter dem Ruf von vielen tausend Stimmen, Gott erhalte sie — die liebe Mutter, die wir durch deinen höchsten Beistand, Marien Theresien gleich, gegen ihre Feinde gewiß schützen werden, in dem Tempel Gottes an. Der fromme Greis Graf von Hohenwart, Erzbischof von Wien, segnete ihren Eingang, segnete unsere Fahnen. Unsere erhabene Kaiserin, unser Generalissimus Erzherzog Karl und Erzherzog Maximilian hefteten nun unsere geheiligten Fahnen an die Stangen ..." (s. [Al. v. Bergenstamm] Materialien zur Geschichte der österreichischen Landesverteidigung, insbesondere der Landwehre usw. Wien 1809, S. 52f.).

nen der Landwehr einschlugen, und sie dann in feierlicher Prozession zu Fuße begleiteten, um sie auf dem weiten, mit vielen Tausenden vom Militär und Volk angefüllten Platze den Bataillonen mit herzlichen, patriotischen Anreden zu übergeben; man muß den lebhaften, allgemeinen Eindruck gesehen, den freien, vollen Jubel mit angehört haben, um sich einen Begriff davon zu machen, was ein mit seinem Zustande und seiner Regierung zufriedener Bürger heißt und ist. Mütter, Weiber, Geliebte, Geschwister aus allen Ständen füllen an solchen Tagen unter Regen und Schneegestöber Wege und Wälle und sehen ihre Männer, Söhne, Freunde, Brüder mit frohem Mute und vertrauenvollem Auge zur Verteidigung ihres geliebten Vaterlandes, in welchem ihnen allen so wohl wird, ins Feld ziehen. Von der schönen Kaiserin, die selbst an allen solchen Ausmarschtagen nicht Wind, nicht Wetter scheut und zu Fuß auf den Wällen erscheint, bis zum netten, zierlichen Hausmädchen, war alles ebenso froh als gerührt bei den herzerfreulichen Szenen, und das Ganze gab ein großes Bild von hoher Glückseligkeit.

Auch die Adeligen aus den größten und reichsten Familien erscheinen hier als wahre Staatsbürger. Fürsten und Grafen errichteten nicht bloß ihre Landwehrbataillone und stellten sich selbst an deren Spitze; viele von ihnen marschieren als Subalterne in Bataillones, die von Bürgerlichen, oder Männern aus dem sogenannten kleinen Adel, errichtet und kommandiert werden. Noch jetzt, in den Tagen des völligen Ausmarsches, drängen sich viele edle Jünglinge und Männer des hohen Adels in die Reihen der Landwehrmänner. Der liebe, feine, junge Graf Stadion,[1]) der Ursache genug hatte, hier zu bleiben und es anfangs auch willens war, hat dem inneren Drange doch nicht

1) S. I, S. 326.

widerstehen können; er hat sich schnell equipiert, und ganz unerwartet sah ich ihn gestern neben dem Gliede eines Landwehrbataillons marschieren, welches der Baron von Steigentesch errichtet hat und kommandiert. Manchem des hohen Adels war es nicht genug, ein Bataillon Landwehr errichtet zu haben und zum Schutz des Landes an die Grenzen zu führen; er errichtete auch noch auf eigene Kosten eine oder mehrere Kompagnien Jäger und führt sie selbst an, sicherer, so den Feind zu sehen, wie mein lieber Fürst Lobkowitz, der in der letzten Zeit, bei all seinem eifrigen Kunsttreiben, die Errichtung seiner Jäger mit dem größten Eifer und mit einem Aufwande getrieben, der selbst seine großen Einkünfte weit übersteigt. Andre folgen dem edlen Beispiele des Fürsten Kinsky, der sein Bataillon Landwehr einem andern übergab und für sich lieber als Hauptmann in ein Linienregiment eintrat, um ja vornan im Kampfe zu sein. Unzählige Beispiele von echtem Bürgersinn in allen Klassen und Ständen ließen sich aufzählen, und tätige Patrioten werden es hoffentlich auch wohl tun. Wien und Österreich wird dem Ausländer darin in einem ihm neuen, befremdenden Charakter erscheinen.

Die größten Handelshäuser sehen sich entblößt vom größten Teil ihrer Kontorgehilfen und Diener. Buchhalter, Kassierer, Kopisten, alles will mit gegen den Feind. Die Kinder vieler der ersten Häuser, wie das Haus Lobkowitz, Dietrichstein u. a. m. bleiben ohne Hofmeister und Lehrer, weil auch diese sich nicht des tätigen Anteils begeben wollen. Ganze Bataillone von studierenden Jünglingen wurden errichtet. Die Schauspiele verlieren durch diesen allgemeinen Eifer manches Mitglied und bleiben ohne Figuranten und Statisten. Vergangene Woche hat man in dem großen Theater an der Wien eine große Oper,



FERDINAND FÜRST KINSKY.

Lithogr. von Josef Kriehuber

die viel Spektakel hatte, fast ohne alle Komparsen und Statisten geben müssen, weil sie alle schon abmarschiert, oder doch schon in Bataillone eingetreten waren. Hier werden jene gewöhnlich durch bürgerliche Leute, nicht durchs Militär besetzt. Dies ist auch eine der Ursachen, aus welchen sich der Fürst Lobkowitz zu dieser Zeit der Aufführung unsrer Bradamante widersetzt, die so sehr viel Spektakel hat und bürgerliche und militärische Komparsen und Figuranten die Menge erfordern wird.

Die Zurückgebliebenen werden nicht weniger tätig durch ansehnliche Beiträge allerart für die Landwehrmänner, ihre zurückgebliebenen Weiber und Kinder, und für den Fall, daß diese durch den Krieg verwaist würden, auch durch Beförderung und Verbreitung belehrender, aufmunternder Schriften und Korrespondenzen. Collin, der edle Mann und Dichter, verließ den tragischen Kothurn und sang Kriegs- und Siegsgesänge fürs Volk voll Kraft und Leben.[1]) An einem Morgen der vergangenen Woche

1) Wir begnügen uns hier, hauptsächlich auf das ausgezeichnete Buch: „Achtzehnhundertneun. Die politische Lyrik des Kriegsjahres. Hg. von Rob. F. Arnold und Karl Wagner. Wien, 1909, S. 321 ff." hinzuweisen, wo Collins Landwehrlieder ausführlich abgehandelt werden. Wir führen hier indessen die Titel einiger anderer Kriegslieder an, die den Verfassern entgangen sind. 1. (Anonym.) Volks-Lied auf die dermaligen Verhältnisse gestimmt im Tone des beliebten Volkslieds: Gott erhalte unser'n Kaiser, Unser'n guten Kaiser Franz. O. O. u. J. 4 Bl. 8⁰. (Wird verkauft um 4 Kr. . . zur Unterstützung der . . . Weiber und Kinder der . . . Wehrmänner.) Verfasser war Josef Holbein von Holbeinsperg (s. k. k. Arch. d. Minist. d. Inn. P. A. VII a, Nr. 4022 a ex 1809); 2. (Anonym). Die Stimme aus der Wüste. 4 S. 8⁰. („Bonaparte! Deine Stunde naht; — Die verhängnisvollen Würfel liegen . . ." [sechs Strophen in Ottave rime]); 3. Wehrmanns-Lieder, nach bekannten Melodien. Von J. G. v. C. Unterleutnant der 2ten Schützen-Compagnie des ersten Grätzer Landwehr-Bataillons. Vign. II. Abteilung. — Der Österreicher hat ein Vaterland, Und liebt's

hat er sie mir mit dem ganzen Gefühl des Patrioten und Dichters vordeklamiert, und eins davon selbst nach seiner eigenen Melodie vorgesungen. Er lebt und webt ganz in der Ehre und dem Glück seiner Nation. Weigl und Gyrowetz komponieren seine Lieder. Diese werden mit großen, feierlichen Zubereitungen in den Theatern und großen, öffentlichen Konzert- und Redoutensälen, nicht zum Antriebe, sondern zur Erhebung und Stärkung der Zurückgebliebenen, mehrmalen mit voller großer Musikbesetzung abgesungen werden. Die Einnahme solcher Aufführungen, die gewiß groß sein wird, ist auch den Witwen und Waisen der fallenden Landwehrmänner bestimmt.

Wie oft sich auch der teilnehmende Menschenbeobachter beim Anblick der Zerstörung, welche die letzten Eroberungskriege über Europa gebracht, damit getröstet haben mag, daß im Grunde doch wenig wahre, rein genossene Glückseligkeit in der jetzigen eitlen, mit sich selbst in Zwiespalt lebenden, europäischen Welt zerstört wurde; daß so wenigen Menschen doch eigentlich recht wohl in ihrer Haut ist, so wenige Familien in der vollen Einigkeit der Gesinnungen, im ruhigen Genuß ihrer selbst und der durch Fleiß und Ordnung errungenen Vorteile leben; daß die meisten Menschen fast immer über den ihnen gebührenden Platz und Wirkungskreis hinausstreben, ihren eitlen Begier-

und hat auch Ursach', es zu lieben. Schiller. — Grätz, 1809, 2 Seit. mit 2 Bl. gest. Not. (Enthält zwei Gedichte: a) Abschied; b) An mein Mädchen.) Arnold Wagner, l. c. S. 367 ff., ist nur die erste Abteilung dieser Veröffentlichung bekannt geworden; 4. Argumentum ad hominem oder Aufruf eines Gerichtsherrn und Gutsbesitzers in Kärnten an seine Untertanen zur allgemeinen Landwehr im Jahre 1808, 1. Bl. Fol. Unterzeichnet mit: Enzenberg [Frz. Jos. Graf]. Arnold-Wagner, l. c. S. 376, ist der Einzeldruck unbekannt geblieben. Nr. 2, 3 und 4 befinden sich im k. k. Archiv d. Min. d. Inn. zu Wien (P. A. Fasc. VII a, Nr. 3287 a ex 1809).

den, deren vollkommenste Erfüllung so selten wahren Lebensgenuß gewährt, soweit über ihr Vermögen hinaus den Zügel schießen lassen; daß vom Höchsten bis zum Niedrigsten fast alles im Zustande des Bankrotts sich befindet, und daher fast allen mit der Veränderung ihres Zustandes gedient ist, selbst vom bessern zum schlechtern, weil sie das Bessere nicht recht erkannten, würdigten und festzuhalten wußten, das Schlechtere ihnen als neu, wohl reizend entgegenglänzt; — wie oft diese Betrachtung den teilnehmenden Menschenbeobachter auch getröstet haben mag, hier in Wien, in den kaiserlichen Erblanden wird ihm dieser Trostgedanke nicht leicht kommen können, hier wird wirklich ein echt gegründeter Wohlstand auf die froheste Weise allgemein genossen. Überall ist man im Besitz alles dessen, was das Leben äußerlich angenehm macht, überall wird es mit der sichern Behaglichkeit und Lustigkeit genossen, die nur aus dem Vertrauen auf die Dauer und Unzerstörbarkeit des Zustandes hervorgeht, und durch welches er wirklich dauernd wird. Man will nicht mehr, als man hat; man ist zufrieden damit, es ohne Plackerei genießen zu können. Der gemeine Mensch schreitet nicht leicht über diesen Kreis des reellen Bedürfnisses und Genusses hinaus; politische, moralische Grillen und Grübeleien kümmern ihn nicht leicht; das für ihn Unerreichbare läßt ihn das ihm Näherliegende, ihn ganz Befriedigende, keinen Augenblick verabsäumen; er lacht gar herzlich des eitlen Bestrebens andrer Völker nach einer schimärischen Weisheit und Tugend, einer eingebildeten Vollkommenheit, der am Ende doch wohl nur die erbärmlichste aller Untugenden und Unvollkommenheiten, die Eitelkeit, zugrunde liegt. —

Freilich sieht man bei solchem eitlen Streben nur zu oft das einfache, wahrhaft gefühlte Leben, die Pflichten des

Bürgers und Staatsbürgers verabsäumen; ja man kann es fast als einen sichern Erfahrungssatz annehmen, daß, je eifriger das Bestreben eines Bürgers und Hausvaters nach jener eingebildeten, eitlen, moralischen Vollkommenheit äußerlich hervortritt, je geplagter und gedrückter auch seine nächste Umgebung sein wird. Wer philosophische Bauern, mystisch-poetische Schuster, pädagogische Groß- und Kleinmeister und politische Freiheitsschwärmer in ihrem innersten Familienleben gekannt und beobachtet hat, wird jene traurige Erfahrung in der modernen Welt nur zu oft bestätigt gefunden haben.

Von alledem lassen sich die wohlgenährten, lustigen Österreicher nichts anfechten; sie genießen ihr sicheres Leben, im Vertrauen auf ihren Gott und Kaiser und auf ihr unerschöpfliches Vaterland, rein aus, vermehren sorgenfrei und ohne künstliches Herbeischleppen und Einimpfen heterogenen, fremden Gesindels ihr lustiges Geschlecht, das früh zwanglos in den Ton der Alten mit einstimmt, bauen ihr schönes, fruchtbares Land zu eigenem Gewinn, ohne übermäßige Anstrengung, lustig an und führen meistens ihren Handel und ihr Gewerbe in noch schönere, südlichere Länder, deren schlechtere, innere Verfassung ihnen meistens zu einem wohltätigen Spiegel für ihren eignen, glücklichern Zustand dient. Von keiner Seite sieht der glückliche Österreicher einen Nachbarn, dessen Anblick nicht sein Hochgefühl für sein wohltätiges Vaterland erhöhte. Für die guten, glücklichen Österreicher wäre jede gewaltsame Veränderung Verlust und Verschlimmerung; auch bei der schonendsten Ansicht könnte durch fremde Einwirkung nur aus den gutmütigen, behaglichen, lustigen Kindern der Natur, jetzt noch offen und empfänglich jeder moralischen Verbesserung und Vervollkommnung, welche die Zeit und ihr wohltätiger Geist schon von selbst leise


Painted by Rœhmel.
Engraved by F. John.
Freyherr v. Kienmeyer
K.K. General
Wien verlegt bey Jos. Eder.

herbeiführen wird, ein Volk von gewitzigtern, gierigen, sich selbst zerstörenden Egoisten werden.

Wenn man hier in großen, bürgerlichen Häusern Gelegenheit hat, sich mit den wirklich tätigen Staatsbeamten und Geschäftsmännern, unter denen es recht viele denkende und unterrichtete Männer gibt, über die Nation und ihren Zustand zu unterhalten: so hat man oft die Freude zu sehen, daß urteilsfähige Männer keineswegs blind für ihr Volk und ihre Regierung eingenommen sind; sie kennen sehr wohl die Fehler und Mängel beider, urteilen nach Erfahrung und durchdachten Gründen darüber, ohne ihre Nachbarn und deren einzelne Vorzüge an wissenschaftlicher Ausbildung zu verkennen oder gar herabzusetzen, wie es bei dem ersten Erwachen unter Josef so oft der Fall war, und fast immer bei jeder Nation es ist, die aus irgendeinem moralischen oder religiösen Schlaf plötzlich aufgeschüttelt wird und nun schnell einige rasche Schritte zu ihrer Verbesserung und Vervollkommnung tut. Nie wird man von jenen Männern aber gewagte oder frech ausgesprochne Urteile und Forderungen zu gewaltsamer Änderung und Neuerung hören. Sie sehen und würdigen das überwiegende Gute des gegenwärtigen Zustandes zu richtig und erkennen mit sicherm Auge den tiefliegenden Keim zu jeder Verbesserung und Veredlung, die immer bei ganzen Staaten, wie beim einzelnen Menschen, am wohltätigsten und kräftigsten aus der eignen gesunden Natur hervorwachsen, die sich auch nicht leicht da, wo sie mächtig genug ist, um etwas Rechtes und Bleibendes hervorzutreiben, durch einzelne ängstliche Gegenwirkungen zurückdrängen läßt. Unter jener Klasse von Männern, die schon durch ihr Amt und Geschäft zum ruhigen Zurückbleiben in der Heimat gezwungen sind, findet man auch die meisten derer, die mit dem gegenwärtigen, nach ihrer

Meinung zu rasch begonnenen Kriege nicht ganz zufrieden sind und nicht den ganzen, vollen Erfolg für Deutschland davon erwarten, von dem die eifrig Rüstenden und Vordringenden so überzeugt sind, wie man es sein muß, wenn man etwas Großes und Ganzes bewirken will. Aber darum hört man jene doch nie über den einmal gefaßten Entschluß der Regierung laut werden. Mit der Vorsicht und Würde echter Staatsbürger wägen sie wohl im vertrauten Gespräch und räsonierenden Streit Gründe gegen Gründe ab; aber nie hört man Meinung gegen Meinung mit Ungestüm behaupten. Auch bei den angesehenen Militärpersonen findet man fast durchgängig diese weise Mäßigung und die ruhige Ansicht, die sich nicht mutwillig über Gegenstände täuscht und Beschämung bereitet. So erlebt' ich letzt den recht bedeutenden Moment in einer kleinen, feinen Mittagsgesellschaft, daß der sehr brave, durch Ansehen und Charakter Achtung und Vertrauen einflößende General Kienmayer[1]), bei Gelegenheit der bittern

1) Michael Freiherr von Kienmayer, geb. zu Wien am 17. Jan. 1755, gest. ebda 28. Okt. 1828, General der Kavallerie und Kommandeur des Maria-Theresien-Ordens, trat 1774 in die österreichische Armee ein, wo er sich bereits 1779 als zweiter Rittmeister auszeichnete. Für seine Waffentaten im Türkenkriege wurde er Major, am 1. August 1789 Oberstleutnant, noch im selben Jahre Oberst; am 28. April 1794 in Anerkennung seiner Waffentaten in den Niederlanden außer seinem Range Generalmajor und erhielt nach dem Lüneviller Frieden das Militärkommando zu Troppau, am 4. Sept. 1799 Feldmarschalleutnant, als welcher er nach dem Preßburger Frieden als Divisionär nach Olmütz, später nach Fünfkirchen kam, am 31. Juli 1809 General der Kavallerie. Nach dem Kriege von 1809 zum Inspektor der Kavallerie ernannt, kam er im Juni 1813 als Interimskommandierender nach Galizien, im Oktober 1814 als wirklich kommandierender General nach Siebenbürgen und 1820 in gleicher Eigenschaft für Mähren und Schlesien nach Brünn, wo er am 26. November 1824 sein 50jähriges Dienstjubiläum feierte. Endlich trat er

Äußerung eines Fremden gegen den Feind, der bekriegt werden sollte, mit großer Würde und Besonnenheit von der Achtung sprach, die man einem solchen Feinde selbst schuldig wäre; die ganze Unterredung nahm dadurch einen Charakter an, den man nur unter den gebildetsten Menschen findet. Von solchen Männern läßt sich denn doch wohl etwas erwarten.

Das Ministerium kann daher auch seine Absichten und Pläne um so leichter vor der Menge geheimhalten, und man muß wirklich sehr gute Verbindungen und das Vertrauen wichtiger Personen haben, um etwas davon zu erfahren. Die im Bureau des Erzherzogs Karl Tag und Nacht arbeitenden Offiziere und Geschäftsmänner meiden selbst die meisten Gesellschaften, und wo sie sich einfinden, sind sie gewiß nicht die lautesten und beredtesten. So auch die aus dem Bureau des auswärtigen Departements; und ich mache darin ganz neue Erfahrungen, die nicht wenig von wahrer Charakter- und Geistesbildung zeugen.

So zeigt sich hier wirklich der wahre, echte Patriotismus in jeder Gestalt, und es wäre gewiß nicht wenig zu verwundern, wenn so gute und große Zubereitungen der Ausführung nicht entsprechen sollten, bei der am Ende freilich alles auf den einen leitenden Geist ankömmt.

Die Gesandten sind noch alle hier, und ich habe vor einigen Tagen noch bei dem westfälischen Gesandten mit andern derer ein sehr angenehmes Diner erlebt. Du weißt, es ist ein Graf d'Esterno[1]), dessen

kränklichkeitshalber am 1. Dezember 1826 in den Ruhestand. Er zeichnete sich namentlich vor den Türken, in den Koalitionskriegen und in der Schlacht von Aspern aus (s. Wurzbach, 11. Bd., S. 244ff.).

1) D'Esterno kam 1808 nach Stuttgart als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, von dort im November 1808 nach Wien, seit 1812 fungierte er im Großherzogtum Würzburg als

Vater[1]) lange französischer Gesandter in Berlin war, und der dort erzogen worden; ein lieber, milder, feingebildeter und unterrichteter Mann; seine Gemahlin ist eine Schwester des jetzigen französischen Gesandten in Petersburg, Grafen von Caulaincourt,[2]) eine Frau von imposanter Gestalt, aber sehr angenehm einnehmendem Wesen und Charakter, eine treffliche Mutter und Erzieherin ihrer sehr lieben, zum Teil ziemlich erwachsenen Kinder, bei denen sie einen sehr braven, jungen Schweizer zum Führer haben. Herr von Trott[3]) aus Kassel, auch ein feingebildeter, junger Mann, ist der erste Gesandtschaftssekretär; und so ist das ganze Haus des Gesandten von einer seltnen, harmonischen Bildung. Ich fand da auch den alten Baron von Dedem,[4]) der solange holländischer Gesandter in Konstantinopel war, und an dessen Sohn[5]) wir in Berlin und Kassel einen

westfälischer außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister (s. Arth. Kleinschmidt, Geschichte d. Königreiches Westfalen, Gotha, 1893, S. 219, 222f.).

1) D'Esterno war zur Zeit des Todes Friedrichs des Großen französischer Gesandter in Berlin (s. E. Vehse, Gesch. d. preuß. Hofes u. Adels. Hbg. 1851, 4 T., S. 308).

2) Armand Augustin Louis de Caulaincourt, Herzog von Vicenza, französischer General und Diplomat, Generaladjutant Napoleons I. geb. zu Caulaincourt am 9. Dez. 1772, gest. zu Paris (?) am 19. Febr. 1827 (s. Öttinger, Moniteur).

3) August Heinrich Freih. v. Trott, deutscher Diplomat, später württembergischer Staatsrat und Gesandter bei der deutschen Bundesversammlung, geb. zu Kassel 26. März 1783, gest. zu Frankfurt a. M. 22. November 1840 (s. Öttinger. Moniteur). Seine Ankunft in Wien erfolgte am 13. Dezember 1808 (Freih. v. Trott, k. westf. Legationssekretär aus Kassel kommt von Stuttgart), wie die „Vaterl. Blätter, 1808, S. 459" berichten.

4) Friedrich Gysbert Baron van Dedem tot de Geldern.

5) Anton Boudewyn Gysbert Baron van Dedem tot de Geldern (s. Arth. Kleinschmidt, Gesch. d. Königreichs Westfalen l. c., S. 87, 112, 142, 157, 207).



Josef Weigl
Nach einem Stich von Joh. Putz

so angenehmen Gesandten hatten, und dessen Tochter die liebenswürdige Gemahlin des Generals von Knobelsdorff[1]) ist. Auch den feinen Diplomatiker, Herrn Dodun[2]), fand ich dort, der mit Caillard[3]) und Sieyès[4]) in Berlin war, und jetzt hier erster Gesandtschaftssekretär bei der französischen Gesandtschaft ist. Den Gesandten selbst, General Andréossi[5]), der sich hier sehr beliebt zu machen gewußt hat, hab' ich mehrmalen beim holländischen Gesandten gesehen, mit dem er sehr genau verbunden lebt. Solange die Gesandten noch ruhig hier bleiben, lasse ich's mir gerne, auch ohne weiteres Geschäft, hier wohl sein und benutze um so besser die freie Zeit, das bisher Versäumte nachzuholen.

1) Friedrich Wilhelm Ernst von Knobelsdorff (1752—1820), k. preuß. Generalleutnant und Diplomat, seit 1791 mit Jeanette (gest. 1860), Tochter des holländischen Gesandten Friedrich Gysbert Baron van Dedem tot de Geldern vermählt (s. Kneschke, Adelslexik.; Öttinger, Moniteur).
2) Der Staatsschematismus führt Dodun seit 1807 in Wien bei der französischen Gesandtschaft fungierend an, 1810 nicht mehr. Vgl. auch Archiv f. österreich. Geschichte, 74. Bd. S. 171 ff.
3) Antoine Bernard Caillard, französischer Diplomat, Gesandter im Haag, später in Berlin, geb. zu Aignan (Burgund) im Jahre 1737, gest. zu Paris 6. Mai 1807 (s. Öttinger, Moniteur).
4) Emanuel Josef Graf Sieyès, französischer Publizist und Staatsmann, geb. zu Fréjus 3. Mai 1748, gest. zu Paris 20. Juni 1836 (Öttinger, Moniteur).
5) André François Graf Andréossi (1761—1828), französischer General, Gesandter in London und Wien, Gouverneur der letztgenannten Stadt im Jahre 1809, später Gesandter in Konstantinopel (s. Öttinger, Moniteur).

Einunddreißigster Brief

Wien, den 17. März 1809.

Außer einer schwachen Aufführung von Paërs Leonore[1]), die deshalb auch sehr wenig Wirkung tat, hab' ich in der letzten Zeit Agnes Sorel[2]) von Gyrowetz sehr gut und mit vielem Vergnügen gesehen und gehört. Die beiden Hauptrollen waren durch Demoiselle Laucher und Herrn Grell sehr gut besetzt. Die erste spielte mit ausnehmender Anmut und Grazie und sang die gefällige, ihrer etwas schwachen Stimme von geringem Umfange angemessene Musik auch sehr hübsch und lieblich. Es war in ihrem ganzen Wesen, in Gestalt, Gebärde, Ton und Vortrag eine schöne Übereinstimmung, die nie ihre sichere Wirkung verfehlt. Herr Grell sang seine Rolle auch vorzüglich gut; seine Stimme hat, seitdem wir ihn in Berlin in der großen, italienischen Oper hörten, an Klang und Fülle gewonnen, sein Vortrag an Gehalt und Würde. Auch als Akteur leistet er in gutem Anstande mehr als mancher von ihm erwartete, und es war recht erfreulich anzusehen, wie das Publikum ihn bei jeder gelungenen Szene, ja bei jedem glücklichen Zuge durch belohnenden Beifall aufzumuntern strebte, dessen er auch um so mehr bedurfte, da Herr Vogl

1) Die erste Aufführung erfolgte am 8. Februar 1809 (wiederholt am 11. und 20. Febr.) im Kärntnertortheater (s. Wiener Hoftheatertaschenbuch auf das Jahr 1810, S. 25). Die Kritik (s. Int. Bl. d. Annal. d. Lit. u. Kunst, Wien 1809, I, Sp. 182 ff.) sagt mit Recht von dieser Oper (einer der drei bekannten Fidelioopern), daß „seine Musik kein notwendiger Teil der Oper geworden, daß sie nur laute Verzierung geworden" (vgl. auch Allg. Musik. Zeitg. Lpzg. 1809, Sp. 383, wo der geringe Erfolg festgestellt wird).

2) Agnes Sorel, große Oper in 3 Aufzügen Text von Sonnleithner, Musik v. Gyrowetz; R. sah die Vorstellung am 11. März 1809 im Kärntnertortheater (s. Wiener Hoftheatertaschenbuch auf das Jahr 1810, S. 27).

neben ihm mit großem Anstande und auffallend schöner Repräsentation spielte.

Das Orchester ging unter der Direktion des Komponisten selbst diesmal auch besser zusammen, als ich es seit lange gehört hatte. Es kam ihm freilich zustatten, daß zum guten Vortrage dieser Musik mehr Diskretion als Energie gehört, welche man am allerwenigsten bei den hiesigen Orchestern findet, die sich selten mit Lust und Mut zusammennehmen und eignen warmen Anteil an den Kunstwerken beweisen, die sie auszuführen haben. Das ganze angenehme Stück ging gar lieb und gut zusammen. Die Musik ist durchaus von großer Annehmlichkeit und hat etwas so Frisches bei ihrem graziösen Charakter, der sonst so leicht languissant wird, daß ich sie hier wieder mit neuem Vergnügen gehört habe, ungeachtet ich sie doch unlängst in Kassel mehrmalen hatte geben lassen.

Ehegestern sahen wir nun auch Weigls neue Operette, die wir einige Wochen länger haben erwarten müssen, da der brave Komponist bei einer der ersten Proben von einer Ohnmacht befallen wurde, die einen Stickfluß fürchten ließ und ihn einige Wochen im Bette gehalten. Das Publikum bezeigte ihm die Freude über seine Genesung und sein neues Werk sehr fühlbar dadurch, daß es bei der ersten Vorstellung desselben, die zu seinem Benefiz bestimmt war, das Haus, welches seit der Erhöhung der Preise fast immer leergeblieben war, zum ersten Male wieder ganz anfüllte. Es ward dafür aber auch mit einem recht angenehmen, genußreichen Abend belohnt. Die Musik der Schweizerfamilie[1]) ist von Anfang bis zu Ende überaus

1) Die Schweizerfamilie, Singspiel in 3 Aufzügen Text von J. F. Castelli, Musik v. Weigl. Am 14. März 1809 zum erstenmal im Kärntnertortheater aufgeführt (s. Wiener Hoftheatertaschenbuch auf das Jahr 1810, S. 29). Die „Allg. Musik. Zeitg. Lpzg. 1809, Sp. 441 f."

angenehm und gefällig, und hat ganz allerliebste, naive Melodien und einige sehr effektuierende Ensemblestücke, wozu ganz besonders ein Männerduett zwischen Tenor und Baß gehört, welches Weinmüller, der den Vater, und Vogl, der den Liebhaber machte, auch in Gesang und Aktion ganz vortrefflich vortrugen. Demoiselle Milder übertraf sich in der Hauptrolle als ein von Liebe ganz übernommenes, überwältigtes Schweizermädchen, als Schauspielerin selbst und sang mit ihrer gewohnten Vortrefflichkeit.

Diese Rolle ist eine Art von Nina[1]), aber an sich weniger interessant, weil der Charakter nur so eben an Verrücktheit streift, und, wie alle übrigen Charaktere, dem Schweizercharakter ganz fremd ist. Das Stück hat mir daher gar nicht gefallen, und es tat mir wieder recht wehe, ein großes Publikum solche Empfindeleien und Winseleien mit Enthusiasmus applaudieren zu sehen. Weigl hatte aber auch alles dazu getan, sein Publikum zu ergötzen; in einem Gesange der Demoiselle Milder war sogar eine Wendung angebracht, die dem Tiroler Gesange, welcher das Publikum seit einiger Zeit so ergötzt, eigen ist. Er ward dafür

schreibt: „Eine neue Oper von J. Weigl in Wien, die „Schweizerfamilie", ist auf die dortige Bühne gebracht und wegen ihrer sehr angenehmen Musik mit vielem Beifall aufgenommen worden. Obgleich wegen der neu eingeführten hohen Eintrittspreise die Theater mehrere Wochen sehr leer blieben, so war bei dieser Oper das Haus doch immer gefüllt." Der „Sammler, Wien 1809, I, S. 136" schreibt u. a.: „Wenngleich diese Oper nicht den glänzenden Beifall erhielt wie sein Waisenhaus, so hat selbe doch sehr viele Schönheiten ..." (Vgl. auch Briefe d. jung. Eipeldauers, W. 1809, 5. H., S. 29; 1811, 10 H., S. 34f.)

1) Nina, die Wahnsinnige aus Liebe, Ballett in 2 Aufzügen von Louis Jacques Millon und Louis-Luc Loiseau de Persuis (s. Karol. Pichler, Denkwürdigkeit., hrg. v. E. K. Blümml l. c. II, S. 41, 435f.).



Karl Friedrich Klemens Weinmüller
Silhouette von Franz Deiwel

auch mit großem Jubel aufgenommen. Die Instrumentalpartie war wieder nach Weigls angenehmer Manier, wie im Waisenhaus, voll gefälligen, lebendigen Spiels und belebte auch manche bloße Aktions- und Deklamationsszene, die aber in den naiven, ländlichen Charakter des Ganzen eben nicht wohl paßte.

Ich hatte noch das Glück, die angenehme Vorstellung in der Gesellschaft des Fürsten Lobkowitz und seiner edlen Familie zu sehen; der Fürst war ihr zu Gefallen den Tag noch in Wien geblieben und ging darauf gleich zur Armee ab, wohin jetzt alles eilt. Nur der Erzherzog Karl weilt mit seinem Generalstabe noch hier. Sonst sieht man fast kein Militär mehr. Die herrliche Bürgermiliz bezieht alle Wachen und gibt durch ihre überaus reiche, prächtige Bekleidung, Bewaffnung und vortreffliche, militärische Haltung einen neuen, großen Beweis von der Wohlhabenheit und Würde des hiesigen Publikums.

Ich erlebe davon auch im geselligen Leben wieder so manchen neuen Beweis, da mir die Entfernung mehrerer großer Häuser, die mich sonst mit der Macht angenehmer Gewöhnlichkeit an sich zogen, jetzt mehr Freiheit nach mancher andern Seite läßt. Doch sind mir mehrere von jenen, auch nach der Entfernung des Herrn vom Hause, mit der alten, gewohnten Gastfreiheit offen geblieben.

Einen sehr erfreulichen Mittag habe ich letzt bei dem vortrefflichen Staatsrat Frank in kleinem Familienkreise zugebracht und ihn so höchst interessant über sein tatenreiches Leben sprechen hören, das ich Dir künftig, nach öfterem Verkehr mit dem merkwürdigen Manne, soviel mir davon im Gedächtnis zurückbleiben wird, gerne wiederholen will. Eine sehr artige Anekdote von einem französischen Arzte, die im Laufe des Gesprächs vorkam und für einen aufmerksamen Beobachter der Tiere besonders merk-

würdig ist, will ich Dir doch gleich hersetzen. Ein berühmter, französischer Arzt findet eine Dame seiner Bekanntschaft sehr betrübt über den Beinbruch ihres Schoßhundes; da er Teil an ihrer Betrübnis nimmt, erbietet er sich, den Hund zu kurieren und nimmt ihn mit nach seinem Hause. Das Bein ist bald geheilt, und der Hund seiner Beschützerin wieder zugestellt. Nach einigen Monaten aber hört der Arzt vor seiner Tür jämmerlich heulen, sieht hinaus und findet seinen geheilten Patienten mit einem anderen Hunde, den er herbeigeschleppt, und der auch das Bein gebrochen hat, vor der Tür; worauf der Arzt aber, die Tür wieder schließend, sehr ernsthaft sagt: Non, non, mon ami, ce n'est pas ma pratique, allez vous en! (Nein, nein, mein Freund, das ist eben nicht mein Fach, geh du nur deiner Wege!) Mancher gute, gefühlvolle, deutsche Arzt, der zum Geschlecht der Weiberheilande gehört, hätte die vertrauensvollen Patienten wohl schwerlich abgewiesen und sich dadurch in der Gunst empfindsamer Frauen wohl einen Grad höher aufgeschwungen. Hier, glaube ich, wäre das auch eben nicht übel angebracht gewesen, denn die bessern unter den Weibern scheinen hier noch etwas stark an der Empfindelei zu kränkeln.

Einen andern sehr angenehmen Mittag verdank' ich dem braven Kapellmeister Gyrowetz, der eine recht respektable Gesellschaft unterrichteter Geschäftsmänner und Gelehrten bei sich versammelt hatte. Ich machte da mehr als eine Bekanntschaft, die ich wünschen mußte, früher gemacht zu haben. Einige brave Männer aus der Provinz verdarben nichts an der guten Gesellschaft.

Eine dritte verdank' ich dem Herrn von Hoppe[1]) vom

1) Friedrich von Hoppe, aus Hogyós (Ungarn) gebürtig, seit 1801 wirklicher Hofsekretär in der k. k. geheimen Hof- und Staatskanzlei für auswärtige Angelegenheiten, wurde 1810 wirklicher Staats-

auswärtigen Departement, der mich mit seinem Schwager, Herrn von Krufft[1]), bekannt machte, einem jungen Mann aus demselben Departement, der ein sehr braver Klavierspieler und geschickter Komponist ist. Ich hatte da auch das Vergnügen, den Kapellmeister Salieri zu finden, und mit ihm einige Stunden so interessant zu verleben, wie man sie nur mit solchen feingebildeten und in der tätigsten Kunstwelt gereiften Künstlern zubringen kann. Was mich aber hier befremdet und betrübt, ist, die berühmten Künstler nie in freundlichem, geselligem Verein beisammen zu finden.

Wie Du siehst, ist mir ein neues Publikum wieder aufgegangen, das ich sehr erweitern könnte, wenn mir mehr am weiten Umfange, als an der innern Güte der Gesellschaft gelegen wäre.

Bei dem Grafen von Fries habe ich gestern einen ganzen erfreulichen Tag genossen. Nachdem ich den Mittag wie gewöhnlich en famille da zugebracht, versammelte sich zum Abend eine große, ansehnliche, gemischte Gesellschaft, um die dort sehr wohl veranstalteten und zubereiteten Attitüden der Madame Hendel zu sehen, die wir auch letzt,

kanzleirat, seit 1819 Kanzleidirektor der Staatskanzlei. Er war mit Katharina, geb. Freiin von Krufft verheiratet und starb am 13. Mai 1821, 66 Jahre alt (s. Karol. Pichler, Denkwürdigkeiten, hrg. von E. K. Blümml l. c. II, S. 484).

1) Nikolaus Freiherr von Krufft (1779—1818), der es im Staatsdienste bis zum Staatskanzleirat gebracht hatte, war seit seiner frühesten Jugend durch die Anregung seiner Mutter Maria Anna, die eine ausgezeichnete Pianistin war, wie seine Schwestern Katharine und Justine (s. Jahrbuch der Tonkunst l. c., S. 38), der Musik ergeben, welcher er selbst seine Gesundheit aufopferte. Eine größere Anzahl heute vergessener Kompositionen sind von ihm im Druck erhalten (s. Karol. Pichler, Denkwürdigkeiten, hrg. v. E. K. Blümml l. c., II, S. 485).

bei einer ähnlichen Veranstaltung auf dem Haustheater des Fürsten Lobkowitz bewunderten, wo sehr viel große und schöne Welt zu dem interessanten Kunsttalent versammelt war, und Madame Hendel nach ihren schönen, mannigfachen Attitüden und Tableaus uns einige Monologe aus Schillerschen Trauerspielen vortrefflich deklamierte.

Die Gräfin von Fries hatte allen den bisherigen Darstellungen jener Künstlerin nicht beiwohnen können, weil sie mit ihrer gewohnten, liebevollen, mütterlichen Zärtlichkeit ihr letztes Kind noch stillt, und dieses selbst an der Brust der zärtlich besorgten Mutter kränkelt und ihr viel Angst macht. Deshalb hatte ihr der Graf diese Kunstsoiree veranstaltet, die wirklich von jeder Seite recht interessant ausfiel. Vor einer feinen, sehr gewählten Gesellschaft in einem schönen Zimmer, bei einer mit Kunst und Einsicht veranstalteten Beleuchtung, schien die brave Künstlerin mit vieler Lust und Liebe ihre Darstellungen zu geben. Die Folge von Situationen aus dem Leben der Maria gelangen ihr wieder ganz vorzüglich und besonders die einfachen Darstellungen nach Meistern aus der alten, ehrwürdigen, deutschen Kunstschule. Diese scheint sie mit vielem Sinn und gutem Geist beobachtet und studiert zu haben. Die Gesellschaft wurde noch spät durch mehrere, die vom Hofspiel dazukamen, vermehrt und blieb bei angenehmer, feiner Bewirtung den Abend sehr froh beisammen. Sehr schöne Frauen und Mädchen waren da wieder versammelt und bestätigten die alte Erfahrung, die man nicht in allen großen Städten macht, daß das schöne Geschlecht hier in allen Ständen schön und graziös ist und eine besondere schöne, frische Karnation und feine Haut hat, welches man doch von dem hiesigen rauhen, unglaublich schnell wechselnden Klima kaum erwarten sollte. Wir



Moritz Graf Fries und Maria Theresia Gräfin Fries
Nach dem Gemälde von Franç. Pascal Baron Gérard

sind hier wieder von recht strengem Frost und höchst rauhem Nordwinde schnell in komplettes Regenwetter übergegangen, das uns nun hoffentlich wieder schönes Frühlingswetter bringen wird, und daß ich Euch Lieben zu Eurer Reise von Kassel nach unserm lieben Giebichenstein von Herzen wünsche.

Hier ist nun auch der zweite Graf Stadion, Bruder des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, aus München angekommen, wo er kaiserlicher Gesandter war, um die Stelle des verstorbenen Barons Faßbender[1]), als Generalintendant der kaiserlichen Armeen, anzutreten. Selten ist wohl ein Staatsmann mit so vieler Liebe und Teilnahme von Hof und Publikum bedauert, der Tod eines öffentlichen Beamten so allgemein bejammert worden, als der des Barons Faßbender, über dessen große Rechtlichkeit, wie über seine Fähigkeit nur eine Stimme war. Während seiner Krankheit, die mehrere Wochen mit abwechselnder Gefahr dauerte, war sein Haus vom Morgen bis in die Nacht von Menschen aus allen Ständen belagert, die Nachrichten von seiner Besserung einzuziehen wünschten; dem Hofe mußten die Ärzte mehrmalen des Tages über den Gang der Krankheit rapportieren; dem Publikum wurden tägliche Bulletins darüber mitgeteilt, und gerade die letzten lauteten, zur großen Freude aller, am hoffnungsvollsten. Ja, ich war mit einem seiner Ärzte an seinem Todestage beim Diner zusammen, und dieser ver-

1) S. I, S. 153. Vgl. Sammler, 1809, I, S. 108: „Am 28. Februar starb der unermüdliche und einsichtsvolle k. k. geheime, auch Staats- und Conferenz-Rath Mathias v. Faßbender, im 43. Jahre seines Lebens." Auch Rosenbaum in seinem handschriftl. Tagebuch (s. 1809, 25., 27., 28. Februar und 27. März) macht wiederholt Eintragungen über die Krankheit Faßbenders, was die Teilnahme des Publikums beweist.

sicherte uns, seit der letzten Nacht sei mehr Hoffnung zu seiner Genesung vorhanden als je; und doch, — in derselben Stunde, in der wir uns dessen mit dem Arzte hoch erfreuten, starb er. Sein Verlust ward von vielen als unersetzlich angesehen; dennoch war man fast allgemein zufriedengestellt, sobald der Graf Stadion an seine Stelle ernannt worden war; ja viele, die diesen edlen, geist- und lebensvollen Mann, von gründlicher und feiner Bildung, genau kennen, glauben sogar, daß in ihm noch etwas gewonnen ist, was jenem edlen Manne vielleicht abging. Bei derselben Rechtlichkeit und Geschicklichkeit sehen sie in ihm auch noch einen feinen Negoziateur, den viele bei diesem Kriege, der das Wohl von Deutschland betreffen soll, für ebenso nötig, als den großen Feldherrn zum Anführer erachten. In dem Generalintendanten der Armee nun auch zugleich denjenigen in der Nähe des Anführers und des Kaisers zu haben, der mit den einverstandenen oder überwundenen Fürsten sogleich negoziieren und abschließen kann, sehen viele für einen großen Gewinn an. Wenn die Herren sich nur nicht in den deutschen Fürsten irren werden!

Bisher sah ich den Grafen Stadion nur wenige Augenblicke; er ist noch zu sehr mit der Übernahme eines so wichtigen, ihm ganz neuen Amts beschäftigt.

Es freut mich, zu sehen, daß unser Friedrich Schlegel an dem Grafen Stadion einen ebenso guten Freund und Beschützer findet, als er an Faßbender hatte. Schlegel wird mit dem Grafen, als zu seinem Kriegsbureau gehörig, mit dem Charakter eines kaiserlichen Hofsekretärs mitgehen und das Kriegsjournal schreiben. So wird der treffliche Hormayr den Erzherzog Johann nach Tirol begleiten, und Carpani einen andern Erzherzog nach Italien. An guten Federn wird es also zur Beschreibung

großer Taten nicht fehlen, wo sich diese hervortun werden. Gentz, der seit einiger Zeit hier ist und im Bureau des auswärtigen Departements arbeitet, wird den Minister Stadion begleiten, der um den Kaiser bleibt, welcher der Armee zu folgen gedenkt.

Man versichert aber ganz allgemein, daß der Kaiser dem Erzherzog Karl die gänzliche Vollmacht über die Armee und die völlige Führung des Kriegs gegeben, ihm auch das Recht zu strafen und zu belohnen vollkommen übertragen hat. Der Erzherzog hat dieses auch bereits an dem sehr geschätzten General Mayer[1]) ausgeübt und ihn von der Armee entfernt, weil er das Vorrücken der äußersten Grenztruppen nicht, der Order gemäß, schnell genug betrieben haben soll. Man gibt dieses auch als eine Ursache

1) Anton Freiherr Mayer von Heldenfeld, k. k. Feldzeugmeister und Ritter des Maria-Theresien-Ordens, geb. zu Prag 1765, gest. zu Verona 2. Juni 1842. Nach seiner Ausbildung in der Wiener-Neustädter Akademie wurde er 1783 in die k. k. Armee eingeteilt und wurde schon 1793 wegen seiner Verdienste und Wohlverhalten vor dem Feinde zum Hauptmann beim Generalstab ernannt. Im Jahre 1796 wurde er zur Leitung der Kriegsoperationen dem Erzherzog Karl zugeteilt und nach der Schlacht bei Würzburg, wo er die strategischen Operationen hervorragend leitete, zum Oberstleutnant befördert, nach dem Luneviller Frieden (1801) aber mit dem Ritterkreuz des Maria-Theresien-Ordens ausgezeichnet. Im Jahre 1797 berief ihn Erzherzog Karl bei seinem Feldzug in Italien abermals als Generalstabschef an seine Seite und Mayer zeichnete sich während der ganzen Koalitionskriege hervorragend aus. 1805 wurde er Generalquartiermeister und im Jahre 1806 zur Neugestaltung der Armee herangezogen. Den Plan für den Feldzug des Jahres 1809 hatte M. entworfen, er wurde aber an dem nämlichen Tage, an welchem die Truppen ihren Marsch antraten, seines Amtes als Generalquartiermeister enthoben und fortan kaltgestellt, erst bei der Schlacht von Leipzig wurde er wieder verwendet. Nach 1814 wurde er Kommandant von Mantua und trat 1836 mit Feldzeugmeistercharakter in den Ruhestand (s. Wurzbach, 18. Bd. S. 83ff.).

des längeren Verweilens vom Erzherzog Karl in Wien an, der gern erst alle seine Truppen beisammen haben will, ehe er die Kriegsoperationen anfängt. Viele glauben aber, daß jene Verzögerung eigentlich in dem langen Ausbleiben eines Kuriers seinen Grund hat, den man aus Petersburg erwartet. Natürlich ist man hier auf die Rolle, welche Rußland und Preußen in diesem Kriege spielen werden, höchst begierig und aufmerksam. Für den preußischen Hof scheint der hiesige die besten Gesinnungen und Intentionen zu haben.

Zweiunddreißigster Brief

Wien, den 23. März 1809.

Indem ich mich eben, beim fortwährenden regelmäßigen Empfang Deiner posttäglichen Briefe, der guten Ordnung der kaiserlichen Posten erfreue, die Dir auch, ungeachtet der jetzigen unruhigen Zeit und unregelmäßigen Witterung, meine Briefe so richtig befördern, daß wir wieder das alte Glück aller meiner Reisen erfahren, auf welchen allen uns nie ein Brief verloren ging, finde ich in einem soeben erschienenen neuen Journal[1]) folgenden Ausfall gegen die hiesige Postverwaltung.

„Die Briefe aus dem Kaiserlichen in die Fremde werden nur bis an die Grenze frankiert, kosten aber bis dahin schon 12 Kreuzer, wenn das Porto seit einiger Zeit nicht abermals erhöht worden ist. Auf das sichere Eintreffen eines so bezahlten Briefes kann man aber durchaus nicht rechnen; um dies zu können, muß er rekommandiert werden, wofür wieder 6 bis 12 Kreuzer bezahlt werden muß. Dann soll man allerdings den großen Vorteil haben, daß einem ein Rezepisse von dem Empfänger durch die Post unentgeltlich besorgt wird; aber es ist mir auch begegnet, daß ich, trotz dem doppelten Postgelde, jenes Rezepisse nicht erhielt. Billig darf man hier fragen: wozu Rekommandationen, da jeder Brief, den ich der Post anvertraue, ihr heilig sein muß."

Ich bin nun im fünften Monat hier, habe fast posttäglich Briefe auf die Post gegeben, weder im Posthause,

1) Friedenspräliminarien, 1stes Heft, 1809. S. 101. (Note d. Verf.). — Die „Friedenspräliminarien" (Lpzg. b. Gräff) von Friedr. v. Cölln u. P. A. Winkopp herausgegeben, waren die Fortsetzung der Feuerbrände und erfreuten sich nur eines kurzen Daseins (s. L. Salomon, Gesch. d. deutsch. Zeitungswesens, 1902, 2. Bd., S. 251).

noch sonst irgendwo im Publikum hat mir je einer hier etwas vom Rekommandieren der Briefe gesprochen; ich habe also während der ganzen Zeit meines Aufenthalts in Wien keinen einzigen Brief rekommandiert, und von allen meinen Briefen ist kein einziger verloren gegangen. Das ist doch wohl die bündigste Widerlegung jener Anklage, die auch ihre Verdammung in sich selbst enthält. Denn es geht daraus hervor, daß der Ankläger bei Bestellung seiner Briefe die gewöhnliche Nachlässigkeit der meisten Reisenden begangen, seine Briefe durch Boten auf die Post zu schicken. Diese haben denn freilich lieber sechs Kreuzer als zwölf, auch wohl gar lieber vierundzwanzig Kreuzer als achtzehn oder zwölf verschluckt

Würde sich's der Erzähler wohl selbst haben gefallen lassen, sechs, zwölf Kreuzer für die Rekommandation eines Briefes hinzugeben, ohne auch dagegen das Rezepisse zu empfangen? Aber sein Bote ist zurückgekehrt und hat gesagt: nicht bloß die zwölf Kreuzer bis an die Grenze, auch noch sechs oder zwölf Kreuzer Rekommandationsgebühren hab' ich für den Brief bezahlen müssen. — Und das Rezepisse? — Haben sie mir gar nicht einmal geben wollen! — Und nun geht's auf die Post und ihre Beamten los.

Hätte der Schreiber des Briefes, der froh sein kann, wenn sein Brief nur gar abgegeben worden ist, seinen Brief selbst nach der Post gebracht, so hätte er ebensowenig als ich nötig gehabt, Rekommandationsgeld zu bezahlen, um seinen Brief ebenso sicher bestellt zu wissen, als die meinigen alle bestellt wurden. Hätte er aber aus Ängstlichkeit seine Briefe rekommandieren wollen, so würde er auch sein Rezepisse nicht im Stiche gelassen und solches sicher bekommen haben.

Wenn ich auch in nichts so leicht mißtrauisch bin, so bin

ich's doch bei Bestellung der Briefe, an denen mir etwas gelegen ist, und nie werd' ich auf Reisen solche Briefe dienenden Händen anvertrauen, besonders wenn ich sogar weiß, daß etwas dafür bei der Abgabe zu bezahlen ist. Ich kann mich zu gut in die Stelle solcher Leute versetzen, die gar keinen Begriff von der Wichtigkeit der Briefe haben, und bei deren Geldgier, Bedürfnis und Leichtsinn ein Stück Geld, das für solch einen Papierlappen hingegeben werden soll, von dem, nach ihren Begriffen, doch kein Mensch was Rechtes hat, eine große Versuchung ist.

In Bayern muß das Postporto verdoppelt worden sein, denn ich zahle seit einiger Zeit für alle Briefe, die ich von Dir über Passau erhalte, doppelt soviel als im Anfange meines Aufenthalts. Hier fordert man mir hingegen immer nur noch das alte Porto bis an die Grenze ab. Da ich weiß, daß dort bei uns das Porto auch erhöht worden ist, so mag ich Dir nicht einige kleine französische und deutsche Schriften beilegen, welche zur Beantwortung der beleidigenden und übertriebenen Artikel auswärtiger Zeitungen und zur Belehrung des Volks und der Landwehr in der letzten Zeit hier erschienen sind.

Solche tolle Artikel, welche Wien von Wölfen umgeben und so ungestüm belagern lassen, daß sie vor den Toren der Stadt die Männer der Landwehr aus den Stiefeln herausfressen, so daß nichts als die steifen Stiefel von ihnen übrigbleiben, oder das Volk in solcher Uneinigkeit und bürgerlichen Gärung schildern, in allgemein organisiertem Straßenraub, in Horden von Räubern und Mördern, die die Poststraßen umlagern, so daß man gezwungen ist, die besten Truppen gegen sie zu schicken, um sie zurückzutreiben oder im Zaume zu halten usw., die begnügt man sich zur Belustigung und Aufmunterung des Volks in den

hiesigen Zeitungen abdrucken zu lassen und mit einigen wenigen Anmerkungen zu begleiten[1]).

Im ganzen ist mir das Merkwürdigste an allen öffentlichen Äußerungen, daß man immer noch an dem wirklichen Ausbruche des Kriegs zu zweifeln scheint oder ihn doch nicht als nahe bevorstehend ansehen und vorstellen mag. Der Erzherzog Karl ist auch noch immer hier und soll seine Abreise bis auf den Dreißigsten verschoben haben. Es scheint aus allem hervorzugehen, daß man erst eine entscheidende Erklärung von Rußland erwarten wolle, so vorteilhaft Privatbriefe von dorther auch lauten.

Auch die Gesandten weilen noch hier, bis auf den württembergischen[2]), der bereits abgerufen worden und auf dem Punkte ist abzureisen, weil man hiesigerseits die schnelle Einberufung aller im Württembergischen angesessenen

1) So wenden sich die „Briefe des jung. Eipeldauers, W. 1809, 5. H., S. 16 f." gegen die Tendenzmacherei der französischen Journale mit folgenden Worten: „... in dem Schurnal d'Ampir steht noch ein weit ein größre Lug. Da sagt der lugnhafte Briefschreiber, daß d' Wölf nicht nur in den Gegenden um Wien, sondern selbst bis an d' Stadtthör an die schrecklichsten Verwüstungen anrichten. Herr Vetter, ich hab die ältesten Leut gfragt, und die sagen mir alle, daß s' in ihrn Leben weder z'Wien noch in den Gegenden herum von ein Wolf was ghört oder gsehn haben. Wölf in Schaafspelzen mags freilich z' Wien gebn, und vielleicht könnt auch andern Wölfen ein Apetit nach der Wienstadt kommen! den solln sie sich aber vergehn lassen; denn dafür ist schon gsorgt." Und ähnlich ibid. S. 13 f. Vgl. auch Wien. Ztg. 1809, Nr. 22. Gegen diese und ähnliche französische tendenziöse Entstellungen wandte sich eine besondere Broschüre: „Bemerkungen eines österreichischen Patrioten über verschiedene in fremde Zeitungen eingerückte Artikel. O. O. 1809, 8° (vgl. besonders Dr. Karl Wagners vortreffliche Studie „Die Flugschriftenlitteratur des Krieges von 1809" in „Anno Neun. Volkslieder und Flugschriften. Brixen, O. J.")

2) Württembergischer Gesandter war damals Paul Josef Graf von Beroldingen (1754—1831), s. Staatsschematismus f. 1808, S. 171.



Baron MAYER von Heldenfeld

K.K. Feldmarschall Lieutenant

Gutsbesitzer, ohne Ausnahme, bei Strafe der Konfiskation ihrer Güter, für eine Kriegserklärung angesehen, da es die hiesigen angesehensten Staatsmänner (beide Grafen Stadions z. B.) und mehrere angesehene Generale der Armee trifft. Man wendet auch bereits Repressalien von hier aus dagegen an.

Unter allen öffentlich angekündigten und feilgebotenen, neuesten Schriften hat nichts mehr Aufmerksamkeit erregt, als da es vor einigen Tagen ganz allgemein verlautete, es wären Memoiren vom Minister von Stein[1]) erschienen. Die Buchhandlung, welche man ausdrücklich als die verlegende bezeichnete, ward mehrere Tage bestürmt. Ich behauptete gleich, daß es unbegründet wäre, daß es ganz dem Charakter des Ministers von Stein widerspräche, in jetziger Zeit Memoiren zu publizieren, die seinen unglücklichen König und dessen nächste Umgebung notwendig kompromittieren müßten. Kein edeldenkender Preuße oder Staatsbeamter, der dem preußischen Staate früher angehört hat, wird jetzt wohl die traurigen Erfahrungen, die er in der letzten Zeit gemacht, dem öffentlichen Gespötte und der Schadenfreude zur Nahrung aufstellen mögen, ohne durch die dringendste Selbstverteidigung dazu notgedrungen zu sein.

Wenn ich jetzt dicke Bücher ohne Zahl mit Skandalosis, mit unglücklichen Details und weisen Kritiken und Ratschlägen, die zu nichts mehr nützen können, angefüllt sehe, und dabei bedenke, welche ungeheure Erfahrungen ich selbst in den letzten Jahren gemacht, und wie mir, für die Neu-

1) Karl Freiherr von Stein (1757—1831), der berühmte preußische Staatsmann. Von ihm existieren allerdings Memoirenfragmente, so über den Wiener Kongreß (vgl. Historische Zeitschrift, Bd. 60), aber im J. 1809 ist nichts davon im Druck erschienen, das war eben nur eine Sensationsnachricht.

gier gar nicht uninteressante Materialien zu noch weit dickern Büchern zu Gebote ständen, so schaudert mich oft vor der bloßen Möglichkeit, daß irgend ein Motiv mich hätte bewegen können oder noch bewegen könnte, in dieser Zeit und Lage des preußischen Staats und Hofes öffentlichen Gebrauch davon zu machen. Wie oft ich auch darum angegangen worden, bleibe ich doch bei dem einmal gefaßten Entschluß, in der nächsten Zeit davon nichts öffentlich bekannt werden zu lassen. Es hat mich daher auch um so mehr gekränkt, hören zu müssen, daß man mich in meinem Vaterlande für den Verfasser einiger mit Bitterkeit geschriebenen Schriften über Danzig und Preußen gehalten, da ich doch bis jetzt auch nicht eine Zeile über diese Gegenstände öffentlich bekannt gemacht habe.

Diese meine eigne Überzeugung ließ mich um so sicherer auf die Handlungsweise des Ministers von Stein schließen. Man hat ihn auch oft hier in Wien anwesend gesagt, aber er ist gewiß keine Stunde hier gewesen und soll in seiner ruhigen Zurückgezogenheit, wie einst Sully[1]) und Malesherbes[2]), ganz als Philosoph leben und sich einzig und allein mit den Wissenschaften und dem wissenschaftlichen Unterrichte seiner liebenswürdigen Familie beschäftigen.

Einen neuen Beweis der Gutmütigkeit des hiesigen Volks gibt auch die allgemeine Teilnahme an dem traurigen Schicksale Preußens. Nicht einen einzigen Menschen hab' ich mit Schadenfreude oder auch nur mit Übermut oder Kälte davon sprechen hören, aber wohl unzählige Male und bei allen Veranlassungen hört' ich mit der wärm-

1) Maximilian de Béthune Herzog von Sully (1560—1641), französ. Staatsmann.

2) Chrétien-Guill. de Lamoignon de Malesherbes (1721—1794), Staatsmann und Schriftsteller, Verteidiger Ludwigs XVI.

sten Teilnahme darüber sprechen. Sehr biedere, glaubwürdige Männer versicherten mir auch, man habe hier in dem unglücklichen, preußischen Kriegsjahre den traurigen Begebenheiten mit der größten Aufmerksamkeit und Teilnahme gefolgt und die Hauptmomente des Verlusts und die fürchterliche Katastrophe wie eigenes Unglück empfunden, und im Publikum sei der Wunsch für den König von Preußen oft laut geworden, daß ihm die Hilfe, die er erwarten konnte, nicht entstehen möchte.

Ein besonderer, nicht unrühmlicher Charakter des hiesigen Volks, der mir gleich anfänglich aufgefallen, bewährt sich auch in dieser kritischen Zeit. Es herrscht hier nämlich gar nicht die Anekdotensucht, wie bei uns im nördlichen Deutschland, noch weniger die langweilige Sitte, Geschichten allerart erzählend so aneinanderzureihen und in einer unabgerissenen Folge an den kleinsten Fäden nach Ähnlichkeiten und wörtlichen Veranlassungen aufeinanderfolgen zu lassen, daß dadurch alle eigentliche Konversation, aller Wechsel der Ideen und wirklichen Erfahrungen unmöglich gemacht wird. Wenn sich nun gar ein Schwätzer in solchen Gesellschaften findet, der den Ruf des guten Erzählers hat, welchen er oft bloß durch die breiteste Auslegung des kleinsten, unbedeutendsten Details erhält, und der gewohnt ist, die ganze Schnur von Schnurren, die er lebenslang aufgefädelt hat, tagtäglich ablaufen zu lassen, so ist der, der sich mit solchen langweiligen Lustigmachern oft zusammentrifft, gar übel dran. Einen solchen hab' ich hier aber in keiner Gesellschaft gefunden, und überall nur selten Geschichten und Anekdoten so ins Blaue hinein erzählen hören. Wo dergleichen erzählt wurden, betrafen sie bekannte Personen, oder mit Fremden in Wien erlebte Szenen. Einige von diesen kann ich Dir wohl als charakteristisch hersetzen.

Eine niederösterreichische, alte Dame von großer Naivität sah einen Ehrenmann ohne seine alte Frau in eine Gesellschaft treten, die sich zum Spiel versammelte, und redete ihn so an: „Das ist mir nicht lieb, Herr Hofrat, daß Ihre Frau nicht zu unserer Partie kömmt und lieber zu Hause sitzt. Eine alte Frau spielt oder trinkt. Nun wär's mir doch lieber, sie spielte hier mit uns, als daß sie für sich allein zu Hause trinkt."

Aus dem ehemaligen großen, gastfreien Hause des Fürsten von Kaunitz[1]), der gerne Fremde aller Art an seiner täglichen, reich besetzten Tafel hatte, erzählt man noch folgende, ganz lustige Szene.

Ein junger Engländer, ganz nach der Sitte seines Landes auf dem Landsitze seines Herrn Vaters erzogen, kam auf seiner ersten Reise in die große Welt nach Wien, ward dem Fürsten Kaunitz bekannt und von ihm zur Tafel eingeladen. In seinem heißen Eifer, von all den unzähligen Speisen der fürstlichen Tafel ebenso treulich, als von den drei, vier gewohnten Nationalschüsseln auf der Tafel seines Herrn Vaters zu essen, ward er nicht gewahr, daß man, nach der damaligen Wiener Sitte, keine Gläser und Flaschen auf die Tafel zu setzen, jedesmal, wenn man trinken wollte, den Wein, nach dem man verlangte, fordern mußte. Er kam also, ohne etwas getrunken zu haben, zum Platzen angefüllt, in seinen Gasthof zurück und schalt aus Leibeskräften den fatalen Gebrauch, einem Fremden so ungeheuer viel zu essen und auch so gar nichts zu trinken zu geben. Ein junger Offizier von Familie hörte diesen komischen Erguß des Zorns und machte sich den Spaß, den Fürsten Kaunitz ungesäumt davon zu benachrichtigen. Dieser schickte sogleich nach dem Gasthofe und ließ den

1) Wenzel Anton Fürst Kaunitz-Rietberg (1711—1794), der bekannte große, österreichische Staatsmann.

jungen Engländer für den nächsten Mittag wieder zur Tafel einladen. Vor der Tafel befahl er aber allen seinen Leuten, den Engländer gar nicht zum Essen kommen zu lassen, sondern ihm unaufhörlich zu trinken anzubieten. Das geschah: sowie ein Bedienter von der linken Seite dem jungen, unaufmerksamen Manne den Teller mit Essen gereicht hatte, kam ein anderer sogleich von der rechten und bot ihm ein Glas Wein an; während er nun aber trank, nahm ein dritter den unberührten Teller wieder fort, und so gelang es, daß der ehrliche Insulaner voll guten Weins von der Tafel aufstand, ohne einen Bissen gegessen zu haben. Als er darauf in seinem Gasthofe wieder mit schweren Knien anlangte, rief er unter tausend Flüchen aus: „Nun erst hab' ich eure verfluchte Mode recht kennen gelernt; zuerst gebt ihr einem zu fressen, daß man bersten möchte, und vierundzwanzig Stunden darauf ordentlich zu trinken." Diese weise Reisebemerkung ist im Grunde nicht viel sonderbarer, als so manche andre, die sich Wien von überweisen Kritikern hat gefallen lassen müssen.

Von meinem hiesigen, täglichen Leben kann ich nur das Alte wiederholen, daß ich vormittags wieder fleißig an der Vollendung meiner zweiten Oper arbeite und jeden Mittag in den vortrefflichen Häusern meiner hiesigen Gönner und Freunde sehr angenehm zubringe, zu denen die höchst interessante Familie Rzewuski ein sehr bedeutender Zuwachs geworden. Da traf ich mich auch oft mit einem Herrn von Hammer[1]), der lange in Konstantinopel war

1) Josef Freiherr von Hammer-Purgstall (1774—1856), berühmter Orientalist, seit 1807 der Staatskanzlei in Wien zugeteilt, nachdem er früher im Orient tätig war, seit 1817 Hofrat, der erste Präsident der Wiener Akademie der Wissenschaften (s. besond. Karol. Pichler, Denkwürdigkeiten hg. v. E. K. Blümml l. c. II, S. 450f. u. Reg.).

und ein berühmter Orientalist ist. Ich lerne an ihm auch einen recht lieben, kindlich naiven Mann kennen: er ist ein Freund unsers Johannes Müller und hat im Charakter recht viel Ähnlichkeit mit ihm. Er hat sich die letzte Zeit sehr ernstlich mit der Errichtung einer Gesellschaft von Liebhabern und Kennern der orientalischen Literatur beschäftigt, welche eine orientalische Zeitschrift unter dem Titel: Fundgruben des Orients[1]), hier in Wien herausgeben wird. Es ist soeben davon eine Ankündigung und Einladung auf zwei Foliobogen erschienen, worin es unter anderm heißt: „Im Mittelalter, wo Asien in Europa einbrach, durch die Eroberung der Araber in Spanien und Europa, in Asien durch die Züge der Kreuzfahrer nach Palästina, erhellte der Genius des Orients zuerst mit seiner Fackel die Finsternisse gotischer Barbarei und milderte durch seines Odems Wehen den rauhen Anhauch nordischer Sitte. Das fünfzehnte Jahrhundert sah den Fall des Reichs der Araber in Spanien und den Sturz des Reichs der Griechen in Konstantinopel, aber es sah auch eine neue Morgenröte abendländischer und morgenländischer Kultur. Seitdem ist in Europa das orientalische Studium vielfach angeregt, der wesentliche Wert und Nutzen desselben zur Urkenntnis der Wissenschaften und Religionen, zur Geschichte und Bildung der Menschheit allgemein anerkannt worden. England und Holland, Italien und Spanien, Frankreich und Deutschland haben um die Palme gewetteifert; des literarischen Wohlstandes zu geschweigen, der

1) Fundgruben des Orients, bearbeitet durch eine Gesellschaft von Liebhabern. Sag: Gottes ist der Orient, und Gottes ist der Occident; Er leitet, wen er will, den wahren Pfad. Cor. II. Sure. Wien 1809 (bis 1818). Gedruckt bey Anton Schmid, k. k. privil. Buchdrucker. (Türk., deutsch. u. französ. Titel). VI Bde. gr. Fol. (vgl. Goedeke, 2. A., 7. Bd., S. 751 ff.)

im Sitz des osmanischen Kaisertums durch Bibliotheken und Akademien, durch Gelehrtenverein und Druckerei bis auf unsere Zeiten emporgehalten wird. Ungeachtet seiner Wichtigkeit, ungeachtet der vielfältigen Bemühungen gelehrter Männer, ist dieses Studium noch nicht dem Wunsch der besten und größten gemäß, allgemein verbreitet und steht dem der Griechen und Römer noch keineswegs zur Seite, nicht sowohl weil es durch Schwierigkeit viele abgeschreckt, als weil es durch Mangel an Hilfsquellen und Ermunterung wenige anlockt" usw.

Diese Zeitschrift, zu welcher der Graf Wenzeslaus von Rzewuski, selbst ein Mitarbeiter, die fehlenden Druckkosten zuschießt, soll in zwanglosen Heften von 17 bis 19 Bogen erscheinen und jährlich einen Folioband von 300 Seiten liefern und alles umfassen, was nur immer aus dem Orient kömmt, oder auf denselben Bezug hat. Orientalische Übersetzungen, Abhandlungen, Bemerkungen, Nachrichten, Auszüge, Notizen, Beschreibungen, Zeichnungen und Aufsätze allerart in den gangbarsten Sprachen Europas, um auf Teilnehmer rechnen zu können von allen Nationen und aus allen Gegenden Europas und Asiens. Die weitläufige Korrespondenz der Unternehmer läßt sie auf Nachrichten aus Konstantinopel, aus den Häfen der Levante, aus Persien, Syrien und Ägypten rechnen. Jedes Heft wird sieben stehende Artikel enthalten: 1. Sprachwissenschaften, 2. Rede und Dichtkunst, 3. Geschichte, Altertümer und Münzenkunde, 4. Geographie und Statistik, 5. Philosophie und Rechtswissenschaft, 6. mathematische und physische Wissenschaften, 7. Bibliographie und andere Miszellaneen. Den Herausgebern, deren die meisten in Konstantinopel und Wien leben, stehen dort und hier alle Bibliotheken und Privatsammlungen von Manuskripten offen.

Der Preis von vier Heften oder einem Bande ist 25 Gulden Wiener Kurant; Bestellungen übernimmt die Schaumburgische[1]) Buchhandlung in Wien.

1) Gründer dieser Buchhandlung war der 1833 verstorbene Karl Schaumburg; sie galt für eine der größten Sortimentshandlungen Deutschlands (s. Österr. National-Enzyklopädie, 1836, 4. Bd., S. 511 f.).



Comtesse Fuchs.

Dreiunddreißigster Brief

Wien, den 27. März 1809.

Endlich habe ich auch einen schönen, hellen, frischen Tag in dem köstlichen Augarten und Prater genießen können. Mit frohen Rückerinnerungen sah ich diese beiden großen, herrlichen Lustorte Wiens wieder, die doch ganz einzig in ihrer Art sind. Der schöne, künstlich- und doch freigepflanzte Augarten ist überaus reich an anmutigen Partien, voll der schönsten, herrlichsten, alten Bäume allerart und lieblichen Ruheplätze. Gerne wär' ich, nach einer langen Promenade rund über die Stadtwälle, durch die lange Vorstadt und in dem weitläufigen Augarten umher, auch zum Mittage dageblieben: aber dazu war der Gast- und Speisewirt noch nicht eingerichtet; dazu erwartet er den Monat Mai. Dann gehen die täglichen Morgenpromenaden an, welche den schönen Augarten und alle seine langen, schattigen Gänge mit köstlichen, freien Aussichten über den herrlichen Donaustrom hin, und alle seine zahllosen, schattigen und freien Ruheplätze mit vielen tausend Menschen aus der schönen und großen Welt füllen, für welche auch gewöhnlich Morgenquartette und Konzerte oft sehr gut und groß veranstaltet werden, die zum Teil den ganzen Tag da angenehm zubringen, in größern und kleinern Gesellschaften da frühstücken, auch zu Mittag essen und sehr gut, wenn sie es verlangen, auch sehr groß, und nach unserm Maßstabe doch sehr wohlfeil bewirtet werden, in schönen, großen Sälen, oder angenehmen Zimmern und Kabinetten, oder ganz im Freien, wie es ein jeder wünscht: denn das große, zierliche Gebäude, welches für das Vergnügen des Publikums bestimmt und eingerichtet ist, bietet das angenehmste und mannigfaltigste Lokal dazu dar. Ich vermutete, daß das schon früh eingefallene und oft wie-

verkehrende schöne Wetter im Prater vielleicht die kleinen Bewirtungsanstalten in Gang und Ordnung gebracht haben möchte und erweiterte meinen Gang noch bis zum Prater, der der größere Lustort des ganzen Publikums ist, eigentlich aus Wald und Wiese besteht, die von der Donau schön umflossen werden. Große, breite Alleen von den herrlichsten, alten Bäumen verschiedener Art durchschneiden und durchkreuzen ihn und geben dem Ganzen ein großes, stattliches Ansehen. Auf einem mit unzähligen, größern und kleinern Bewirtungsanstalten, in zierlichen Pavillons, Buden, Häusern und Veranstaltungen aller Formen angefüllten Platze laufen die großen Alleen zusammen. Hier wallen und strömen nun im Frühjahre, Sommer und Herbst täglich, und besonders sonntäglich, dreißig-, vierzig-, fünfzigtausend Menschen im buntesten, lustigsten Gewimmel auf und ab; die glänzendsten, herrlichsten Equipagen ohne Zahl, und stolze, lustige Reiter auf den schönsten Pferden aus allen Ländern, die gute Pferdezucht haben, füllen die breiten Fahrwege, denen zur Seite ebenso breite, ebensogut unterhaltene Fußwege laufen, welche oft ebenso dicht vom Volke besetzt sind, das in bunten Kolonnen hintereinander herzieht und im lustigen Gewühle durcheinander sich bewegt. Jene Häuser, Pavillons, Buden, Zelte, offenen Tische und Bänke sieht man dann von gemütlichen, lustigen Menschen aus allen Klassen besetzt, die in der größten Behaglichkeit stundenlang auf einem Flecke zehren und genießen, was die rundum verbreiteten Garküchen und Bratöfen, Kaffee-, Wein- oder Bieranstalten nur irgend zu liefern vermögen.

Jetzt war aber auch hier noch nichts der Art in Ordnung, als Kaffee und Schokolade mit dem feinsten, weißen Brote. Es war über meinen weiten Morgengang bereits vier Uhr nachmittag geworden, und so ließ ich mir aber auch gern

in einem Hause sehr gute Schokolade zu Mittag und in einem andern ganz köstlichen Kaffee zu Nachmittag in einer Stunde gefallen. Bei der täglichen Fülle an großen Tafeln bekommt ein solcher Fasttag nicht übel.

Den Abend brachte ich in einer feinen, heitern Gesellschaft aus der größten Welt bei der Gräfin Fuchs zu, wo ich auch das hübsche Tiroler Sängerchor wiederfand und mit wahrer Freude wieder hörte. Ein kleines, allerliebstes, zweijähriges Kind der Gräfin, der zierlichen Mutter an Gestalt, Bildung und Grazie gleich, wurde durch den angenehmen, lustigen Gesang so belebt und beseelt, daß es gar wunderhübsch in zierlichen Sprüngen und graziösen Attitüden stundenlang sich bewegte und mich von der Gesellschaft, der es gar nicht an mannigfacher Unterhaltung fehlte, fast abzog und ganz zu sich hinzog. Es geht doch fast kein Anblick über den eines schönen, frohen Kindes. Man genießt ihn wenigstens freier und unbefangener, als den von schönen Frauen und Mädchen.

Die hellsten Morgenstunden benutz' ich auch wohl, um die vorzüglichsten Kunstsammlungen großer Häuser zu sehen. So besah ich gestern mit dem vortrefflichen Grafen Lamberg seine schöne Gemäldesammlung genauer, als es die vorigen Male geschehen konnte. Er ließ mich an dem schönen, hellen Morgen durch eine Einladung zum Frühstück selbst dazu auffordern. Seine ansehnliche Sammlung, die mehrere große Zimmer füllt, besteht wirklich aus lauter schönen, ganz auserlesenen Bildern; vorzüglich von niederländischen Malern. Von Rubens ist da unter andern eine heilige Familie, zarter und weicher und vollendeter, als ich je etwas von diesem Meister sah, und herrliche Skizzen zu seinen größern Gemälden, die er hernach ausgeführt hat, von der Hand des Meisters selbst. Wenn man die großen, ausgeführten Gemälde kennt, oder, wie der

Graf, doch die Kupferstiche davon bei der Hand hat, so gibt die Vergleichung des ersten Entwurfs mit der spätern größern Ausführung einen gar unterhaltenden und belehrenden Anblick.

Ferner fand ich den schönsten Wouverman[1]), den ich je gesehen habe. Ein Gefecht mit Räubern, von wundervoller Kraft und Ausführung; Geflügel von Hondekoeter[2]) von der höchsten Wahrheit und Schönheit. Terburgs[3]), Asselyns[4]) sah ich nie schöner als hier, und von dem herrlichen Potter[5]) ein großes, unbeschreiblich reiches Stück, der Viehmarkt zu Haarlem. In einem dichten Holze ist eine große Menge des schönsten Viehs versammelt und in Vor-, Mittel- und Hintergründen zusammengedrängt; aber doch mit solcher Klarheit und Bestimmtheit ausgeführt, daß man im dichtesten Hintergrunde ihre Gestalten und Stellungen vollkommen deutlich unterscheidet; und welche Beleuchtung! Es ist eines der allervollendetsten Kunstwerke der Art.

Zwei spanische Maler, Velasquez und Carreño[6]), lernte ich hier erst recht kennen; von dem letzten besitzt der Graf die ausgeführte Skizze eines großen Altarblatts. Es

1) Philips Wouwerman (1619—1668). Das genannte Bild ist heute im Besitze der Gemäldegalerie der Akademie der bildenden Künste, wie alle Bilder Lambergs (s. C. v. Lützow, Ktlg. d. Gemäldegalerie d. Akad. d. bild. Künste. W. 1889, S. 322).

2) Melchior d'Hondekoeter (1636—1695).

3) Gerard Terburg (1608—1681).

4) Jan Asselyn (1610—1660), Landschaftsmaler. Lamberg besaß eines seiner besten Bilder: Landschaft mit Herde (s. C. v. Lützow l. c. S. 8f.).

5) Paulus Potter (1625—1654), Tiermaler. Das von R. erwähnte Bild befindet sich nicht in der Galerie der Akademie der bild. Künste.

6) Don Juan Carreño de Miranda (1614—1685). Das Bild stellt die Gründung des Trinitarierordens vor (s. C. v. Lützow l. c. S. 54f.)



Joh. Mich. Vogl

Lithographie von Josef Kriehuber (1830)

stellt eine Engelerscheinung über allen Ausdruck groß und schön dar. Auch Murillos Männer und Knaben nach der Natur sah ich nie so schön. Von Ruysch[1]) besitzt der Graf Blumenstücke über allen Ausdruck wahr und schön. Was aber alles andre für meinen Sinn weit übertraf, war eine Venus in Lebensgröße, vom schönsten, reizendsten Charakter, in dem Augenblick, von welchem Rousseau als dem genußvollsten spricht, mit der höchsten Zartheit und Innigkeit aufgefaßt und dargestellt. Man kann sie fast nur für ein Meisterwerk Tizians halten; Formen, Fleisch, innere Bewegung und äußere Ruhe, alles im höchsten, vollkommensten Sinne jenes Meisters. Der Graf hat sie für ein Gemälde des Padovanino[2]) bekommen. Die seltene, reiche Sammlung von hetrurischen Vasen ließen wir für einen der nächsten Tage.

Ehegestern[3]) abend war ich im Theater, wo zum gewöhnlichen Benefiz der drei ersten Sänger, Weinmüller,

1) Rachel Ruysch (1664—1750), Blumenmalerin.

2) Alessandro Varotari, gen. J. Padovanino (1590—1650). Über das Bild: „Ruhende Venus" s. C. v. Lützow l. c. S. 288.

3) Diese Aufführung Collinscher Lieder fand auf Anregung des Grafen Moritz Dietrichstein statt, und zwar am 25. März 1809 im Hofburgtheater. Das Programm lautete:

Heute, Sonntag, den 25. März 1809, wird in dem Hoftheater nächst der Burg zum Vorteile der Inspizienten der deutschen Oper: Saal, Vogl und Weinmüller eine große, musikalische Akademie gegeben. Die vorkommenden Stücke sind folgende:

1. Abtheilung:

1. Eine militärische Symphonie von Josef Haydn.
2. „Der Kriegseid", eines der österreichischen Wehrmannslieder von H. J. v. Collin, in Musik gesetzt von Josef Weigl, gesungen von Vogl und Weinmüller mit Chor.
3. „Das Gebet" von H. J. v. Collin, in Musik gesetzt von Gyrowetz, gesungen von Grell, Kammersänger des Fürsten Ester-

Vogl und Saal, die auch als Inspizienten bei der Oper angestellt sind, lauter Volks- und Kriegslieder von Collin und Weigl gesungen wurden. Die Ausführung entsprach eben nicht ganz der Erwartung, indessen nahm das versammelte Publikum die Stücke sehr warm auf und ward zuletzt sehr laut in seinen Anteil- und Freudenbezeigungen. Das Haus war aber nicht ganz angefüllt, und die Abwesenheit der meisten Großen war an den halbleeren Logen sehr zu spüren.

Gestern[1]) wurde Haydns Schöpfung im Burgtheater,

häzy, Vogl, Saal und Weinmüller mit Begleitung der Harfe von M. Josefine Müller.

4. Ein ganz neues Konzert auf dem Klarinet von Pöringer gespielt von Purebl.
5. „Der Greis“ von Collin, Musik von Gyrowetz, gesungen von Saal.
6. „Der Marsch“ von Collin, Chor von Josef Weigl.

2. Abtheilung.

1. Ein spanisches Rondo von Romberg für Violoncell, gespielt von Krafft Sohn, beim Fürsten Lobkowitz.
2. „Der Bräutigam“, Gedicht von Collin, Musik von Weigl, gesungen von Vogl.
3. „Der Genius Österreichs“ von Castelli, Musik von Süßmayer, gesungen von Mlle. Milder.
4. „Der Abschied eines Wehrmannes von seinen Eltern“ von Castelli, Musik von Weigl, gesungen von Mlle. Milder, Vogl und Weinmüller.
5. „Österreich über alles“ von Collin, Chor von Weigl.

Die Wiener Zeitungen nahmen merkwürdigerweise von dieser ersten Aufführung keine Notiz (s. darüber Arnold-Wagner, Achtzehnhundertneun l. c. S. 334 f.).

1) Am 26. März 1809. Die Allg. Mus.-Ztg. Lpzg. 1809, Sp. 492 schreibt: „Im Wiener Burgtheater ist in der Charwoche Haydns Schöpfung von zweihundert Musikern in der Resonanzkuppel jenes Theaters sehr gut ausgeführt und mit neuem Beifall aufgenommen worden.“

als jährliches Benefizkonzert für die Witwen der Musiker, aufgeführt, und heute wird sie wiederholt. Das Theater war gepfropft voll. Die Ausführung entsprach aber auch nicht der Erwartung, die unsereiner für Wien mitbringt, wo man geneigt ist zu erwarten, daß sie jede andre, die man schon davon gehört hat, weit übertreffen müßte. Das war aber wirklich nicht der Fall, wenn ich die gestrige Ausführung mit mehreren, die wir davon in Berlin gehabt haben, vergleiche. Indessen war es doch bei weitem die beste Aufführung der Art, die ich hier gehört habe; besonders von seiten des Orchesters und der Chöre.

Bittre Kälte, wie mitten im Winter, und dann wieder Regen bei lauer Frühlingsluft wechseln hier fast täglich miteinander, und überall hört man von nichts als Schnupfen, Husten und Kopfgeschwulst. Es ist ein sonderbares Klima, fast nie ohne Wind, wie auch das Wetter beschaffen sein mag.

Daß Beethoven den Ruf des westfälischen Hofes nicht angenommen, und daß ihm hier der Erzherzog Rudolf, Fürst Lobkowitz und Fürst Kinsky, eine jährliche Pension von viertausend Gulden auf die edelste, schmeichelhafteste Weise angetragen und zugesichert haben, bloß um ihn hier zu behalten, habe ich Dir wohl noch nicht gemeldet[1]. Sobald der Erzherzog in den Besitz seines Bistums tritt, wird er den großen Künstler ganz als Kapellmeister an sich attachieren. Man hat nun den braven, jungen Künstler Ries, Beethovens Schüler, an dessen Statt nach Kassel vorgeschlagen und empfohlen.[2]

1) Der Vertrag darüber vom 1. März 1809 ist abgedruckt bei Thayer-Riemann l. c. 3. Bd. S. 125 f.

2) Auch Ries erhielt die Stelle nicht. Er erzählt (s. F. G. Wegeler u. F. Ries, Biographische Notizen über Ludwig van Beethoven, Coblenz 1838, S. 95 ff.) darüber selbst: „Beethoven sollte als Kapell-

Seit einiger Zeit genieße ich auch wieder das erwünschte Glück, die Frau Baronin von Ertmann hier zu sehen und

meister zum Könige von Westphalen kommen; der Kontrakt, wodurch ihm sechshundert Dukaten Gehalt, nebst (wenn ich nicht irre) freier Equipage zugesichert wurden, war ganz fertig; es fehlte nur seine Unterzeichnung. Dieses gab die Veranlassung, daß der Erzherzog Rudolf und die Fürsten Lobkowitz und Kinsky ihm lebenslänglich einen Gehalt zusagten, unter der einzigen Bedingung, daß er nur in den kaiserlichen Staaten bleibe. Das Erstere wußte ich, das Letztere nicht, als plötzlich Kapellmeister Reichardt zu mir kam und mir sagte, ‚Beethoven nähme die Stelle in Kassel bestimmt nicht an; ob ich, als Beethovens einziger Schüler, mit geringerem Gehalte dorthin gehen wolle.' Ich glaubte Ersteres nicht, ging gleich zu Beethoven, um mich nach der Wahrheit dieser Aussage zu erkundigen und ihn um Rat zu fragen. Drei Wochen lang wurde ich abgewiesen, sogar meine Briefe darüber nicht beantwortet. Endlich fand ich Beethoven auf der Redoute. Ich ging sogleich auf ihn zu und machte ihn mit der Ursache meines Ansuchens bekannt, worauf er in einem schneidenden Tone sagte: ‚So — glauben Sie, daß Sie eine Stelle besetzen können, die man mir angeboten hat?' — Er blieb nun kalt und zurückstoßend. Am andern Morgen ging ich zu ihm, um mich mit ihm zu verständigen. Sein Bedienter sagte mir in einem groben Ton: Mein Herr ist nicht zu Hause, obschon ich ihn im Nebenzimmer singen und spielen hörte. Nun dachte ich, da der Bediente mich schlechterdings nicht melden wollte, gerade hineinzugehen; allein dieser sprang nach der Tür und stieß mich zurück. Hierüber in Wuth gebracht, faßte ich ihn an der Gurgel und warf ihn schwer nieder. Beethoven, durch das Getümmel aufmerksam gemacht, stürzte heraus, fand den Bedienten noch auf dem Boden und mich todtenbleich. Höchst gereizt, wie ich nun war, überhäufte ich ihn mit Vorwürfen der Art, daß er vor Erstaunen nicht zu Worte kommen konnte und unbeweglich stehen blieb. Als die Sache aufgeklärt war, sagte Beethoven: ‚So habe ich das nicht gewußt; man hat mir gesagt, Sie suchten die Stelle hinter meinem Rücken zu erhalten.' Auf meine Versicherung, daß ich noch gar keine Antwort gegeben hätte, ging er sogleich, um seinen Fehler gut zu machen, mit mir aus. Allein es war zu spät; ich erhielt die Stelle nicht, obschon sie damals ein sehr bedeutendes Glück für mich gewesen wäre."



Dorothea Ertmann geb. Graumann
Nach einem anonymen Stich

angenehme, musikalische Morgenstunden bei ihr zu verleben: ein Genuß, der mir über alles geht. Letzt führte ich Clementi und seinen Londoner Freund, einen sehr großen, italienischen Kontraviolonisten zu ihr, und beide hörten einige der schwersten Clementischen Sonaten von ihr mit großer Freude vortragen. Clementi ließ sich durch die Vollkommenheit der Ausführung nicht abhalten, einige Feinheiten des Ausdrucks und Vortrags, wie er sichs bei der Arbeit gedacht, hinzuzuwünschen, und die ebenso bescheidene als große Künstlerin befriedigte ihn auch darin auf der Stelle mit ebenso großer Empfänglichkeit als Bereitwilligkeit.

Clementi hörte auch unsern Rust große Sachen von Sebastian Bach, Händel und Mozart auswendig mit wahrer Freude, rein und bedeutend vortragen. Jetzt ist auch das herrliche Streichersche Fortepiano der Frau von Ertmann mitgekommen und erhöht noch den hohen Genuß um vieles.

Die feine Charakter- und Geistesbildung Clementis lerne ich hier in der Gesellschaft edler, feiner Frauen recht erfreulich immer mehr kennen und schätzen; er ist ein gar geistreicher, liebenswürdiger Mann, voll guter und schöner Kenntnisse und stets heiterer Laune. Bei der vortrefflichen Gräfin Rzewuska und der Lady Fitzgerald fand ich mich in der letzten Zeit mehrmalen mit ihm am runden, genußvollen Tische zusammen, und auch die Krafftschen Quartette besuchten wir beide mit gleichem Vergnügen. Die von Schuppanzigh dauern noch fort und gewähren mir fortwährend den erfreulichsten Genuß. Auch das ist ein angenehmer Versammlungsort der feinsten, eifrigsten Musikfreunde; die edlen Schwestern und Freundinnen, Frau von Tschoffen und Frau von Puthon, Frau von Henikstein und Frau von Bigot und andere kunst-

liebende Damen verfehlen nie dabei sich einzufinden. Dennoch ist die Gesellschaft nie so zahlreich, als es der Raum erlaubte und die Ausführung gewiß verdiente, und als auch das eigentliche Abonnement wirklich sein soll. Wenn reiche, freigebige Menschen doch fühlen wollten, daß sie dem Künstler mit dem Gelde noch nicht alles geben, was er für seine Anstrengungen und Darstellungen erwartet und verdient. Daß der Mensch nicht vom Brote allein lebe, gilt bei keiner Menschenart mehr und besser, als beim Künstler, und er hört auf, von dem Augenblick, an dem er anfängt, sich mit jenem allein zu begnügen, Künstler zu sein und würdigt sich zum dienenden Handlanger herab, welches wohl nirgend mehr in die Augen fällt, als in England, wo der Künstler, dem Professionisten gleich behandelt, nur besser bezahlt wird, sich seinen Preis machen muß, für welchen jeder ihn rufen lassen und nach seiner Weise benutzen kann, und ohne welchen ihn keiner der stolzen Insulaner in seinem Hause aufnehmen möchte, wenn er auch noch so bereit wäre, ohne Bezahlung, nur für eine feinere Behandlung, erscheinen zu wollen. Daher man auch die meisten Künstler, die man vor ihrem Londoner Aufenthalte noch so groß in ihrer Art gekannt hat, dort, wenn sie London nie verließen, bald heruntergekommen und ihre Kunst vernachlässigend wiederfindet. Salomon[1]), der

1) Johann Peter Salomon, geb. 1745 zu Bonn, gest. 25. November 1815 in London, bildete sich zum Violinisten aus, trat 1758 in die kurfürstliche Kapelle zu Bonn, von wo er 1765 Abschied nahm und auf Konzertreisen ging. In Berlin wurde er vom Prinzen Heinrich festgehalten und blieb dort bis 1780. Von da ging er nach Paris und London, wo er durch seine Aufführung von Haydns und Mozarts Symphonien ungeheure Begeisterung erregte, er war es auch, der Haydn nach London brachte und dort mit ihm die größten Erfolge erzielte. Die Salomonkonzerte standen von da an als die ersten und besuchtesten da (s. Eitner l. c. 8. Bd., S. 402).

vortreffliche Violinist und Anführer, den wir einst besaßen, und Clementi haben davon immer eine rühmliche Ausnahme gemacht; allein das sind auch beide Männer von Charakter, die ihren Wert ganz fühlen, sich geltend zu machen und in ihrer Würde zu erhalten wissen. Die große Vollkommenheit, Zartheit und Vollendung in der Ausübung, die Clementi sonst in so hohem Grade besaß, mag er aber doch wohl auch in dem langen Londoner Leben eingebüßt haben; wenigstens kann man sich des Gedankens kaum erwehren, da er durchaus darauf besteht, nicht spielen zu wollen. Letzt hatten wir nun alle Ursache zu hoffen, daß er sein Versprechen an die Frau von Puthon, es vor einigen, sehr wenigen Kennern tun zu wollen, erfüllen würde; er zog mich aber selbst gleich in sein Interesse, ihm dazu behilflich zu sein, daß er davon freikäme. Natürlich war mir die Freiheit eines solchen Künstlers heiliger, als mein eigenes Vergnügen, so sehnlich ich selbst auch wünschte, ihn wieder zu hören.

Vierunddreißigster Brief

Wien, den 31. März 1809.

Die Fasten sind beendigt. Was die wieder eingetretene Zeit der Fleischeslust für ein neues Leben ins Volk bringt, ist recht merkwürdig anzusehen. Überall begegnet man langen, hohen und tiefen Wagen, mit vier starken Pferden bespannt, voll ganzer geschlachteter und für die Fleischbank zubereiteter Ochsen, andere voll Schweine, so hoch aufgepackt, als der Wagen es tragen mag, wieder andre ganz mit Hammeln angefüllt. Alle Fleischbänke, die hier in mehreren Hauptstraßen verteilt sind, liegen hoch angefüllt, und alles Volk schleppt sich bis spät in die Nacht hinein mit großen Massen von Fleisch.

Auf allen Plätzen stehen Italiener in offenen Buden ohne Zahl mit großen, dicken, geräucherten Würsten allerart aus, und selten begegnet man einem Bürger, der nicht seine Wurst, auch wohl mehrere in der Hand oder unterm Arm, nach Hause trägt.

Die Einladungen zum Schmause für die ersten Tage und Wochen der neuen Schmausereien jagen sich, und es wird in der ersten Zeit nicht viel freie Wahl der Gesellschaft bleiben.

Die Theater wollen sich aber nicht füllen, das Murren über die erhöhten Preise nimmt zu, und man muß sehr vorsichtig in der Wahl der Stücke sein, um das Lautwerden des Unwillens zu verhindern. Dazu gehört denn vorzüglich, daß man solche Stücke wählt, in welchen beliebte und geehrte Schauspieler auftreten. Zu diesen gehören hier auch gar sehr die Herren Ochsenheimer[1])

1) Ferdinand Ochsenheimer, geb. 17. März 1767 zu Mainz, gest. 1. November 1822 zu Wien, seit 1807 Hofschauspieler, hervorragend im Fache der Intriganten und Tyrannen. Zur Zeit der Vereinigung

und Koch[1]). Den ersten kennst du, und er hat von seiner Kraft, seinem guten Anstande und feinem Raffinement im Spiel nichts verloren. Ich hab' ihn gelegentlich beim Grafen Lamberg und dessen alten, italienischen Abbé[2]), dem Cicerone bei den hetrurischen Vasen, auch als einen Naturkundigen kennen gelernt; ein von ihm bekanntes Schmetterlingswerk wird sehr geschätzt. Herr Koch ist einer der anständigsten, gefälligsten Weltmänner für Anstandsrollen, den ich je auf irgendeinem Theater gesehen. Den Verlust seiner Tochter, der Madame Roose[3]), fühlen die Wiener noch sehr tief,

des Hoftheaters mit dem Theater an der Wien trat er wiederholt auf dieser Bühne auf. Auch seine wissenschaftlichen Leistungen als Entomolog haben ihm einen berühmten Namen gemacht (s. Eisenberg l. c. S. 735 f.).

1) Siegfried Gotthelf Koch, eigentlich Eckardt, geb. Berlin 26. Okt. 1754, gest. Wien, 11. Juni 1831, Mitglied des Hoftheaters seit 1798, Regisseur (s. Ktgl. d. Portr.-Slg. d. k. k. Gen. Intend. l. c. S. 292).

2) Über diesen schreibt die Gräfin Lulu Thürheim l. c. I, S. 57: „Ich kannte einen alten Grafen Lamberg, der seit 60 Jahren nichts teueres auf der Welt hatte als einen gleich alten Abbé. Sie trennten sich keinen Tag. Der Abbé starb und denselben Abend verlangte der Graf, daß man ihn in das Theater führe, um sich zerstreuen zu können. Bald darauf starb er." Der Abbé hieß Vincenzo Edler von Mazzola. Lamberg (s. Verlassenschaftsakten Fasc. V, Nr. 130 ex 1822) hat ihn in seinem Testament bedacht, doch starb Mazzola schon am 24. Mai 1822 im Alter von 79 Jahren zu Wien (vgl. sub Landrecht Fasc. V, Nr. 119 ex 1822; Todtenprotok. d. Stadt Wien). Mazzola war aus Neapel gebürtig.

3) Betti (Elisabeth) Roose, geb. Koch, geb. zu Hamburg 20. Okt. 1778, gest. zu Wien 24. Oktober 1808, seit 1798 in Wien. Liebling der Wiener, namentlich als Iphigenie, Ophelia, Jungfrau von Orleans usw. (s. J. F. Castelli, Memoiren, hg. v. Dr. J. Bindtner l. c. I, S. 213 f.). Eine ausführl. Biographie von ihr geben die „Annalen der Lit. u. Kunst" l. c. Wien, 1808, II, Int. Bl. Sp. 250 ff.; vgl. dgl.: „Rede am Sarge der am 24. Oktober 1808 verstorbenen k. k. Hofschauspielerin Madame Betty Roose, geb. Koch, gehalten und

und ich erleb' es nicht selten, daß Kunstfreunde von ihr mit Tränen in den Augen sprechen. Madame Hendel hatte auch darin hier einen schweren Stand, daß sie in mehreren Rollen auftrat, in welchen man jene noch in frischem Andenken lebende Schauspielerin anbetete. Indes war zuletzt doch eine große Partie, welche Madame Hendel hier zu behalten wünschte, und es schien bereits ausgemacht zu sein, daß sie hierbleiben würde, als man sich am Ende doch über das Gehalt nicht vereinigen konnte. Madame Hendel hatte von wirklichen Reichsgulden, nach dem eigentlichen Wert, und die Direktion von Papiergulden, nach dem gegenwärtigen Kurs, gesprochen. Es mengten sich persönliche Animositäten darein, und so zerschlug sich die Unterhandlung, und Madame Hendel bleibt willens, ihre längst projektierte, italienische Reise, sobald es die Kriegsumstände erlauben, auszuführen: „um dort auf altem, klassischen Boden die hohe Kunst der Pantomime und Attitüde nach den höchsten Meistern des Altertums zu studieren und dann vollendet ins Vaterland zurückzukehren." Sie hat uns, vereint mit ihrem Begleiter, dem Herrn Patrik Peale, noch einen interessanten Kunstmorgen gewährt, in welchem sie ihre schönsten Attitüden mit großem Beifall zeigte, von den Religiösen aber, nach einer Weisung der Polizei, in den kurzen Einleitungen und Andeutungen, die sie vorhergehen zu lassen pflegt, die eigentlichen Benennungen weglassen mußte[1]). Beide haben auch wieder mit Kunst und Gefühl deklamiert. Schon früher hatten sie

auf Verlangen in Druck gegeben von Johann Wächter, k. k. Konsistorialrath etc. Wien 1808, 8°". Betty Roose war die Geliebte des Franz Holbein Edl. v. Holbeinsberg, den sie nach Wien zog (s. Mémoires de la Ctsse. de Lichtenau etc. A Paris, 1809, S. 157f., 160.)

1) Vgl. darüber I, S. 255, Anmerk. 1.

noch ein gemeinschaftliches Deklamatorium gegeben, dem ich aber nicht beiwohnen konnte. Madame Bürger hab' ich aber in einem frühern Deklamatorium, welches sie im kleinen Redoutensaal gab, Gedichte von Bürger, vorzüglich gut, mit Kunst und Wahrheit deklamieren hören. In anderen aber leuchtete das Bestreben nach partiellem Wortausdruck, bei großer Einförmigkeit des Tons, zu sehr hervor. Die Einnahme des letzten Deklamatoriums von Madame Hendel war den Witwen der fallenden Wehrmänner bestimmt, und das Auditorium sehr zahlreich und ansehnlich, obgleich der Eingangspreis verdoppelt war. Sie ist fürs erste nach Graz gegangen, um von dort nach den Umständen ihren weitern Weg zu wählen.

Iffland wird hier noch immer vergeblich erwartet. Herr Schmidt[1], der Schauspieldirektor des Fürsten Esterházy, welchen dieser nach Berlin geschickt hatte, um sich unsers Ifflands desto besser zu versichern und zu bemächtigen, ist ohne ihn, mit der alten Entschuldigung und Versprechung, zurückgekommen. Ich bleibe der Überzeugung, daß Iffland Berlin nicht verlassen wird. An seiner Stelle hätte ich's auch nie verlassen. Er ist Herr seiner glücklichen, fast

1) Heinrich Schmidt, Theaterdirektor und Schriftsteller, geb. zu Weimar am 27. Sept. 1779, gest. zu Wien am 14. April 1857, studierte in Jena und war durch Goethe an Retzer nach Wien empfohlen worden, wo er an der Hofbühne 1801 eine Stelle erhielt. Von dort kam er als Direktor des Fürstlich. Esterházyschen Theater nach Eisenstadt und 1812 übernahm er die Direktion des Brünner Theaters, das er bis 1825 leitete und sodann wieder von 1831—1837. Es war die Glanzzeit dieses Theaters. Schmidt lebte dann gänzlich zurückgezogen bis zu seinem Tod (s. Wurzbach, 30. Bd., S. 258f.). Über seine Verhandlungen mit Iffland bezüglich eines Engagements in Wien vgl. seine „Erinnerungen eines weimarischen Veteranen aus dem geselligen, literarischen und Theaterleben. Lpzg. 1856, S. 167f., 184ff."

ganz unabhängigen Lage geblieben und wird durch ein angenehmes Besitztum dort festgehalten, da ich hingegen durch ein Eigentum im abgetretnen Lande gewaltsam von meiner alten, dreißigjährigen, unter drei Königen von der größten Verschiedenheit behaupteten Stelle losgerissen wurde. —

Noch eine große Künstlerin wird hier außerordentlich und allgemein bedauert. Es ist die sogenannte Imperatrice Sessi[1]), deren Stimme von so großer Schönheit und Fülle gewesen, daß man Kenner oft mit vieler Feinheit und Einsicht streiten hört, ob ihre oder der Demoiselle Milder Stimme schöner war. Dabei soll ihr Vortrag überaus schön und edel gewesen sein, ebenso frei von allen neumodischen Übertreibungen und Alfanzereien, als von pedantischer Strenge und Kälte. Auch war sie eine schöne, heroisch gestaltete Frau von dem liebenswürdigsten, edelsten Charakter, und das alles ist in der schönsten Blüte dahingewelkt! Sie ist in Florenz bei ihren Verwandten gestorben.

Die große Schönheit und Fülle der Stimme der Demoiselle Milder hat sich wieder bei den musikalischen Volksfesten im Burgtheater und dem großen Redoutensaal recht bewährt. In diesem, der wirklich von seltenem großem Umfange ist, ward am achtundzwanzigsten die Ausführung der Collinschen und Weiglschen Volkslieder mit gro=

1) Imperatrice Sessi, geb. zu Rom 1784, kam um 1792 nach Wien und debütierte auf dem Hoftheater daselbst schon mit bedeutendem Erfolge, und zwar war sie Mitglied von 1804 bis 1806. Sie heiratete einen Baron Natorp, österr. Major, und ging darauf nach Italien, wo sie 1806—1807 in Venedig und Mailand ganz enthusiastisch aufgenommen wurde. In Venedig erreichten die Ovationen den Höhepunkt. Ihr in Kupfer gestochenes Porträt wurde unter die Zuschauer geworfen, welche die Sängerin mit Sonetten und Blumen überschütteten. Diese starb aber schon ein Jahr darauf in Florenz am 25. Oktober 1808 (s. Reißmann l. c. 9. Bd., S. 239).



Imperatrice Sessi

ßer Feierlichkeit wiederholt.[1]) Die Versammlung war die glänzendste und zahlreichste, die ich hier gesehen; der ganze Saal, alle Galerien, alle Winkel und Gänge waren gepfropft voll Menschen aus allen Ständen, daß viele Hunderte zurückgehen mußten. Es war ein großer, feierlicher Anblick, alle diese Menschen, schon in voraus voll des erwarteten Gegenstandes, mit den Liederbüchern in der Hand, in hoher Spannung zu sehen; und mit welchem Enthusiasmus die kräftigen Lieder Collins aufgenommen wurden! In dem Kriegseid schließt jede Strophe mit: wir schwören! unzählige Stimmen aus dem Publikum stimmten in dieses „wir schwören" mit ein. Ebenso in dem Liede Mein! überschrieben, in welchem der glückliche Österreicher alle seine reellen Besitztümer hernennt und dem Feinde am Schlusse jeder Strophe zuruft: doch bleibt es mein! ward das doch häufig mitgerufen. Und nun gar in dem Liede: Österreich über alles: dessen Strophen mit den Worten anheben: wenn es nur will, da stieg der Enthusiasmus aufs höchste; Klatschen, Rufen, lautes Aufschreien,

3) Bezüglich der Aufführung am 28. März schreibt die „Allg. Musik.-Ztg. 1809, Sp. 651": „Bei dem allgemeinen Enthusiasmus, der zu dieser Zeit alle Herzen unserer Monarchie und vorzüglich die der Wiener ergriff, konnte diesen Liedern, ungeachtet sich nicht alle zum Besten in der musikalischen Behandlung auszeichnen, eine gute Aufnahme nicht fehlen. Am 28. wurden dieselben wiederholt, desgleichen am 2. und 16. April im großen Redouten-Saal, wobei jedesmal der Saal zum Erdrücken voll war. Der Enthusiasmus stieg immer höher und der Beifall war grenzenlos. Nicht unverdient, in Hinsicht auf Musik, wurde dieser Beifall zu Teil den Liedern: Des Volkes Wunsch — (von einem ungenannten Dichter), Der Marsch und Mein! von Collin. Refer. hebt besonders den Marsch hervor, welcher nach einer leicht faßlichen Volksmelodie komponiert worden und ebenso vollkommen für seinen Zweck geeignet war." Über diese Aufführung vgl. noch besonders: Arnold-Wagner, Achtzehnhundertneun l. c. S. 353 ff. mit verschiedenen Berichten von Augenzeugen.

Jubeln und Schluchzen ward von dem kaiserlichen Sitze bis in den Saal hinab und rundum ganz allgemein. Ich habe nie eine größere Sensation erlebt.

In den Melodien hatte sich's Weigl mehr angelegen sein lassen, recht populär zu sein, als den Sinn und Geist des Dichters zu ergreifen und ganz wiederzugeben. Einige Melodien waren auch von großer Annehmlichkeit und wurden sehr leicht gefaßt und freudig aufgenommen. Weigl kennt sein Publikum und ist für die Österreicher wie unter ihnen geboren.

Unser Seidler hatte einen schweren Stand[1]), mitten unter diesem allgemeinen patriotischen Enthusiasmus und in dem unermeßlichen Raume ein Violinkonzert zu spielen. Indes trug er es mit seiner gewohnten, vollkommnen Klarheit, Reinheit und Bestimmtheit vor und ward mit ebensoviel Ruhe und Aufmerksamkeit angehört, als mit lautem, allgemeinem Beifall belohnt.

Am Fünfundzwanzigsten wurden im Theater der Leopoldstadt auch, zum Besten der Chorsänger, Haydns sieben Worte, und im Theater an der Wien ward den Siebenundzwanzigsten Händels Messias aufgeführt; ich konnte mich aber nach so mancher fehlgeschlagenen Erwartung der Art nicht entschließen, zu den beiden in ihrer Art einzigen und doch so ganz verschiedenen Meisterwerken mein

1) Über Seidlers Konzert an diesem Tage schreibt die Allg. Musik.-Ztg. 1809, Sp. 651: „Noch muß ich eines Genusses erwähnen, welchen uns unser Seidler aus Berlin — (möchte er doch immer unser bleiben!) im vorletzten Konzerte (am 28. März) des großen Redoutensaales gewährte. Er spielte ein Violinkonzert von Lafont mit aller Reinheit, Rundung und Präzision — und in wahrhaft gebildetem Geschmack. Was bei so wenigen Künstlern in diesem Grade angetroffen wird, ist sein großer, klingender, kraftvoller Ton, welcher sich vom zartesten Piano bis in die größte Stärke gleich bleibt. Er nehme unsern Dank: unsere Herzen hatte er ohnehin gewonnen."

Ohr hinzutragen. Lieber hätt' ich in den feierlichen Tagen wieder eine Wallfahrt zu dem lieben, alten Haydn gemacht; unsre Anmeldungen und Anfragen blieben aber alle fruchtlos: er konnte niemanden annehmen.

Von einem Morgenkonzert, das letzt der junge Moscheles im kleinen Redoutensaal gab[1]), muß ich Dir noch etwas sagen. Außer einem Klavierkonzert von Mozart, das er sehr brav spielte, führte er auch eine Symphonie von seiner Arbeit auf, aus welcher ein recht angenehmes Talent hervorleuchtete; daher blieb die melodiöse Partie daran auch die wichtigste. Ich glaube wirklich, daß sich sein Talent vorzüglich zur Singekomposition hinneigt, und daß er bei gehörigem Studium der Musik und Sprache ein braver Singekomponist werden kann. Zur Instrumentalmusik gehört wohl mehr Phantasie und Eigenheit, als er seinem ganzen Wesen nach zu haben scheint. Nachdem Haydn und Mozart eine Kunst erschaffen und auch gleich auf den höchsten Gipfel geführt haben, wie sie weder das Altertum, noch irgendeine Zeit gekannt, reicht Studium und Talent zur Melodie nicht mehr hin, um etwas Bedeutendes und Großes in der Instrumentalmusik zu leisten. Auch sind seine Lehrer, Albrechtsberger und Salieri, zu denen ihn sein gutes Geschick, ganz seinen natürlichen Anlagen gemäß, führte, eher geneigt, einen guten Singekomponisten aus ihm zu bilden. Dieser wird der folgenden Zeit

1) Es fand am 12. März 1809 statt: Die „Allg. Musik.-Ztg. Lpzg. 1809, Nr. 41, Sp. 650" schreibt darüber: „Den 12ten gab Ignaz Moscheles, 14 Jahre alt, Schüler im Kontrapunkt von Albrechtsberger, und in der höheren Anwendung der Komposition von Salieri — (wie auf dem Anschlagzettel stand) ebenfalls im kl. Redouten-Saal Konzert. Er dirigierte eine Symphonie von seiner Komposition und spielte ein Konzert auf dem Piano-Forte von Mozart. Er berechtigt zu Erwartungen."

vielleicht auch eher not, als der andre, der mehr geboren als erzogen werden will.

Den erstgenannten, braven Theoretiker und Harmoniker hat die Kunst in den letzten Tagen verloren. Albrechtsberger[1]) starb nach langem Leiden an Steinschmerzen; seine Krankheit hat mir auch das Vergnügen geraubt, ihn wiederzusehen. Als ich ihn eines Tages besuchen wollte, hörte ich ihn schon auf der geräuschvollen Straße in seinem Zimmer heftig schreien, und als ich mich meldete, mußte ich leider erfahren, daß der arme, alte Mann am Stein so unausstehliche Schmerzen litt. Für den theoretischen Unterricht in der Musik geht recht viel an diesem braven Manne verloren, und solche Männer werden in unsrer leichten Virtuosenzeit immer am wenigsten wieder ersetzt. Sein Lehrbuch der Komposition hätte gewiß auch durch sein längeres Leben eine größere Vollendung erhalten: denn wenn es gleich durch gute Anordnung und Ausführlichkeit, auch durch den Reichtum gut gewählter Beispiele eines der besten ist, so erfüllt es doch noch nicht den Wunsch

1) Johann Georg Albrechtsberger, einer der ausgezeichnetsten und gelehrtesten Theoretiker und Lehrer der Tonsetzkunst der neueren Zeit, auch als Kirchenkomponist und Orgelspieler von großer Bedeutung, wurde am 3. Febr. 1736 zu Klosterneuburg geboren und starb am 7. März 1809 zu Wien. A. wurde als Sängerknabe zuerst in Klosterneuburg, dann in Melk erzogen, erlangte die Gunst Josefs II. und kam, nachdem er Organist in Melk, Raab, Mariataferl gewesen war, als Regenschori zu den Karmelitern nach Wien, wo 1772 Josef II. seine Zusage erfüllte und ihn zum Hoforganisten ernannte, mit welcher Stellung er seit 1792 das Kapellmeisteramt zu St. Stefan verband. Sein größtes Verdienst ist aber die Heranbildung einer großen Reihe von berühmten Musikern, worunter allein Beethoven zu nennen genügt (s. Reißmann, l. c. 1. Bd., S. 149f.). Ein Nachruf auf ihn s. Allg. Musik.-Ztg., Lpzg. 1809, Sp. 445f., die sich auch gegen das obige Urteil R.s über A. (s. 1810, Sp. 550) wendet.

des wahren Künstlers und Kunstphilosophen, die Kunst auf einfache Grundprinzipien zurückgeführt zu sehen, aus welchen die wesentlichen Regeln der Kunst klar und bestimmt hervorgehen, und alles Willkürliche und Unwesentliche desto sicherer und bestimmter linker Hand zu stehen kömmt und durch echte Kritik für das, was es wirklich ist, gewürdigt und herabgesetzt wird.

Herr Romberg[1]) hat mir eben erst vor wenig Tagen Deinen langen Brief gebracht. Er kömmt nur leider zu einer sehr ungünstigen Zeit her, indessen werde ich — wiewohl selbst meines längern Aufenthalts ungewiß — gerne alles mögliche für ihn durch einheimische Freunde und Gönner zu bewirken suchen. Ich sprach sogleich der edlen Fürstin Lobkowitz von ihm, die sich gewiß mit ihrer großen Güte und Herzlichkeit für ihn interessieren wird. Sein Name muß ihm auch schneller als jedem andern durch alle Hindernisse durchhelfen: denn unser Bernhard ist hier ganz so geliebt und geschätzt, wie er es verdient; man weiß hier auch, daß die ganze Familie sich durch musikalisches Talent auszeichnet. Dieser Bruder bringt auch von Prag den Ruf mit, daß er einen schönen, vollen Ton auf dem Fagott und reinen Vortrag, auch sehr viel Fertigkeit hat; und in Prag soll das musikalische Publikum schwieriger sein, als das hiesige. Es rühmt sich auch, Mozarts großes Genie und den hohen Wert seiner Hauptwerke am ersten anerkannt und belohnt zu haben, und noch haben diese dort wohl ein eifrigeres, enthusiastischeres Publikum, als hier, wo die Neuen die Alten nicht selten für eine Zeitlang verdrängen, die größten oft vor dem Schwarm der vielen rüstigen und

1) Anton Romberg, geb. am 6. März 1771 zu Münster, Fagottist und Mitglied der Münchner Kapelle (s. Eitner l. c. 8. Bd. S. 297). A. Romberg gab am 23. April 1809 in Wien eine Akademie (s. Wien. Ztg. 1809, S. 1680; Allg. Mus.-Ztg., Lpzg. 1809, Sp. 668).

geschicktesten Kunstjünger kaum durchdringen konnten. Ich besinne mich noch sehr wohl, daß zur Zeit des Kaisers Josef, der selbst sehr viel Musik trieb und in einer langen Unteredung[1]), die ich über Theorie und Praxis in der Musik mit ihm hatte, viel gute und ausgebreitete Kenntnisse in der Tonkunst verriet, Haydns herrliche Symphonien, die damals schon halb Europa beglückten, in dem Hoftheater gar nicht gespielt werden durften[2]). Der Kaiser vermischte sie, wahrscheinlich durch das Bemühen der ihn zunächst umgebenden Tonkünstler, noch immer mit Haydns frühesten Cassatios, die ihm nur als Burleske und der hohen Kunst unwürdig erschienen. Doch liebte der Kaiser die italienische Opera buffa recht sehr, und Wien besaß damals eine vortreffliche Truppe, die nur bald darauf in Paris durch die Truppe des Théâtre de Monsieur, welches mehrere der Wiener Sänger an sich gezogen hatte, übertroffen wurde.

Damals war überhaupt die Singepartie die glänzendste hier, und viel größer als jetzt. Man spürt es wirklich nur zu sehr, daß Wien lange kein italienisches Theater gehabt. Die kurzen Zwischenvorstellungen, welche durch Crescentinis[3]) und Brizzis[4]) Gegenwart veranlaßt wurden,

1) Abgedruckt bei: H. M. Schletterer, Joh. Friedr. Reichardt, Augsburg 1865, S. 325ff.

2) Diese Mitteilung scheint zum mindesten ungenau und unverständlich ausgedrückt. Wahrscheinlich sind zur Zeit einer strengeren kirchlichen Observanz Haydns Symphonien nur an jenen Normatagen nicht zugelassen worden, an welchen nur geistliche Musiken gestattet waren (s. E. Hanslick, l. c. I, S. 24).

3) Girolamo Crescentini (1769—1846), berühmter Sänger, der „italienische Orpheus" genannt, Mitglied des Wiener Hoftheaters von 1804—1816, Gesangslehrer der kaiserl. Familie in Wien, zuletzt Direktor und Professor an der Kgl. Musikschule in Neapel (s. Ktlg. Porträtslg. d. k. k. Gen.-Intend. l. c. S. 416).

4) Antonio Brizzi, der Jüngere, Sänger, geb. Bologna 1774, gest. München 29. Aug. 1837, Mitglied des Wiener Hoftheaters 1800 bis

haben nur die neuesten Manieren dieser erfindsamen, reizenden Künstler sehr unvollständig auf rohe Naturstämme geimpft und gepfropft. Die eigentliche Schule, ohne welche es kein zusammenstimmendes Ganze und im guten und besten Naturtalent auch keine bestimmte Vollendung und Dauer geben kann, fehlt hier jetzt mehr als je und geht mit den einzelnen absterbenden oder sich entfernenden Künstlern immer mehr verloren. Die Abschaffung und Aufhebung der Klöster hat dem Chorgesange auch großen Abbruch getan, und wenn nicht bald eine wohlbegründete, großgedachte und großeingerichtete Singeanstalt hier fundiert und zu allgemeinem Gebrauch erweitert wird, so läuft Wien, die erste und älteste und reichste Residenz der Musik in Deutschland, Gefahr, bald ohne wahren Gesang und ohne Ensemble in seinen Darstellungen zu sein. Das Publikum selbst leidet an diesem Mangel des echten Gesanges und des sicher und kräftig wirkenden Ensembles; es hört jetzt alles durcheinander auf gleiche Weise und in gleicher Unvollkommenheit vortragen. Nichts in seiner Art ganz wie es sein sollte. Wo soll denn dem Ohr und Gefühl die Bildung, dem Geschmacke die Sicherheit herkommen? Der böse Krieg stört auch hierin die Ausführung von Entwürfen und Vorsätzen, die zur Abhelfung dieses Bedürfnisses eben gefaßt waren und in Tätigkeit gesetzt werden sollten und wohl imstande gewesen wären, Wien auch für die Musik und lyrische Bühne wieder zu der Höhe zu heben, auf der es einst schon stand; dadurch die herrliche Kaiserstadt auch von dem Vorwurf zu befreien, daß es sich gerade hier in der Kunst, welche hier so allgemein geliebt und genossen wird, und gerade nur in ihr allein, hat verschlimmern können.

1806, 1811, 1812, dann in München bis 1830 (s. Ktlg. d. Portr.-Slg. d. k. k. Gen.-Intend. l. c. S. 415).

Fünfunddreißigster Brief

Wien, den 1. April 1809.

Ich weiß nicht, ob ich Dir schon von dem Klavierspieler Stein[1]) gesprochen, einem Sohn des ehemaligen genialischen Instrumentenmachers[2]) in Augsburg, dem er auch an kräftiger, äußerer Bildung und an der herzlichsten Naivität sehr gleicht; ein Klavierspieler von großer Kraft und Genialität. Ich hörte ihn zuerst an demselben Orte und auf demselben Fortepiano, an welchem uns die Frau von Ertmann so hoch entzückte, bei Herrn von Zmeskal, mit dem größten Vergnügen und dem herzlichsten Anteil spielen. Eine seltne Kraft mit der tiefsten Innigkeit gepaart, überraschte mich an seinem großen Vortrage, mit dem er einige der schwersten Beethovenschen Sachen und dann auch Variationen von seiner eigenen Arbeit spielte, die voll Erfindung und tiefem Gefühl, dabei von ungeheuerer Schwierigkeit waren. Ich habe ihn seitdem besucht, um sie noch einmal auf seinem herrlichen Streicherschen Fortepiano zu hören; er hat mir mehrere Sachen von seiner Arbeit hören lassen, die alle von ebenso fleißigem Studium als von großem Talent zeugen. Er ließ mich auch eine

1) Friedrich Stein, Klavierspieler und Komponist, geb. 1784 zu Augsburg als jüngster Sohn von Andreas Stein (siehe unt.), gest. zu Wien am 5. Mai 1809. Er war ein Schüler von Albrechtsberger, und von seinen Zauberopern wurden „Der Kampf um Mitternacht“ und „Die Fee Radiante“ (Premiere in der Leopoldstadt am 22. Oktober 1808) in Wien aufgeführt (s. Reißmann l. c. 9. Bd. S. 417). Ein kurzer ehrender Nachruf findet sich in der „Allg. Musik.-Ztg. Lpzg. 1809, Sp. 671 f. R. kannte ihn schon als kleinen Knaben und berichtet an anderem Orte eine reizende Szene von ihm (s. Schletterer, Reichardt l. c. S. 478ff.).

2) Johann Andreas Stein (1728—1792), berühmter Orgelbauer und Klavierfabrikant in Augsburg, der über 700 Pianofortes verfertigte, welche Mozart über alle andern stellte (s. Reißmann l. c. 9. Bd., S. 417).



Antonio Salieri

neue Arbeit für die Opernbühne sehen und einiges daraus hören, welches recht viel vom Ganzen erwarten läßt; mich dünkt, die Oper hieß: die Geister der Mitternacht.[1]) Der arme Mann leidet aber dergestalt an der Brust, daß ihn das wenige ganz erschöpfte, und ihm kaum Atem genug blieb, mir seine Not zu klagen, wie er auf keine Weise habe durchdringen können, eine seiner Arbeiten auf die eigentlichen Operntheater zu bringen; er werde deshalb diese neue Arbeit, die wirklich einen großen Sinn und Stil verriet, wieder auf das kleine Leopoldstädtische Theater bringen müssen, für welches er bereits eine Pantomime mit vielem Erfolg gearbeitet hat.[2]) Es kränkte ihn desto mehr, da er die mittelmäßigen Arbeiten eines verstorbenen Herrn Fischer[3]) und so manches andere mit großem

1) Diese Oper wurde erst am 19., 20. und 21. Dezember 1811 im Leopoldstädtertheater aufgeführt und zwar unter dem Titel: „Der Kampf um Mitternacht oder Reinsteins Fall, eine Sage der Vorzeit mit Gesang in 3 Aufzügen von Ludwig Wall (?), Musik von weil. Hrn. Stein." Die „Theaterzeitung, Wien 1811, S. 8" schreibt u. a.: „Dieser Kampf um Mitternacht ist zugleich ein Kampf gegen die gute Vernunft ... so müssen wir dem guten Geschmack einen Grabstein setzen und die Direktion bitten, Reinsteins Fall nicht mehr zu wiederholen, wenn sie nicht selbst ihren besseren Ruf fallen machen will."

2) Die Fee Radiante, Pantomime von Worelli (s. oben II, S. 112, Anm. 1).

3) Anton Fischer, talentvoller und geschickter deutscher Komponist, geb. 1777 zu Ried in Schwaben, wandte sich, nachdem er die erste Unterweisung in der Musik von seinem älteren Bruder, welcher als Chorregent an der katholischen Kirche zu Augsburg angestellt war, erhalten hatte, nach Wien. Um vorläufig dort wenigstens bestehen zu können, nahm F. eine Stelle im Chor des Josephstädter Theaters an, die er jedoch schon 1800 mit einer besseren für kleine Tenorpartien an der Schikanederschen Bühne zu vertauschen vermochte. Hier fing er an, sich der Komposition größerer Werke zu befleißigen, die ihm bald zur Stellung eines zweiten Kapellmeisters am Orchester dieser

Pomp und Aufwand aufführen sehen müsse, und es also nur an Mangel an gutem Willen für ihn liegen könne. Es ginge zwar sehr vielen jungen, talentvollen Komponisten so, und selbst Männer wie Salieri, Beethoven, Romberg, Kanne[1]) u. a. m. hätten darüber zu klagen, daß

Bühne verhalfen. Seine Arbeiten, ziemlich bedeutend an Zahl, verraten zwar kein Originaltalent, bekunden jedoch große Formengewandtheit. Vielleicht hätte F. sich noch zu einer originelleren Schreibart zu erheben vermocht, wenn nicht ein schneller Tod am 1. Dezember 1808 ihn ereilt hätte (s. Reißmann l. c. 3. Bd. S. 537).

1) Friedrich August Kanne (1778—1833), Musiker und Dichter, geb. in Delitzsch als Sohn eines Gerichtshalters, studierte in Leipzig Medizin, in Wittenberg Theologie, gab beides auf, war ein Jahr lang Sekretär im Dienste des Herzogs von Anhalt-Dessau, trieb dann eifrig Musikstudien, ging 1801 nach Leipzig, um sie fortzusetzen, und erteilte Unterricht; seit 1808 lebte er in Wien und starb hier in größter Dürftigkeit. Sein Nachlassenschaftsakt (im Land.-Ger. in Civilsachen Fasc. 2, Nr. 2452 ex 1833) gibt darüber ein trauriges Bild. Sein ganzer Nachlaß wurde auf 35 fl. 30 Kr. geschätzt, denen aber 272 fl. 40 Kr. Forderungen gegenüber standen, davon ein Musiker Josef Reichmann allein 130 fl. zu beanspruchen hatte. Eine hinterlassene Oper: Der Blocksberg (s. Goedeke, 2. A., 6. Bd., S. 471: Die Mainacht oder der Blocksberg) wurde als wertlos erklärt und Duport weigerte sich, sie zu kaufen. Ein Fortepiano, das sich in seinem Besitze befand, war nur geliehen und an Büchern fand sich nur ein englisch-deutsches Lexikon vor. Seine Mobilien waren gleich nach seinem Tode von seiner Geliebten Theresia Binder und einer Bedienerin verschleppt worden, da sie Forderungen zu stellen hatten. Kanne wurde schließlich von gesammelten Geldern bestattet. Daß dieser österreichische „Grabbe" sich gefiel, auch anwesende Fremde an seiner genialischen Ungebundenheit teilnehmen zu lassen, beweist eine Stelle bei G. Reinbeck, Reiseplaudereien usw. Stuttgt. 1837, I, S. 121 f., welcher schreibt: „Eine meiner interessantesten literarischen Bekanntschaften war aber der Dichter Kanne, der seine Opern mit seiner eigenen Komposition nicht ohne Beifall auf die k. k. Hofbühne gebracht hatte und von dem in diesem Augenblicke ein Andenken in seiner bei Wallishausser in Wien auf Hechselpapier gedruckten Oper Orpheus vor mir liegt. Er war, wenn auch nicht Genie, so doch ein Mann von vielem

man ihre Arbeiten zurücksetze oder gar nicht annehme, während oft das Publikum sich lange Zeit mit sehr mittelmäßigen, alten und neuen Sachen behelfen müsse[1]).

An dem Herrn Kanne hab' ich hier auch ein ausgezeichnetes Talent und einen Mann von tiefem Sinn und Gefühl kennen gelernt. Sein Orfeo[2]), von ihm gedichtet und komponiert, hat hier bei seiner ersten Erscheinung große

Talente und großer Beweglichkeit des Geistes und in seinen dramatischen Ansichten sehr gebildet. Durch ihn lernte ich Wien und dessen Verhältnisse kennen und hätte es noch genauer in seinen tiefern Regionen kennen gelernt, wenn ich mich hätte entschließen wollen, dem Beispiele Ifflands zu folgen, der es, wie Kanne mir sagte, nicht verschmäht hätte, mit ihm die Örter zu besuchen, wo die rohe Sinnlichkeit sich in einer Blöße zeigte, von welcher man keinen Begriff habe ..." — Kanne ist es trotz vieler genialer Ansätze nicht gelungen, sich mit einem seiner Werke dauernd durchzusetzen, sein unvergänglicher Verdienst ist es aber, sich an maßgebender Stelle (Allg. Musik.-Ztg.) für Beethoven eingesetzt zu haben. Eine nicht uninteressante Charakteristik über Kanne findet sich in „Aufzeichnungen des schwedischen Dichters P. D. A. Atterbom usw. Berlin, 1867, S. 259f.", welche wir folgen lassen: „Ein anderer, welcher eigentlich tieferes Genie und Streben hat, ja den Weg der alten Meister ernstlich betreten will, heißt Kanne, und ist gleichzeitig Poet; aber er hat trotz größter musikalischer und poetischer Anlage das wunderbare Mißgeschick, in beiden Kindbetten immer Mißgeburten zu gebären. Er hat mir eines seiner poetischen Werke, die Tragödie Padmana geschenkt, die dir beweisen kann, wie poetisch die Natur dieses Menschen ist und welches entschiedene Künstlerungeschick er gleichzeitig hat. Er ist hierüber äußerst schwermütig, und isoliert von seinen Wiener Mitbrüdern, die er in Natur und gutem Willen wirklich übertrifft, schloß er sich in rührender Weise an Rückert und mich an ..."

1) Der brave junge Künstler ist im verwichenen Sommer an der Lungensucht gestorben. Schade um das herrliche Talent! (Not. d. Verf.)

2) Orpheus, Große Oper in 2. Aufz., Musik und Text von Kanne. Wien, 1807, 8°. aufgeführt im Kärntnertortheater am 10. November 1807 (s. Goedeke, 2. A., 6. Bd., S. 470).

Wirkung getan und soll wirklich ein Werk von eigener Kraft und Genialität sein. Es ist aber auch wieder von der Bühne verschwunden, wie Beethovens und Rombergs nur ein paarmal gegebene Opern.[1]) Mir tut es sehr leid, daß ich diese drei Werke hier nicht zu hören bekomme. Von Kanne habe ich indessen Kantaten und kleinere Sachen gesehen, die mich mit Achtung für sein Talent erfüllt haben. Er ist eben als Kapellmeister zum Theater nach Pest[2]) in Ungarn gegangen und bricht sich da vielleicht, und von dort aus auch hier, eine freiere Bahn.

Den sehr geschickten Mechaniker Mälzel[3]) hab' ich letzt auch besucht und manche seiner überaus künstlichen Werke mit Bewunderung gesehen. Manches größere Werk war nur nicht eben imstande. Doch war ein sehr künstlicher Trompeter in Lebensgröße eben wieder in Ordnung und vollen Putz gekommen, der alle militärischen Märsche mit großer

1) Gemeint ist „Fidelio" und wahrscheinlich Rombergs „Ruinen von Paluzzi".

2) Nicht nach Pest, sondern nach Preßburg wurde K. engagiert. Die „Allg. Musik. Ztg. 1809, Sp. 442" schreibt: „Kanne ... ist als Kapellmeister bei der Oper in Preßburg mit 1500 Gulden Gehalt angestellt worden."

3) Johann Nep. Mälzel (1772—1838), berühmter Mechaniker, ein Regensburger von Geburt, kam 1790 nach Wien und verfertigte für den Hof und die Aristokratie allerlei mechanische Spielereien. Baron von Braun besaß von Mälzel eine Maschine mit dem Gemälde des Vesuvs, welche ein doppeltes Echo gab. Im Tempel der Nacht zu Schönau war am Plafond eine Mälzelsche Maschine angebracht, welche, den gestirnten Himmel vorstellend „mit ergreifenden Geistertönen der Harmonika durch Fantasien von Salieris Komposition entzückt." Kaiserin Maria Theresia hatte von Mälzel eine kleine Panharmonika mit einem Flötenecho, welches aus einer gegenüberstehenden Optik, die eine Schweizergegend vorstellte, in einer Entfernung von 40 Schuh hervorging (S. Vaterländische Blätter, 1808 S. 112).

Kraft, Reinheit und Bestimmtheit blies. Herr Mälzel verlangte von mir den großen Triumphmarsch aus meiner Oper Brenno für seine vollständige, militärische Musik, die ich von seinem schönen Uhrwerk im Palast des Herzogs Albert[1]) mit vielem Genuß gehört habe, und ich habe ihm die Partitur der Oper dort gelassen. Jetzt beschäftigt er sich mit der Erfindung und Ausführung künstlicher, menschlicher Beine und Füße, die durch vielfache Gelenke im Knie und am Unterfuß den natürlichen Beinen und Füßen so nahekommen sollen, daß jeder, der ihrer benötigt ist, sich derer mit Leichtigkeit, ohne Stock und Krücke, wird bedienen können.

Wenn ich je Lust haben könnte, die Eleganz eines Palastes zu beschreiben, so würde es der Palast des Herzogs Albert sein, der sehr reich ist an schönen, geschmackvollen Auszierungen in Tapeten, künstlichen Fußböden und Decken, Vorhängen, Möbeln und Gerätschaften allerart, großenteils von österreichischen Fabrikaten. Auch mehrere, recht schöne und viele angenehme Gemälde und Kunstwerke aus Marmor und Bronze sieht man da in der ansehnlichen Bildersammlung, Bibliothek und in vielen Sälen und Zimmern verteilt.

Der ganze Palast hat bei seiner Größe durchaus einen heitern, freundlichen Charakter und seine freie Lage auf einer der Hauptbastionen macht ihn einzig. Die Bastei selbst hat durch den Anbau dieses Palastes eine schönere Planierung und Einfassung gewonnen, und der Palast gewährt

1) Albert Kasimir Herzog von Sachsen-Teschen (1738—1822), Feldmarschalleutnant, als Soldat kaum hervorragend, war er 1781—1787 Statthalter der Niederlande, wo er indessen auch wenig Energie entwickelte und vor den Aufständischen fliehen mußte. Berühmter hat er sich als Sammler und Kunstmäzen gemacht, als welcher er die weltbekannte Albertina begründete (s. Wurzbach, 28. Bd., S. 32ff.)

den Promenierenden auch einen Durchgang nach den untern Straßen.

Man besieht diesen Palast um so lieber, da die kaiserliche Burg den neugierigen Fremden wenig Glänzendes und Sehenswertes darbietet; man müßte denn die reiche Kunst- und Naturaliensammlungen in daranstoßenden Gebäuden dazu zählen, deren Größe und Reichtum wahrhaft kaiserlich und bewundernswürdig ist[1]).

Der Herzog Albert selbst ist ein leutseliger, freundlicher, alter Herr, der gerne und oft Gesellschaft bei sich sieht; bald in größeren Diners, denen die Erzherzöge öfter beiwohnen, unter denen der Erzherzog Karl bereits zum Erben aller dieser Herrlichkeiten bestellt ist; bald in kleinern Diners von gemischter Gesellschaft, die sich da ebensowohl an der Tafel als im Gesellschaftssalon gefällt.

Der kaiserliche Hof selbst ist für einen Fremden unzugänglich und lebt in einer völligen Abgeschlossenheit ein einförmiges Familienleben, ohne Aufwand und äußern Glanz; dieses so wenig, daß man die Erzherzöge, die in den allereinfachsten Zivilkleidungen, ohne alle Auszeichnung und Begleitung, die öffentlichen Promenaden und Lustbarkeiten häufig besuchen, hundertmal begegnen kann, ohne daß man die mindeste Ahnung von ihrem Range hat. Selbst die schöne, kaiserliche Prinzessin Luise macht in Begleitung einer Dame und eines Hoflakaien, der in einer ganz einfachen Hoflivree von weitem folgt, weite Fußpromenaden auf den Basteien und Wällen, ohne sich durch irgend etwas im Äußern von andern eleganten Damen zu unterscheiden. Den Kaiser sieht man am wenigsten, und nur

1) Von diesen herrlichen Kunst- und Naturaliensammlungen findet man ausführlichere Nachricht in Arndts Reisen durch Deutschland, Italien usw. und in Uklanzkis Briefen über Polen, Österreich usw. (Not. d. Verf.)

bei öffentlichen, großen Feierlichkeiten, die hier sehr selten sind, im Wagen sitzend. Für den Charakter, die Gutmütigkeit und Anhänglichkeit des Volks geschah dieses auf eine sehr bezeichnende Weise zur Jahresfeier des Tages, an welchem der Kaiser nach der Austerlitzer Schlacht und dem Preßburger Frieden wieder nach Wien zurückgekehrt war.[1]) Der Hof hielt einen förmlichen, festlichen Zug nach der Metropolitankirche, von seinen Garden und hohem und niederm Hofstaate umgeben, wobei der Kaiser in einem großen, durch viele Fenster erleuchteten Wagen saß und mehrmalen mit Freudenausrufungen begrüßt wurde, die er mit freundlichen Gegengrüßen erwiderte.

Große Präsentationen finden bei Hofe nur am Neujahrstage bei der großen Kur statt, wobei der ganze Hof in voller Gala erscheint. Dabei tun die Garden und die vielen prächtigen Uniformen und glänzenden Dekorationen des hohen Adels immer die meiste Wirkung.

Jetzt ist die deutsche und ungarische Garde, die bisher die einzige, beständige Hofpracht ausmachte, völlig aufgelöst; sie sind den andern Truppen gleichgesetzt und der Armee einverleibt worden. Es werden diesmal keine Mittel verabsäumt, um die Armee so stark als möglich zu machen, und ihr eine bessere Form und Einrichtung zu geben. Keine Armee ist aber auch wohl je mit größerem Vertrauen auf ihren Zustand und ihren Anführer in den Krieg gegangen.

Der Erzherzog Karl weilt indes immer noch hier, und es fängt viele eifrige Patrioten an zu beunruhigen, ob auch nicht der wichtigste und größte Moment zur Eröffnung des Feldzuges verabsäumt werden möchte. An der andern Seite scheint alles im eifrigsten Vorrücken zu sein, und die

1) Am 16. Januar 1806 (vgl. darüber Karol. Pichler, Denkwürdigkeiten, hg. v. E. K. Blümml l. c. I, S. 284, 562).

kaiserlichen Truppen in Böhmen und Ober- und Niederösterreich brennen vor Ungeduld, zu schlagen. Da die große Verschwiegenheit im Kabinette und in den Bureaus das Publikum aber außerstand setzt, die Lage der Sachen ordentlich beurteilen zu können, so ergibt sich dieses auch wieder mit bewundernswürdiger Ruhe und Sicherheit in alles was geschieht und nicht geschieht. Es gibt vielleicht kein zweites Reich in der Welt, in welchem man eine so große Unternehmung, vom allgemeinen Eifer tätig unterstützt, mit solcher vollkommnen Ruhe und Sicherheit ausgeführt sehen könnte. Auswärtige, die dieses gute, treue Volk nicht wirklich und täglich vor Augen haben, können daran gar nicht glauben.

Endlich hab' ich auch ein paar freie, helle Stunden zum Ersteigen des schönen, herrlichen St. Stephansturms anwenden können. Das ist eine ganz artige Luftreise; aber auch wie belohnend! Nahe an fünfhundert Fuß beträgt die Höhe dieses kühnen, höchst zierlichen Turms, an welchem man im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert nicht viel weniger als hunder Jahre baute. Es fehlen ihm nur wenige Fuß an der vollen Höhe des Münsterturms zu Straßburg. An Kühnheit, Kunst und Vollendung gibt er ihm nichts nach; auch hat er noch, wie das ganze Gebäude, seinen vollen Reichtum an künstlichen, gotischen Verzierungen in zahllosen Köpfen und ganzen Figuren, auf das künstlichste in Stein gehauen; dahingegen die Barbaren der Schreckenszeit jenem ehrwürdigen Monumente der gotischen Kunst seine künstlichen Verzierungen großenteils mit Gewalt zerstörten und zertrümmerten und mit den Trümmern den Platz vor der Kirche pflasterten, um das Vergnügen zu haben, die Köpfe der Heiligen mit Füßen zu treten.

Eine ansehnliche Anzahl Glocken sieht man in der Mitte



Peint par Monsorme — grave par Weis

Albert

Duc de Saxe Teschen &c. &c.

Dedié a Son Altesse Imperiale

CHARLES ARCHIDUC d'AUTRICHE

par Artaria & Comp. à Vienne.

des Turms, wovon die größte an fünfhundert Zentner schwer sein soll: einer ihrer Klöppel allein wiegt an siebzehn Zentner. Über der Uhr läuft eine Galerie um den Turm, welche zu der heitern und wohleingerichteten Wohnung der Wächter führt. Welch eine herrliche Aussicht eröffnet sich da dem Auge! Schon die Stadt mit ihren zahllosen Vorstädten, denen man wohl drei Meilen im Umfang gibt, und alle die großen, weitläufigen Gebäude, alle die Kirchen und Klöster mit ihren mannigfaltigen, verschiedenartigen Türmen, und das unbeschreibliche Gewühl von Menschen, Pferden, Wagen, Schiffen auf dem Strome, der sich in drei Armen vielfach durch und um die ganze Masse schlängelt — das alles gibt schon einen großen, imposanten Anblick. Verfolgt man nun den Strom nach beiden Seiten und sieht alle die lieblichen Eilande und Inseln, die er umfließt, sieht den herrlichen Kranz von Bergen von den schönsten, mannigfaltigsten Formen, teils freistehend, teils bewachsen, mit Schlössern und Burgen bebaut, von Dörfern und lustigen Pflanzungen eingefaßt, und läßt das Auge dann bis tief in Ungarn hinein schweifen, wo das Schloß von Preßburg wieder einen schönen Ruhepunkt gibt. — Es ist ein unbeschreiblicher Reichtum. Und wieviel schöner und bilderreicher werd' ich diesen Anblick nicht ein zweites Mal genießen, wenn ich alle die schönen, lieblichen Dörfer, Flecken und Lustörter erst wieder werde besucht und die alten, zum Teil erloschenen Bilder aufgefrischt haben!

Auch hier bezeigt sich die Wiener Polizei wieder groß. Im untern Teile des Turms standen unzählige Wasserkufen, die über tausend Eimer Wasser enthalten sollen; Spritzen, Eimer, Leitern und alles was zur Löschung in Feuersgefahr nur irgend erforderlich ist, steht in großer Menge und in der größten Ordnung da. Viele ganz beson-

ders für diesen Turm bestimmte Männer müssen auf das erste Zeichen der Wächter, die immer auf der höchsten Höhe wohnen, herbeieilen und an ihre bestimmte Stelle und Arbeit treten.

Es erfüllt doch nichts so sicher mit Achtung für eine Stadt und ein Volk, als dergleichen große und zweckmäßige Anstalten mit Verstand und Sinn angeordnet, und mit großem Aufwande und Liberalität ausgeführt. Wenn man auch schon viel Großes in der Welt gesehen hat, wird es einem hier doch oft so zumute, als sah man es noch nie so vollständig als hier. Vieles verdankt zwar einer alten, herrlichen Zeit seinen Ursprung, doch ists auch sehr rühmlich, den alten Besitz mit solcher Liebe und Sorgfalt zu erhalten.

Ich weiß nicht, ob ich Dir schon gesagt, daß die neue, literarisch-poetische Zeitschrift: Prometheus[1]), welche Herr von Seckendorff und Doktor Stoll mit Unterstützung der Generaldirektion des Theaters unternahmen, mitten im Laufe des Jahrganges aufgehört hat, aus Schuld des Verlegers, wie die Herausgeber sagen, auf welche jener aber wieder ebenso geschwind die Schuld wälzt. Daß sie die rühmlich unternommene Sache für ihr Publikum zu hoch angefangen und sich von keiner Seite nach dessen Geschmack und Bedürfnis gerichtet, ist wohl leider nur zu begründet. Sie wollten aber auch beides, Geschmack und Bedürfnis, höher stellen, und wenn sie's auch dazu gleich anfangs zu hoch angefangen und dann auf ihre Ansicht der Sache be-

1) Prometheus. Eine Zeitschrift. Herausgegeben von Leo v. Seckendorff und Jos. Lud. Stoll, Wien, in Geistingers Buchhandlung. 1808. 6 Hefte 8° (s. Goedeke, 2. A., 6. Bd., S. 112 mit Inhaltsangabe, und vgl. ganz besonders: Aug. Sauer, Goethe und Österreich, Weimar, 1904, 2. Th. S. 349 ff mit reichen Literaturangaben). Goethe war Mitarbeiter.

standen haben: so haben sie freilich unrecht und dürfen sich nicht wundern, wenn die gute Sache in Stocken geriet. Die Absicht der Generaldirektion des Theaters war wohl, für ihre Ideen und Einrichtungen an der Zeitschrift ein Organ zu haben, um durch dasselbe in mancherlei Rücksicht auf das Publikum zu wirken. Dazu mögen sich die Herausgeber nun eben nicht gar zu bereitwillig haben finden lassen. Sie hatten das Ideal der Kunst vor Augen und wollten nur dieser huldigen und dienen. So konnten sie aber nur ein zerstreutes Publikum in der ganzen deutschen Kunstwelt haben, wie denn auch ihre teilnehmenden Mitarbeiter in der ganzen deutschen Welt zerstreut lebten. Wenn nun andrerseits auch wieder der Verleger nicht Eifer und Ordnung zur Befriedigung dieser anwandte: so war es freilich von keiner Seite möglich, sie am Leben und im Gange zu erhalten, so gut und lebensvoll sie auch begonnen hatte. Der Doktor Stoll hat sich in der letzten Zeit schon ganz von ihr losgesagt, und Herr von Seckendorff ist jetzt bemüht, sie durch eine andre entfernte Buchhandlung wieder in Gang zu bringen[1]). Es wäre nach dem rühmlichsten

1) Stolls Sorglosigkeit im praktischen Leben und seine dem großen Publikum abgewandten Ideen mußten den „Prometheus" einen baldigen Untergang zuführen, was zu Zerwürfnissen zwischen den Herausgebern führte. Im Int.-Bl. Nr. 22 zum Morgenblatt Nr. 248 vom 15. Okt. 1808 veröffentlichte Seckendorff folgende Erklärung: „An die Leser und Mitarbeiter des Prometheus. Es hat der Buchhändler Geistinger, bisheriger Verleger des Prometheus, in Nr. 76 der Wien. Ztg. eine Anzeige über die Fortsetzung dieses Journals, ohne mein, des Redakteurs, Vorwissen bekanntgemacht, unerachtet dasselbe allein von Herrn Stoll (der mir seither alle seine Rechte durch Vergleich übertragen) und von mir übernommen und gedachter Buchhandlung bloß auf Bedingungen in Verlag gegeben worden ist. Im Namen sämtlicher Mitarbeiter nehme ich die in der Geistingerschen Anzeige eingestandene, von mir bisher vergebens sollizierte Verpflichtung zur Berichtigung des bedungenen rückständigen Hono-

Anfange sehr zu wünschen, daß die Mitarbeiter, die ihr bereits ein so hohes Ansehen gaben, nicht vergeblich in Bewegung gesetzt worden sein, und manches so gut und groß Begonnene auch bald wieder erfreulichen Fortgang und Beendigung erlangen möchte.

Den Doktor Stoll hab' ich in der letzten Zeit öfter gesehen und mich seines poetischen Geistes und kindlich heitern Charakters oft zu erfreuen gehabt. Dieser ward nur

rars für die unter meinem Namen erschienenen ächten sechs Hefte an, erkläre aber jede eigenmächtige Fortsetzung für unächt, indem ich, mit Beihilfe der bisherigen Mitarbeiter, das Journal gegen neues Abonnement bei einem anderen Verleger, nicht in zwanglosen, sondern in regelmäßigen Heften unverzüglich fortsetzen werde, wie sie auch bisher erschienen sein würden, wenn ich freie Hand gehabt hätte. Ich ersuche zugleich die Hrn. Mitarbeiter, welche noch Manuscripte an den bisherigen Verleger oder dessen Correspondenten gesendet haben, solche zurückzufordern und an mich directe zu schicken. Wien, den 24. Sept. 1808. Leo Freih. v. Seckendorff. Vordere Schenkenstraße Nr. 23" — Am 3. Okt. 1808 übersendet Geistinger Heft 5/6 des Prometheus an Goethe und bittet, er möge ihm, was ihm noch zukomme, unter seiner Adresse senden. „Herr Stoll trat eigenmächtig von der Redaktion ab, und Seckendorff übernahm solche eigenmächtig, mit der frohen Aussicht, an der Redaktion zu gewinnen, was Er während der Reise nach Weimar H. Stoll vorstreckte — allein ich als Verleger bin mit diesem eigenmächtigen Tausch durchaus nicht zufrieden" (s. A. Sauer, Goethe l. c. S. 352). Vgl. ibid. S. 61 f. auch den Brief Seckendorffs an Goethe vom 24. Sept. 1808, worin u. a.: „Hr. Stoll hat — bei allen seinen anerkannten Talenten — seine Fähigkeit als Redakteur durchaus nicht beurkundet — seine Unkunde der mechanischen Geschäfte hat auf die ordentliche Erscheinung und den Absaz des Journals den nachtheiligsten Einfluß gehabt — mit vieler Mühe habe ich ihm zwar vor ein paar Monaten seinen Antheil an der Redaktion durch bedeutende Opfer abgekauft, allein zu spät — denn der unredliche Verleger, mit dem Hr. Stoll aller meiner Erinnerung unerachtet, versäumt hat, in Zeiten fest zu kontrahieren, hat seitdem durch allerlei Ausflüchte seine Versprechungen eludiert . . ."

durch die Zeitumstände auch nicht selten gefährdet. Er hat einen bestimmten Gehalt als Theaterdichter, kann aber nicht wohl für das tägliche Brot immer das liefern, was die tägliche Not erfordert, und da gibt es denn häufige Unzufriedenheit und Beschwerde. Er ist einer von den Kunstmännern, denen man ein freies, sorgenfreies Leben bestellen müßte, damit er seinen Ideen und Launen nachleben könnte, und gewiß die Kunst, und selbst jeder, der auch jetzt glaubt, Ursache zur Unzufriedenheit zu haben, hätte weit mehr Gewinn davon, als eine kontraktmäßige Leistung je gewähren könnte. Er hat mir mehrere gar liebe und lustige, phantastische Sachen vorgelesen, voll Witz und froher Laune; und wenn diese auch in Deutschland noch keine Schaubühne und kein Publikum haben: so ist ihre Erscheinung doch ein wahrer Gewinn für die deutsche Kunst, die gerade von dieser Seite am dürftigsten und bedürftigsten ist. Stoll hat indessen hier den Vorteil, daß das Andenken an seinen Vater[1]), der ein sehr geachteter, kaiserlicher Arzt war, noch frisch und lebhaft ist; auch hat er außer der Theaterdirektion, die sich bisher für ihn interessierte, Freunde und Vorsorger unter Männern, wie Hartl, Retzer[2]), Collin u. a. und so werden seine mäßigen Wünsche, die sich auf den einen Hauptwunsch gründen, in seinem lieben, lustigen Vaterlande zu bleiben, auch wohl leicht erfüllt werden, und seinem Gemüte die Freiheit und Behaglichkeit erhalten werden können, die

1) Maximilian Stoll (1742—1788), berühmter Wiener Arzt, seit 1776 Professor an der Bürgerspitalklinik, Arzt des hohen Adels und aller Berühmtheiten jener Tage (s. Wurzbach, 39. Bd., S. 161 ff.).

2) Josef Friedr. Freih. von Retzer (1754—1824), Hofsekretär, Zensor und Schriftsteller (s. Fr. A. Schönholz, Traditionen l. c. II, 305 f.). Stoll wohnte zeitweilig mit Retzer in einem Hause (s. Gräffer, Wien. Dosenstücke, Wien, 1846, II, S. 173 ff.)

für ihn und uns allen ein reicher Quell der Freude werden kann. In einer beklommenen Stunde der letzten Zeit hat Stoll ein gefühlvolles Gedicht an seines Vaters Geist gemacht, das Dir gewiß auch Vergnügen gewähren wird; ich leg es Dir hier bei.

Was sagst du denn zu allen meinen Schmerzen?
Hast du nicht einen Balsam für den Sohn!
Wenn er das Weh in Tränen wegzuscherzen
Sich krönet mit des Künstlers Märtyrkron?

Was sagst du denn zu allen meinen Leiden?
Geliebter Geist im stillen Schattenland!
Wenn sie mir hier den Busen wild durchschneiden,
Von reinrer Flamme, weil er früh erbrannt?

Vermagst du nicht den Keim empor zu heben,
Den der Gemeinheit Fuß in Staub vertrat?
Zu kräftigen zu frisch entfaltnem Leben
Die gern versprochne, goldne Früchte-Saat?

In Sturmes Wut der liebeleeren Zone
Zerschüttert wild die süße Blume stand;
Ob einer aus der halb verfallnen Krone
Die Königin des mildern Himmels fand?

Kennst du das Kraut, in dessen grüne Spitzen
Natur der Stärkung Segenskräfte schließt?
Die Rinde nicht, in deren dunkeln Ritzen
Geheimnisvoll der Quell des Lichtes fließt?

O presse mir aus höh'rer Pflanzen Triebe,
Am Sonnenborn geläutert labelau,
Aus nimmer welkbar treuer Vaterliebe
Den Tränentrank, zerknickter Herzen Tau!

Daß ich vielleicht gesenkt auf Frühlingsmoose,
Am Mutterbusen inniger Natur
Sie unbewußt im Duft der jungen Rose
Einatme, deine süße Himmelskur!

Daß nicht erstarre mir das Herz zum Steine,
Das schwerer schon im schweren Busen schlägt;
Daß ich noch einmal, und gesund mich weine
Zur Lebensflut, wenn gleich vom Schmerz erregt.

Den Leichten gabst du oft die ernste Gabe,
In Erdenkunde schon ein Himmelsgeist:
Gib deinem Sohn mit höh'rem Wunderstabe
Nun Lebensodem, nun du alles weißt.

Es ahnet nicht die Welt von unserm Bunde,
Und wie du mein, und wie ich dein geblieben;
Sie trennt die Kunst unwürdig von der Kunde,
Sie wissen nicht, wie sich die Geister lieben!

Und hättest du die Gräber all verschlossen:
Dir stieg kein Lebensgenius herauf!
Vom Dichter ist das Leben ausgeflossen!
Die Muse schließt den Himmel selber auf!

Jos. Lud. Stoll.

Sechsunddreißigster Brief

Wien, den 5. April 1809.

Nun scheint es Ernst werden zu wollen. Die Wagen des Erzherzogs Karl sind alle in großer Anzahl gepackt und fangen an abzugehen. Es heißt, er selbst werde heute oder morgen zur Armee abgehen; so auch der Kaiser und die ganze kaiserliche Familie.

Ein russischer Kurier, der ehegestern ankam, soll die Zusicherung der Neutralität gebracht haben, und mehr soll man diesmal nicht gewünscht und erwartet haben, weil man sich selbst stark genug glaubt. Die wichtigsten Schätze und Kunstsammlungen werden indes eingepackt und zum Versenden nach Ungarn bereit gehalten. Die ungarischen Kavaliere gehen fleißig nach Ungarn ab und zu und suchen ihre Nation zum Aufsitzen der sogenannten Insurrektion anzufeuern. Graf Palffy, Mitglied der Theaterdirektion, der auch in Ungarn war, hat eine Rede gehalten und bekanntgemacht, worin er den Adel nachdrücklich auffordert, dem Monarchen in seinen Unternehmungen kräftig beizustehen, und zur Erhaltung der Nationalwürde und Vorrechte mit der größten Anstrengung sich zu rüsten.

Der Fürst Esterházy ist auch seit einigen Wochen mehr auf seiner ungarischen Herrschaft in Eisenstadt als hier. Graf Apponyi hält sich auch schon seit mehreren Wochen ganz in Ungarn auf; indessen hab' ich in dessen Hause noch immer den Genuß der interessantesten Gesellschaft und Unterhaltung. Auch seiner Gemäldesammlung, die noch neu und doch schon sehr ansehnlich ist, und seiner vortrefflichen Bibliothek, reich an schönen Ausgaben der Klassiker, verdanke ich manche frohe, genußvolle Stunde.

Wie allgemein der große Eifer für das kaiserliche Haus ist, hat auch der gute, alte Herzog Albert selbst bewiesen, in=



CELS. S. R. J. PRINC. NIC. Esterhazy de GALANTHA,
perp. Com. in Frakno, T. Ord. S. Steph. Reg. Apost. magnae
Crac. Equ. T. Cottus Sopron. Sup. ac perp. Com. S. C. et R.
A. M. Camer. Act. int. Stat. Cons. Gener. Campi Maresch.
Locumt. unius Leg. ped. ord. 2 Mil. Hung. Colon nec ngn
Nob. Turmae praet. Hung. Caput. D. D. D. dev: Soc. Arteriana

Viennae apud Artaria Soc

Stich von J. Neidl

dem er ausdrücklich verlangte, bei der Armee angestellt zu werden, um auch das Seinige für die allgemeine Sache zu tun. Da man aber geglaubt hat, ihn wegen seines hohen Alters persönlich schonen zu müssen, hat man ihn ersucht, die Oberaufsicht über die Hospitäler von Wien aus zu übernehmen, und er selbst hat seinen Eifer dafür mit einem Beitrage von einhunderttausend Gulden, zur Herbeischaffung einiger fehlender Dinge, sogleich tätig bezeugt. Auf ähnliche Weise unterstützte er auch schon im Laufe des ungewöhnlich harten und langen Winters die bedürftigen Familien der kleinen Bürger, die, zum Nachteil ihres Gewerbes, persönlich in die Landwehr eintraten. Der Herzog war gewohnt, dem Hofe und Adel jeden Winter eine große Fête zu geben. Als die Zeit herankam, befahl er seinem Haushofmeister, ihm eine genaue Berechnung anzufertigen, was eine solche Fête, ohne alle Schmälerung, bei der jetzigen teueren Zeit, in welcher die Preise der auswärtigen Luxusartikel so sehr gestiegen und immer noch steigen, kosten würde; und es kamen einige und sechzigtausend Gulden heraus. Er befahl sogleich, diese Summe für jene armen Bürger an die Wohltätigkeitskommission zu bringen und entschuldigte sich bei Hofe mit den Zeitumständen, die ihn nötigten, die gewöhnliche Fête diesmal zu unterlassen.

Das Publikum fährt fort, sich guten Muts und vertrauensvoll zu beweisen; selbst die Maskerade, mit welcher die frohe Zeit der Fleischeslust wieder eröffnet wurde[1]), war zahlreich und lustig, wenn sie auch gleich nicht so glänzend war, als die Maskeraden vor den Fasten.

Das Wetter begünstigte auch den Durchmarsch der letzten, schönen Kavallerieregimenter, die vortrefflich beritten

1) Offenbar die Ostermontagredoute am 3. April 1809 (s. Rosenbaum, handschriftl. Tagebuch, 3. April 1809).

waren und aus den schönsten, kräftigsten Menschen bestanden, wodurch denn auch wieder die gute Stimmung und Hoffnung des Volks neubelebt wurde. Von allen Regimentern, die in den Vorstädten oder doch nahe bei der Stadt haltmachten und übernachteten, sah man die muntere, rüstige Mannschaft häufig truppweise in der Stadt umhergehen, um die Merkwürdigkeiten zu besehen: am häufigsten und längsten verweilten sie bei der schönen Statue Josefs auf dem herrlichen Josefsplatze und äußerten nicht selten lebhaft ihr Andenken und ihre Verehrung für diesen vortrefflichen Kaiser, der in seiner so kurzen Regierung unglaublich viel für die Vervollkommnung der Armee und des Staats getan hat und bei längerem Leben und glücklicheren Kriegen gewiß alles, was noch zu wünschen bleiben mochte, standhaft durchgeführt haben würde.

Ich habe die angenehmen Tage auch zu einer recht schönen Fahrt nach dem Kaltenberge und dem Leopoldsberge benutzt und mich der großen wunderschönen, unbeschreiblich herrlichen und reichen Aussichten erfreut, die besonders vom Leopoldsberge vollkommen zu genießen sind. Ich darf sie Dir nicht beschreiben, da Du die schöne Beschreibung davon in Arndts Reisen durch Deutschland, Italien und Frankreich zur Hand hast[1]). Ich könnte doch nur wiederholen, was der gefühlvolle, geistreiche Mann mit so erfreulicher Gemütlichkeit genossen und mitgeteilt hat. Auch die schönen, freundlichen, zum Teil prächtigen Dörfer, voll neuem, zierlichen Anbau, die man auf dem Wege berührt, haben mir ungemein viel Freude gemacht. Zwar standen die vielen großen und kleinen Landhäuser der Wiener noch leer, die gerne alle den Sommer außer

1) Vgl. E. M. Arndts Reisen durch einen Teil Deutschlands usw. Lpzg. 1804, 1. Bd. S. 119ff.

der Stadt, in den schönen, mannigfaltigen Dörfern zubringen, aber des späten Frühjahrs und der großen Veränderlichkeit der Witterung wegen, welche die besondre gebirgige Lage von Wien erzeugt, nicht gern vor Ende Mai hinausziehen. Doch kenne ich das große, lustige Leben, welches sie im Sommer dort verbreiten, aus vorigen Zeiten, und konnte mich jetzt desto reiner des großen, allgemeinen Wohlstandes der guten, lustigen Landbewohner selbst erfreuen. Auch über diese spricht Arndt mit ebensoviel Wahrheit als Empfindung.

Ich dränge mir noch alle angenehmen Genüsse möglichst zusammen in diesen Tagen; unter ihnen war mir der eines Quartetts bei Herrn von Zmeskal der reinste und schönste, wo die Frau Baronin von Ertmann uns wieder mit ihrer großen, edlen Kunst beglückte, und einige meiner Lieblinge unter den ältern Haydnschen Quartetten recht brav gespielt wurden. Der Bankier, Herr von Häring[1]), den ich schon in andern musikalischen Gesellschaften mit Vergnügen gehört hatte, trug sie auf der Violine mit Ge-

1) Johann Bapt. von Häring (1761—1818), Bankbeamter, der aber vermögend war und sich frühzeitig der Pflege der Musik allein widmen konnte. Er begründete im November 1807 die „adeligen Liebhaberkonzerte" in Wien, wo er als geübter Geiger das Orchester selbst anführte, infolge seines heftigen Temperamentes entstanden jedoch Streitigkeiten und so trat er denn bald zurück, was im Mai 1808 zum Untergang des Unternehmens führte. Seit 1815 führte er bei den Aufführungen der Gesellschaft der Musikfreunde die zweiten Geigen an. Über ihn vgl. besonders die „Denkwürdigkeiten" Karoline Pichlers (hrsg. v. E. K. Blümml, s. Reg.), die ihm ihre erste Liebe weihte. Das „Jahrbuch der Tonkunst l. c. S. 23f" schreibt u. a. von ihm: „Von Häring, ein vorzüglich ausgezeichnetes, allgemein brauchbares Talent für die Violine. Dieser junge Mann wird hier an die Spitze der Dilettanten dieses Instrumentes gesetzt. Da er nun einige Wetteiferer in seiner Kunst hat, welche zum Teil gleiche Ansprüche darauf machen können, so ist leicht zu erachten, daß es je zuweilen

schmack und Präzision vor. Er hat sich lange in Italien aufgehalten und dort die Deutlichkeit und Akzentuation der Nardinischen[1]) Schule gewonnen.

Die Virtuosität, die man hier unter Liebhabern findet — und besonders unter den Damen — ist ganz einzig. Die größten Virtuosen kommen gar nicht zum Spiel und hören sehr oft ihre eigenen Kompositionen lieber von einer schönen Schülerin vortragen. Es scheint daher jenen auch oft an Eifer, sich hervorzutun, zu fehlen, und es gibt sehr brave Künstler hier, die man das ganze Jahr hindurch gar nicht zu hören bekommt.

Am meisten leidet die Musik jetzt an der Trägheit und Mutlosigkeit der dienenden Menge unter den Musikern. Diese scheinen fast nie den Eifer und den guten Willen ins Orchester zu bringen, ohne welchen kein reines und kräftiges Ensemble hervorgehen kann. Die meisten klagen über gar zu schlechte Bezahlung, die noch fast überall dieselbe sein soll, welche in jenen unglaublich wohlfeilen Zeiten zu einem bequemen Leben hinreichen mochte, jetzt aber, nachdem sie durch das Papiergeld auf die Hälfte des ehemaligen Wertes herabgesetzt worden ist, kaum den notdürftigsten Unterhalt gewährt. Da ists denn freilich kein Wunder, wenn in den meisten Orchestern nur Unmut und Unlust anzutreffen ist. Ein großer Teil der Orchester besteht auch aus alten, schwachen Männern, welche ihr geringes Gehalt längst als Pension verdient haben, jetzt aber im Dienste bleiben müssen, um jenes nur noch sich zu erhal-

Meinungsstreitigkeiten zwischen den Anhängern dieser Genien gibt" Und ibid. S. 84: „Häring, dirigiert gewöhnlich bei Herrn Hofrat von Greiner und einigen anderen Akademien."

1) Pietro Nardini (1722—1793), berühmter Violinist, der besonders in Stuttgart und Florenz wirkte. Eine Charakteristik seines Spieles bei: W. J. v. Wasielewski, Die Violine l. c., S. 146ff.

ten. Es hat einen zu langen Zeitraum gegeben, in welchem man nicht auf die nötige Erneuerung und Vervollständigung der Orchester bedacht gewesen ist, welche durch die zunehmenden Schwierigkeiten in der Instrumentalpartie der Opern doppelt notwendig wurde. Wenn man eine Gluckſche Oper von dieser Seite mit einer Mozartschen, diese mit einer Cherubinischen vergleicht, so sollte man glauben, eine stets wachsende Vollkommenheit in der Exekution habe den Komponisten den Mut gegeben, ihren Orchestern solche Schwierigkeiten anzumuten. Und dennoch sind hier eben in dem Grade, wie diese Schwierigkeiten zugenommen haben, die Orchester schwächer geworden.

Der Hauptgrund davon liegt wohl in der langen Administration und Entreprise eines Mannes, der sich gar nichts aus der Kunst machte und nur seinen Gewinn suchte. Unglaubliche Sachen hört man hier von dem Baron Braun[1]) erzählen, der solange Zeit im Besitz der Hoftheater war und sich große Rittergüter dabei erworben haben soll. Nur der besondere Schutz des Hofes erklärt die Möglichkeit, daß ein Mann, ohne Sinn und Geschmack für die Kunst, in einer Stadt wie Wien, die sich gerade durch Leidenschaft für die Kunst der Musik und des Schauspiels besonders auszeichnet, Hof, Publikum und Künstler auf eine Weise tyrannisieren konnte, die sich manche andre kleine Stadt nicht würde gefallen lassen haben.

Unbegreiflich bleibt es immer, wie ein Publikum, das seit Jahrhunderten das Größte und Beste in der Musik be-

1) Peter von Braun, seit 18. März 1795 Freiherr, geb. 1758, gest. zu Wien am 15. Nov. 1819, Truchseß, Reichshofrat, Hofbankier, Pianist, Komponist („Leonore" von Bürger), Pächter der beiden Hoftheater mit dem Titel eines k. k. Hoftheater-Vizedirektors vom 1. Aug. 1794 bis 25. Okt. 1806 (s. Ktlg. d. Portr.-Slg. d. k. k. Intend. l. c. S. 269).

saß, das noch vor fünfundzwanzig Jahren das beste deutsche und italienische Theater hatte, so wenig zu einem festen und ekeln[1]) Geschmack gebildet worden ist, daß es sich eine Zeitlang so schlecht behelfen konnte. Jetzt geschieht vieles, besonders für die Oper, um die Kunst wieder zu ihrer ehemaligen Höhe zu heben, und was der edle Eifer und Enthusiasmus eines Oberdirektors vermag, wird durch den Fürsten von Lobkowitz auch gewiß erreicht werden. Schon im vergangenen Winter ist in der Errichtung einer eigenen Harmonie von zwölf geschickten, jungen Leuten, zur Verstärkung und Vervollkommnung der Blasinstrumente der verschiedenen Orchester, und zur Bestreitung der auf der Bühne selbst vorkommenden Musik, ein sehr guter Schritt geschehen, und wenn Herr Möser[2]), der ehemals das berlinische, vortreffliche Orchester so gut anführte, den Ruf für eines der Hoftheater annimmt, und es der Direktion gelingt, für das andere einen Künstler, wie Herrn Spohr, zu gewinnen, und diese mit ihren ausgezeichneten Talenten und Kenntnissen auf die junge Künstlerwelt wirken und in ihr den Eifer wecken, der ihr jetzt zu fehlen scheint, so wird auch die Orchestermusik sich bald wieder zu der Größe

1) In der norddeutschen Bedeutung von delikat (D. Sanders Handwörterbuch der deutschen Sprache. Lpzg. 1888, S. 199).

2) Karl Möser (1774—1851), Violinist, erhielt seinen ersten Unterricht von seinem Vater, fand dann eine Anstellung in der Kgl. Kapelle, verlor aber diese wegen eines Liebesverhältnisses mit einer natürlichen Tochter Friedrich Wilhelms II. Er begab sich nun vorerst nach Hamburg, dann auf ausgedehnte Reisen, auf denen er seine künstlerischen Fähigkeiten erweiterte und kam erst wieder nach dem Tode Friedrich Wilhelms II. nach Berlin zurück, welches er aber der Kriegsverhältnisse halber abermals verlassen mußte. Im J. 1811 wurde er aber für die kgl. Kapelle als erster Violinist gewonnen und führte später auch den Titel eines kgl. Hofkapellmeisters. Als Komponist ist er unbedeutend (s. W. J. v. Wasielewski, Die Violine u. ihre Meister l. c. S. 429 f.).

heben, die Wien sonst berühmt gemacht hat. Es tut mir leid, die Namen einiger junger Künstler, die ich in den verschiedenen Quartetts kennen lernte, nicht behalten zu haben, um sie als rühmliche Ausnahmen auszuzeichnen; besonders erinnre ich mich mit Vergnügen eines sehr braven jungen Violinisten, der die Quartetts des Herrn Kraffts führte und eine große Sicherheit in seiner kräftigen Exekution besitzt. Den Sohn des trefflichen Violoncellisten Krafft, der so rühmlich in die Fußstapfen des Vaters tritt und die Anwesenheit Rombergs so gut benutzt hat, nannte ich Dir wohl schon als einen jungen Künstler, von dem alles zu erwarten ist. Diese braven Männer, obgleich in Diensten des Fürsten Lobkowitz, verstärken bei großen Opern auch oft das Orchester in den Hoftheatern. Wie viele brave Künstler mögen nicht noch in Österreich, Ungarn und Böhmen in den kleinen Kapellen der vielen Fürsten und Herren sein, aus denen vielleicht das erste Orchester der Welt zusammenzusetzen wäre, wenn das rechte Auge, sie herauszusuchen, und der rechte Arm, sie an ihre Stelle zu setzen, durch die äußern Umstände auch gehörig begünstigt und unterstützt würde.

Aber von Schönbrunn, dem Lustschlosse und der ehemaligen Lieblingssommerwohnung der Kaiserin Maria Theresia, muß ich Dir etwas mehr sagen. Nicht von dem Schlosse selbst, das kein besseres Ansehen hat gewinnen können, da es einmal nicht im besten Geschmack und Stil aufgebaut ist, noch von seiner innern Einrichtung, die weder an Pracht noch Geschmack gewonnen hat, denn der jetzige Hof bewohnt es nicht, sieht es nur selten und gefällt sich weit besser in Laxenburg, ein paar kleine Meilen weiter von Wien: aber von dem herrlichen Wachstum der seltnen und seltensten, ausländischen Gewächse, die seit fünfzig, sechzig Jahren mit der größten Sorgfalt und echt

kaiserlichem Aufwande aus allen Weltgegenden dorthin geschafft wurden, von denen muß ich Dir etwas mehr sagen als Arndt und fast alle neuern Reisenden davon gesagt haben. Wenn der wohltätigen, ewig schaffenden, still fortwirkenden Natur nur Zeit und Ruhe gelassen wird, so kann der Mensch sich auch ihrer großen und schönen Erzeugnisse in immer wachsender Fülle sicher erfreuen. Hier sieht man auch auf das allererfreulichste, was weise Sorgfalt, wird sie ununterbrochen auf einen bestimmten Gegenstand gewendet, in fünfzig, sechzig Jahren zu bewirken vermag. Vielleicht kein Garten in Europa erfreut sich eines größern Reichtums der schönsten, ausländischen Gewächse, und ohne eine unglückliche Nacht und die Nachlässigkeit einiger Gartenknechte würde er noch weit größer sein. Zugleich mit dem Tode der edlen Kaiserin erlitten aber die großen, kaiserlichen Treibhäuser in einer strengen Winternacht des Jahres 1780 einen fast unersetzlichen Verlust. Während der Krankheit des alten Gärtners war den Gartenknechten die Besorgung der Heizung überlassen; sie unterließen sie gerade in jener bitterkalten Nacht, wollten am Morgen darauf den Fehler durch übermäßiges Heizen wieder gutmachen und töteten in dem großen Treibhause die schönsten Gewächse; Zimtbäume, die vor einigen und zwanzig Jahren mit der größten Sorgfalt von Martinique herübergeführt worden waren, von armdicken Stämmen und den herrlichsten Kronen, und unter sehr vielen andern köstlichen Pflanzen auch eine Coccoloba grandifolia von zwanzig Fuß Höhe mit zweischuhbreiten Blättern.

Im Jahre 1753 fing man hier bei Schönbrunn an, die Pflanzung ausländischer Gewächse ernstlich zu betreiben. Kaiser Franz[1]) der Erste interessierte sich selbst mit großem Eifer dafür und hatte an seinem vortrefflichen Leibarzte,

1) Franz I., Stefan, Kaiser von Deutschland (1708—1765).

dem berühmten van Swieten[1]), einen weisen Ratgeber und eifrigen Teilnehmer dabei. Man berief den bekannten Blumisten Adrian Steckhoven[2]) von Leiden, und den Gärtner Richard van der Schot[3]) von Delft; dieser brachte schon aus Holland eine große Anzahl der seltensten, ausländischen Pflanzen mit; jener erbaute hier ein großes Treibhaus und mehrere Glashäuser. Der berühmte Nikolaus Josef Jacquin[4]) wurde von dem Kaiser im Jahr 1754 samt dem Gärtner Schot nach Südamerika und Westindien geschickt, sie gingen nach den Inseln Martinique, Grenada, St. Vinzent, St. Eustache, St. Christophe, St. Martin, St. Barthélemy, nach Aruba, Jamaika, Kuba und Curaçao, und sammelten fünf Jahre lang die schönsten und seltensten Gewächse für Schönbrunn. Die Bäume schickten und brachten sie alle von Manneshöhe und Armsstärke; diese brachten ihr eigenes, vaterländisches Erdreich in großen Klumpen mit, die auf das Sorgfältigste emballiert waren, damit die Wurzeln während der Reise nicht von ihrer Erde entblößt werden möchten. In großen Bar-

1) Gerhard van Swieten (1700—1772), berühmter Arzt, Leibarzt der Kaiserin Maria Theresia (s. Wurzbach).

2) Adrian Steckhoven, gebürtig aus Leyden, wurde, als im Jahre 1753 der damals sogenannte holländische Garten in Schönbrunn gegründet wurde, im selben Jahre zum ersten Gärtner desselben berufen und war bis 1762 als solcher tätig, in welchem Jahr er vielleicht in seine Heimat zurückgekehrt ist (s. Wurzbach, 37. Bd. S. 278).

3) Richard van der Schot, geb. um 1733, Nachfolger Steckhovens als Schönbrunner Hofgärtner und Menagerieinspektor von 1762 bis 1790 (s. Wurzbach, 37. Bd. S. 278, wo fast alles falsch), in welchem Jahre er am 19. Febr. im Alter von 57 Jahren gestorben ist (Totenprotk. der Pfarre Hietzing).

4) Nikolaus Josef Freiherr von Jacquin (1727—1817), einer der größten Botaniker, kam 1752 nach Wien und wurde 1768 Universitätsprofessor (s. Wurzbach).

ken kamen sie erst auf Martinique an, von da wurden sie nach Marseille eingeschifft und so fort nach Livorno. Maultiere brachten sie von dort nach Schönbrunn. Andre große Lieferungen kamen über Amsterdam an. Jacquin selbst kam erst im Jahre 1759 mit der siebenten Ladung von der Havanna über Ferrol zurück. Millionen hat diese herrliche Sammlung gekostet.

So reiche, schöne, wohlkonservierte Sendungen ausländischer Pflanzen waren noch für keine europäische Anlage je herübergekommen, und bis jetzt kommt daher auch noch keine andre dieser in Schönbrunn gleich. Maria Theresia setzte diese groß begonnene Anstalt mit gleichem Eifer nach dem Tode des Kaisers fort; ja es schien, als wenn sie ihre große, treue Liebe für den Kaiser, dessen Tod sie äußerlich, wie im Herzen, ihr ganzes übriges Leben hindurch tief betrauerte, durch die sorgsame Pflege seiner Lieblingspflanzung mit besonderer Zärtlichkeit an den Tag legen wollte. Van Swieten blieb auch bis ans Ende ihr vertrauter Leibarzt, und so konnte es dieser großen Anstalt nicht an guter Pflege und erwünschtem Fortgange fehlen. Der große Verlust der herben Winternacht ward der bereits sterbend kranken Kaiserin verhehlt.

Kaiser Josef setzte die Sorgfalt und Freigebigkeit seiner Eltern für diese Pflanzung rühmlichst fort und sandte mehrere Botaniker und Gärtner nach Amerika; und auch diese waren wieder fünf Jahre lang, von 1783 bis 1788, glücklich bemüht in Herbeischaffung der schönsten Pflanzen und schickten und brachten viele große Lieferungen davon nach Schönbrunn. Josef ließ die ansehnlichen Treibhäuser noch erweitern, und neue dazu erbauen; dieses hat auch Kaiser Franz der Zweite getan. Unbeschreiblich groß ist daher die Anzahl und Pracht der im Freien und in Treibhäusern aufgebrachten und schönerhaltenen fremden Ge-

wächse. Jacquin hat in vier großen Foliobänden, auf fünfhundert großen Kupferplatten, die Gewächse richtig und sauber abgebildet und schön illuminiert, unter dem Titel: Hortus Schoenbrunnensis bekannt gemacht[1]) und in der Vorrede dazu die Geschichte dieses Gartens und all der kostbaren Missionen ausführlich beschrieben. Herr Professor Sprengel[2]) hat davon auch in seiner reichhaltigen Gartenzeitung, deren längere Fortsetzung sehr zu wünschen wäre, einen Auszug und eine Anzeige geliefert.

In Wien und Triest ist auch 1805 von B. D. Mauchart[3]) ein vierhunderteinundsechzig Seiten langes Verzeichnis der Pflanzen dieser schönen Anlage herausgekommen, unter dem Titel: Schönbrunns botanischer Reichtum. In diesem Werke sind die Blüte, die Blütenzeit, das Vaterland der Gewächse und die Stelle, wo sich jede Pflanze in Schönbrunn befindet, sorgfältig angegeben. Bei der Ausarbeitung ist der Verfasser den Species plantarum von Willdenow[4]) gefolgt. Für den reisenden Dilettanten ein nützliches Unternehmen.

Auch für die Menagerie zu Schönbrunn sind von den bereits genannten Monarchen öfter vertraute Personen nach allen Weltteilen ausgeschickt worden, und man sieht

1) Plantarum rariorum horti Caes. Schönbrunnensis descriptiones et icones 1797—1804, 4 Bde. Fol. mit 500 Kupf.

2) Kurt Polykarp Joachim Sprengel, deutscher Arzt und Botaniker, preuß. geh. Medizinalrat und Direktor des botanischen Gartens in Halle a. d. Saale, geb. zu Boldekow (Pommern) 3. Aug. 1766, gest. zu Halle 15. März 1833 (s. Öttinger, Moniteur).

3) B. D. Mauchart, Schönbrunns botanischer Reichtum; ein Taschenbuch nach Willdenow. Wien u. Triest b. Geistinger, 1807, 12° (und: Nachlese ibid. cod.) s. bei Kayser, Bücherlexik., 3. Tl., S. 49. Vielleicht existiert aber auch eine Angabe von 1805.

4) Karl Ludwig Willdenow (1765—1812), deutscher Arzt und Botaniker, Professor in Berlin (s. Öttinger, Moniteur).

jetzt, wenngleich in geringerer Anzahl als ehemals, doch noch viele schöne, herrliche und seltne Tiere hier beisammen. Als: Elefanten, Löwen, Leoparden, Kängurus, Beuteltiere, weiße Bären, Pelikane, Adler von allen Arten, den Strauß, Kasuar und viele andre große und kleine, seltene Tiere.

Der Umfang und die zweckmäßige Einteilung und Einrichtung dieser Menagerie ist an sich schon merkwürdig. Jedes Tier wird seiner Natur und seinen Gewohnheiten gemäß im Freien oder im Beschluß gehalten, und man sieht es allen an, daß sie wohlgenährt und in allem gut unterhalten werden.

Dem Volke und besonders der Jugend gewährt diese schöne Veranstaltung, die, wie alle kaiserlichen Anlagen und Kunst- und Naturschätze, immer allen frei und offen steht, große Lust, und Schönbrunn ist sicher auch deshalb ein sehr besuchter Lustort. Der Hof zieht Laxenburg vor, welches weit reicher an allerlei künstlichen und lustigen Anlagen und Späßen ist, mit denen der ehemals sehr einfache, ruhige Park fast überfüllt worden sein soll. Dieses und die größere Entfernung hat mich diesmal abgehalten, eine Fahrt dorthin zu beeilen. Mich kränkt fast nichts auf eine so empfindliche Weise, als wenn ich eine schöne Natur, oder Anlage von reinem, sanftem Charakter, mit Künsteleien überladen sehe.

Siebenunddreißigster und achtunddreißigster Brief

Wien.

Wie vieles mir von Wien diesmal noch zu sehen und genießen überblieb, erfahr' ich erst recht in diesen Tagen, da ich mich das Versäumte nachzuholen bestrebe. In der schönen, großen Roßau, einer Vorstadt mit vielen großen, öffentlichen und Fabrikgebäuden, sah ich gestern auch die kaiserliche Porzellanfabrik, eine große, weitläufige Anstalt, die über achthundert Menschen beschäftigt und reichlich ernährt. Es sind dabei über fünfhundert Arbeiter, gegen zweihundert Maler und an neunzig Weißdreher und Poussierer beschäftigt. Die Kanzlei der Fabrik besteht aus dreißig Menschen. Der Modellmeister Grassi[1]) leitet die Kunstarbeiten. Zu Engelhardszell befindet sich noch ein Porzellanhilfswerk, das einige und vierzig Menschen beschäftigt. Die Fabrik hat an Schönheit und Mannigfaltigkeit in den Formen und an Feinheit der Malerei in der letzten Zeit sehr gewonnen; besonders aber zeichnet sie sich vor allen mir bekannten Porzellanmanufakturen in der Vergoldung aus. Die ist so schön, so vollkommen und,

1) Anton Grassi (1755—1807), Bildhauer, besuchte zuerst die k. k. Akademie der bildenden Künste unter der Leitung Frz. X. Messerschmidts, der ihn im Alter von 13 Jahren sogar in sein Haus nahm und ihm privaten Unterricht erteilte. Er wurde bald zur Vollendung der Statuen, welche den Garten von Schönbrunn zu zieren bestimmt waren, herangezogen. Weiterhin wurde er als Modellmeister bei der Porzellanfabrik angestellt und 1790 von der Akademie der bildenden Künste zu ihrem Mitglied erwählt. 1792 besuchte er Italien, wo er zahlreiche Kopien machte, im gleichen Jahre ernannte man ihn zum Direktor der höheren Kunstklassen an der Akademie. Seine besten Arbeiten stammen aus der Zeit nach seiner Rückkehr aus Italien, darunter eine Büste von Haydn (s. Wurzbach, 5. Bd., S. 312ff.).

wie man in Wien versichert, auch so dauerhaft, wie keine andre. Der Vorrat in der Niederlage war gar nicht ansehnlich, denn die Fabrik hat nach Rußland und der Levante so viel Absatz und große Bestellungen, daß sie kaum nachkommen kann. Indessen waren Probesachen von großer Schönheit und Kostbarkeit da. Eben beschäftigte man sich mit einem großen Blumenstück zum Aufsatze, nach einem herrlichen Originalgemälde von Huijsum[1]), aus der vortrefflichen Gemäldesammlung des Grafen von Czernin. Die Ausführung schien mir so glücklich und vollendet, daß es eines der größten Kunstwerke der Art werden kann.

Die schöne Gemäldesammlung des Grafen von Czernin ist in der letzten Zeit auch durch die Magdalene von Füger, mit welcher ich ihn vor einigen Monaten beschäftigt fand, sehr angenehm bereichert worden. Es ist ein gar liebliches, reines Bild geworden.

Ich besuchte dann noch den liebenswürdigen, französischen Architekt Moreau, der sich hier ganz etabliert hat und eben mit großen Bauten für den Fürsten Esterházy beschäftigt ist, und fand seine sehr liebe Familie in einer großen, heitern und elegant eingerichteten Wohnung gar lustig häuslich beschäftigt. In einem großen Gebäude von mehreren Höfen wohnt er in einer kleinen Abteilung einer Ecke des Gebäudes so geräumig und bequem, als mancher Eigentümer eines ganzen Hauses in andern Städten kaum wohnt. So große und ansehnliche Gebäude gibt es auch in den hiesigen Vorstädten, bloß auf Spekulation für nie fehlende, wohlhabende Mieter erbaut.

Dann sah ich auch auf dem Wege zum Etatsrat Frank, bei dem ich die Abschiedsmahlzeit hielt, einige große, öffentliche Gebäude und Anstalten, die allein schon Ehrfurcht für diese kaiserliche Residenz einflößen können. Die

1) Jan van Huijsum (1682—1749), holländ. Blumenmaler.

größte der hiesigen Kasernen[1]), die an viertausend Mann, Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere sehr bequem faßt, und allen, jedem nach seiner Art, eine geräumige, fast prächtige Wohnung gewährt. Ein herrliches Gebäude, mit großen, schönen Höfen, bepflanzt mit Pappeln und andern Bäumen. Die ökonomische Einrichtung soll nach der Angabe des unsterblichen Lacy[2]) so gut und zweckmäßig sein, daß der Soldat hier wirklich für den Zuschuß, den er von seinem Solde zur Ökonomie gibt, sehr gut und reichlich genährt wird. Man sieht's den schönen Leuten auch an, daß es ihnen wohl ergeht.

An die Kaserne stößt das große, militärische Lazarett, welches nach der andern Seite ganz frei steht und einen sehr großen Umfang und mehrere geräumige Höfe und Plätze hat.

Nach der Vorderseite, der großen Alstergasse zu, kommt man an das große, bürgerliche Spital[3]), das mehr noch als andre imponiert und Achtung und Ehrfurcht einflößt. Doppelt große Vierecke schließen schöne, große Höfe ein mit herrlichen Rasenplätzen, um welche schattige Gänge

1) Sogenannte Alserkaserne, zu der 1751 der Grundstein gelegt wurde. Seit 1912 abgebrochen (s. W. Kisch, Die alten Straßen und Plätze von Wiens Vorstädten l. c. 2. Bd. S. 559).

2) Franz Moriz Graf von Lacy (1725—1801), k. k. Feldmarschall, aus einer irländischen Familie stammend, trat frühzeitig in österreichische Kriegsdienste und zeichnete sich besonders im siebenjährigen Kriege aus, seit 1759 Feldzeugmeister, seit 1766 Feldmarschall und nach Dauns Tode Hofkriegsratspräsident, in welcher Stellung er umfassende Reformen im österreichischen Heereswesen durchführte. Er erlangte einen großen Einfluß auf Josef II., war aber im Türkenkrieg 1788 wenig glücklich und zog sich während desselben in den Ruhestand zurück. Lacy war mehr Theoretiker als Praktiker (s. Wurzbach, 13. Bd., S. 464 ff.).

3) Seit 1784 bestehend, von Josef II. errichtet (s. W. Kisch, l. c. 2. Bd. S. 559 ff.).

von Maulbeerbäumen und Pappeln laufen. Da können sich die Genesenden von den drei-, viertausend Kranken, die hier stets beisammen sind, angenehm sonnen und ergehen. Auch ihre schöne, große Kirche haben sie im Bezirk ihrer Mauern, die eine kleine Stadt einzuschließen scheinen. Die innere Einrichtung soll, in Absicht auf Heilart und Pflege, ganz musterhaft sein, und alles, was in die Augen fällt, spricht dafür. Alles ist reinlich und höchst geräumig; die Kranken liegen in großen, wohldurchlüfteten Sälen, jeder in seinem Bette allein. Es soll gar kein zweischläfriges Bett in der großen Anstalt geben, seitdem der vortreffliche Frank die Direktion darüber führte. Es muß ihm sicher sehr nahegelegt worden sein, daß er sich entschließen konnte, eine solche Anstalt, die ihm selbst so unendlich viel verdankt, zu verlassen, um dem, wenn auch noch so großen und schmeichelhaften Rufe nach Rußland zu folgen. Ich verließ nicht ohne Wehmut die wohltätige Anstalt, um nach seinemnahegelegenen Hause[1]) zum Abschiedsbesuch zu gehen; denn auch er denkt Wien zu verlassen, sobald es die Kriegsumstände erlauben. Vielleicht lehrt aber das Übel selbst noch, einen solchen Mann nicht gehen zu lassen, dessen unschätzbare Erfahrungen während eines so langen und so höchst tätigen Lebens doch eigentlich durch nichts ersetzt werden können.

Der fatale Krieg hindert mich an der Ausführung eines angenehmen Reiseprojekts, welches mehrere Einladungen, die mir aus Ungarn, Graz und Salzburg kamen, erzeugt hatten, und wozu ich die schönen Frühlingsmonate zu benutzen dachte, um so auch wieder bei einer Rückkehr über München mein liebes Tirol noch einmal zu sehen. Indem ich nun, wenigstens für den gegenwärtigen Augenblick,

1) Alserstraße Nr. 20, seit 1797 im Besitze Franks, der in diesem Hause auch starb (s. W. Kisch, l. c. 2. Bd., S. 563).

allen jenen Herrlichkeiten den Rücken zukehren muß, werfe ich noch einen freudig dankbaren Blick auf das liebe, herrliche Wien und fasse meine Erfahrungen und Empfindungen gerne in eins zusammen.

Wien ist gewiß für jeden, der des frohen Lebensgenusses fähig ist, und besonders für den Künstler, vielleicht auch ganz besonders für den Tonkünstler, der angenehmste, reichste und froheste Aufenthalt in Europa. Wien hat alles, was eine große Residenzstadt bezeichnet, in einem ganz vorzüglich hohen Grade. Es hat einen großen, reichen, gebildeten, kunstliebenden, gastfreien und gesitteten, feinen Adel; es hat einen reichen, geselligen, gastfreien Mittel- und Bürgerstand, dem es ebensowenig an gebildeten und wohlunterrichteten Männern und liebenswürdigen Familien fehlt; es hat ein wohlhabendes, gutmütiges, lustiges Volk. Alle Stände lieben das Vergnügen und Wohlleben, und für alle ist gesorgt, daß sie jedes Vergnügen, was die moderne Welt kennt und liebt, in guten Veranstaltungen finden und mit aller Bequemlichkeit und Sicherheit genießen können. Eine vortreffliche Polizei sorgt für die Reinlichkeit, Bequemlichkeit und Sicherheit der Stadt, wie fast keine andre in der Welt. Wien hat das vollkommenste Steinpflaster, welches auf das sorgfältigste unterhalten und das zu jeder Jahreszeit mit großer Anstrengung und Sorgfalt rein und bequem gehalten wird. Eine große Anzahl besoldeter Menschen und Fuhrwerke sind jahraus jahrein, oft Tag und Nacht, mit Kehrung und Freihaltung, mit Wegführung alles Unrats und mit Spritzen der Straßen und Promenaden beschäftigt. Die Stadt und Hauptvorstädte werden ununterbrochen das ganze Jahr, auch bei Mondschein, wie immer, mit vielen tausend Laternen reichlich und vollständig erleuchtet. Die Fuhrwerke allerart, wie man sie wünscht und bezahlen mag, sind sehr

zahlreich und gut unterhalten und stehen unter genauer Aufsicht der Polizei, so daß man um einen sehr billigen Preis sehr gut bedient wird, ohne je Verdruß und Streitigkeiten zu erleben. Das Eigentum ist für eine so volkreiche Stadt auf eine höchst seltne Weise gesichert. Es wird wenig gestohlen, und das Entwendete von der Polizei leicht wieder herbeigeschafft. Dreihundert Polizeisoldaten und eine Brigade Reiter halten die vollkommenste Ruhe und Ordnung in der Stadt und den Vorstädten, ohne je durch ihr Betragen lästig zu werden; man bemerkt sie kaum. Es wird durchaus keine Straßenbettelei gelitten, und die Anstalten dagegen, wie die Vorkehrungen zur Versorgung der wahrhaft Bedürftigen sind so zweckmäßig als menschlich. Die Kranken- und Heilungsanstalten sind groß und musterhaft; die grenzenlose Vorsorge erstreckt sich auf die Toten wie auf die Lebenden. Die Feueranstalten sind vortrefflich; die große und kleine Post ist musterhaft eingerichtet; die Lebensmittel werden in unglaublicher Menge und von der höchsten Güte und Vortrefflichkeit von allen Seiten herbeigeschafft; die Märkte allerart sind mit den nötigen Produkten für jedes Bedürfnis, wie für jeden, auch den feinsten und höchsten Luxus, zu jeder Zeit angefüllt und stehen unter der genauesten Aufsicht der Polizei, die jede Überteuerung, jeden drückenden Wucher unmöglich macht. Aus den rund umliegenden, fruchtbaren und reichen Provinzen wird Wien das ganze Jahr mit dem vortrefflichsten Fleische jeder Art und den köstlichsten Fischen, mit dem herrlichsten und feinsten Wild allerart, mit Feld- und Gartenfrüchten von der vollkommensten Güte und Schönheit aufs allerreichste und überflüssigste versorgt. Die österreichischen und ungarischen Länder versorgen die Hauptstadt mit sehr gutem, gesundem und feurigem Weine, zu denen der Reiche noch mit

großem Aufwande die besten und feinsten Weine aller andern glücklichen Länder fügt. In der Stadt und im ganzen Lande hat das Volk neben dem guten Landweine ein kräftiges, schmackhaftes Bier und vortreffliche, gebrannte Wasser.

So vollkommen wie für den Unterhalt und die Ernährung aller gesorgt ist, wird auch für das Vergnügen aller Stände gesorgt. Die fruchtbare, herrliche, unaussprechliche reiche und schöne Natur rund um Wien ist zu den anmutigsten Lustorten jeder Art benutzt. Der Augarten und Prater, die Lustschlösser Belvedere, Schönbrunn, Laxenburg, der Kaltenberg und Leopoldsberg und unzählige schön bebaute Dörfer in den freundlichsten, üppigsten Tälern und Ebenen gelegen, bieten allen Ständen die bequemsten, zierlichsten, schönsten Versammlungsplätze, zu jeder nur erdenklichen Lust wohl eingerichtet, dar. Der herrliche Donaustrom und der angenehme Wienfluß beleben die meisten Gegenden und Lustorte. Große Feuerwerke und unzählige Volksspiele allerart, beleben die großen Lustplätze.

In der Stadt und den Vorstädten spielen das ganze Jahr fünf Theater von der verschiedensten Art. Auf den beiden Hoftheatern in der Stadt selbst sieht man alles von großen und komischen Opern, von Lust- und Trauerspielen, was Deutschland, und zum Teil auch Italien und Frankreich, Vorzügliches hervorbringt; ebenso in dem großen, vorstädtischen Theater an der Wien, wo noch die großen, romantischen Zauberopern mit vorzüglicher Pracht gegeben werden. Auf allen drei Theatern werden ebenfalls große, pantomimische Balletts, heroische und komische, oft gegeben. Zwei kleinere Theater in der Leopoldstadt und Josefstadt geben Volksschauspiele von der lustigsten Art. Alle diese Theater geben an allen den Tagen, an welchen

kein Schauspiel statthat, große Konzerte und Musikaufführungen der wichtigsten, alten und neuen Kirchen- und Konzertmusiken. Außerdem werden den ganzen Winter hindurch häufig öffentliche Konzerte von fremden und einheimischen Musikern gegeben. Feine Quartette und Liebhaberkonzerte werden auf Abonnement den ganzen Winter hindurch gehalten.

Für den Tanz hat Wien die größten und mannigfaltigsten Veranstaltungen, deren irgendeine große Stadt der Welt sich rühmen kann. Der große und kleine Redoutensaal, der Apollosaal, die Mehlgrube[1]), die neue Welt[2]) und unzählige andre, sind Tanzsäle, die allen Ständen das schönste, heiterste, bequemste Lokal darbieten. Die Tanzmusik ist überall vortrefflich, die Bedienung mit allem, was den Leib ergötzt, vollkommen. Und bei allen diesen Vergnügungen herrscht der beste, lustigste Ton, nirgend eine Spur von drückenden Distinktionen.

An den feinsten Vergnügungen für den Geist und Ge-

1) Die „Mehlgrube", schon im 18. Jahrhundert ein berühmter Tanzsaal, auf dem neuen Markt gelegen, später „Hotel Munsch", heute durch einen Neubau ersetzt (vgl. Frz. Gräffer, kl. Wien. Memoir. hg. v. A. Schlosser u. E. K. Blümml l. c. I, 244).

2) Berühmter Tanzsaal auf der Wieden, in der kleinen Neugasse, der schon um 1800 bestand und nicht lange vorher begründet worden sein dürfte (s. Neuestes Sittengemälde von Wien, Wien, 1801, 1. T. S. 104). Das Begründungsjahr 1806, welches Kisch (s. Die alten Straßen und Plätze von Wiens Vorstädten l. c. 2. T., S. 215) anführt, ist falsch. Die „Reise der Göttin der Tanzkunst in den Apollosaal, 1808, S. 90" schreibt: „Die neue Welt ist einer von den stark besuchten Örtern. Der Saal ist länger, aber schmäler als der beim Mondschein. Er hat auch eine beträchtliche Höhe. Es gibt Leute, die ihn mit dem kleinen Redoutensaale vergleichen, worin sie aber in jeder Rücksicht sehr Unrecht tun." Im Jahre 1812 wurde der Tanzsaal wegen schlechter Geschäfte geschlossen und nicht mehr geöffnet (s. Briefe d. jung. Eipeldauers l. c. 1812, 7. H., S. 22).

schmack ist Wien ebenso reich. Die über zweimal, wohl nahe an dreimalhunderttausend Bände starke, kaiserliche Bibliothek, die auch einen großen Reichtum an vielen Tausenden der wichtigsten Manuskripte besitzt; das kaiserliche Naturalienkabinett vom größten Reichtum und der schönsten zweckmäßigsten Anordnung, auch mit schönen, physischen Instrumenten und einer Bibliothek der Naturgeschichte versehen; die Schatzkammer, reich an den schönsten Edelsteinen allerart und an künstlichen Arbeiten in solchen Steinen, in Gold, Silber und Elfenbein; das Museum, reich an Antiken in Bronze, Marmor und andern edlen Steinarten, und an geschnittenen Steinen von unschätzbarem Werte; das herrliche Münzkabinett; die Universität mit ihren prächtigen, wohleingerichteten Hörsälen für Physik, Anatomie usw., ihrer Sternwarte, Bibliothek, Naturaliensammlung, botanischen Garten; der unbeschreiblich reiche botanische Garten in Schönbrunn mit seinen herrlichen, echt kaiserlichen, ganz einzigen Treibhäusern; die großen Anstalten für Wundärzte, für Taubstumme; die große kaiserliche Bildergalerie in zweiundzwanzig Sälen und Zimmern des schönen Belvedere aufgestellt, die ebenso reich ist an italienischen Meisterwerken aus der lombardischen, florentinischen, römischen und venezianischen Schule, als an den schönsten Meisterwerken der alten deutschen und niederländischen Schule; die großen und reichen Kunstsammlungen und Gemäldekabinette der Fürsten Liechtenstein und Kaunitz, der Grafen Lamberg, Schönborn[1]), Fries, Apponyi u. a., die mancherlei Kunstschätze besitzen, die den größten Kunstsammlungen oft fehlen; die vortreffliche, kai-

1) Franz Phil. Jos. Graf Schönborn-Buchheim (1768—1841), Kunstfreund und Kunstsammler, der eine Bibliothek von 20 000 Bänden und eine Gemäldegalerie besaß (s. Wurzbach, 31. Bd., S. 140 f.).

serliche Porzellanfabrik, und Fabriken und Manufakturen jeder Art, von der künstlichsten, vollkommensten Einrichtung und den schönsten, mannigfaltigsten Produktionen. Alles dieses, und vieles hier noch Ungenannte, bietet die reichste und angenehmste Unterhaltung dar, wollte man auch ohne alle Gesellschaft in Wien leben.

Diese aber ist wieder so reich, so angenehm, daß gerade an Gastfreiheit, Wohlleben, gutem freiem Ton und allgemeiner Lustigkeit Wien in der ganzen europäischen Welt gar nicht seinesgleichen hat. Wer in Wien das Glück genießt, die Gesellschaften der verschiedenen Stände kennen zu lernen, vom hohen Adel bis zum kleinen Bürger hinab, der genießt alles, was Europa Reizendes, Ergötzendes und Befriedigendes hat, im höchsten Grade und auf die freieste angenehmste Weise. Dabei überall, in allen Ständen, ein schönes, heiteres, lustiges Geschlecht vor Augen zu haben, das sich nicht ziert und sich auch nicht frech hingibt, ist ein Vergnügen, das man auch nirgend in dem Grade genießt, wie in Wien.

Zu diesen unzähligen, unerschöpflichen Annehmlichkeiten Wiens kommt nun noch hinzu, daß eine große Anzahl von vielen tausend Fremden aus allen Gegenden und Ländern Europas dort lebt, unaufhörlich ab- und zugeht, viele sich aber auch mit Geschmack und nicht selten groß dort eingerichtet haben und sehr splendid und gastfrei leben. Dieses gilt besonders von Russen und Polen, die den guten, geselligen Ton schon mit herbringen und sich um so leichter mit den Wienern amalgamieren. Die größten böhmischen, mährischen und ungarischen Familien leben überdem, gleich den österreichischen, den Winter über beständig in Wien und geben ihm den Glanz und die Pracht, die Wien eigentlich zu der großen, herrlichen Kaiserstadt machen, da der Hof selbst ein eingezogenes Familienleben

dem äußerlichen Prunk und Glanz vorzieht. Doch erscheint der Hof auch bei den wenigen öffentlichen Festlichkeiten, die er noch unterhält, mit großer Würde und nicht geringem Glanze. Der größte besteht indes immer in der reichen Umgebung des hohen Adels aller Erbländer.

Die allmählichen, gelinden Abstufungen von dem höchsten fürstlichen Adel, der eine ganze, halbe oder viertel Million Gulden jährlicher Einkünfte hat, zu dem gräflichen Adel von einhunderttausend Gulden Einkünfte und drüber; von diesem zu dem kleinen, neuen Adel, der nicht selten ebensoviel, zuweilen auch wohl noch mehr Einkünfte hat und verzehrt, die Bankiers und großen Guts- und Fabrikseigentümer zählen sich schon dazu, und so fort durch den eigentlichen Großbürgerstand bis zum kleinen, wohlhabenden Bürger hinab — und wie alle öffentlichen und großen Lustbarkeiten und Genüsse von allen Ständen, ohne alle schroffe Abteilungen und beleidigenden Unterschiede genossen werden, darin ist Wien wieder ganz einzig unter allen europäischen, großen Städten. Wenn London auch einige Ähnlichkeit in dem ersten Teile dieser Bemerkung hat, so ist's im letzten doch sehr verschieden. In London traut sich ein Bürger nicht ins Parterre der großen, italienischen Oper, als dem Schauspiel des Adels und der reichen, großen Welt, zu gehen, ohne sich wenigstens durch irgend etwas im Äußern, einen schönen, teuern Ring oder dergleichen, wie einen reichen, vornehmen Mann zu bezeichnen; und zu einem Konzert u. dgl., was für den Adel auf Abonnement veranstaltet wird, wie das Concert of ancient music war, kann er auf keine Weise gelangen, wenn er nicht wenigstens durch Verwandtschaft zu jenen großen, adeligen Familien gehört.

Durch die gänzliche Verbannung aller Pracht und Ziererei in der gewöhnlichen, täglichen Kleidung, auch für die

größten Häuser und Zirkel, hat das gesellige Leben in Wien noch sehr gewonnen, und ich wüßte nicht, was man ihm zu der vollkommensten Annehmlichkeit noch hinzuwünschen könnte.

So hab' ich das Glück gehabt, einen langen Winter in Wien so reich an Vergnügungen und Genüssen jeder Art zu verleben, wie ich bei all meinem Glück auf häufigen Reisen noch nie einen Winter genossen. Wenn ich eins daran zu bedauern habe, ist es dies, daß er zu lange strenge blieb, um die großen, öffentlichen Kunstschätze, die Winter und Sommer jedermann mit der allerhöchsten Liberalität frei und offen stehen, und die mir bei meinem ersten Wiener Aufenthalte schon soviel Freude und Gewinn gewährten, so recht nach Herzenswunsch wieder genießen zu können. Eigene Arbeiten und die Hoffnung, auch das schöne Frühjahr, das so unendlich reich an Genüssen hier ist, noch ungestört verleben zu können, ließen mich manches um so weniger beeilen, da die große Gastfreiheit der höchsten und edelsten, wie der größten und angenehmsten Häuser und Familien mir ein so reiches, geselliges Leben täglich darboten.

Ich höre zwar auch manchen Fremden und Einheimischen sagen, daß die Gastfreiheit gar nicht mehr so groß und allgemein in Wien sei, als ehedem, daß die jungen Herrschaften und neuen Häuser ihren Vorfahren an Aufwand und Gastfreiheit nicht gleichkämen und selbst viele der älteren, großen Häuser sehr beschränkt worden wären. Ich höre auch manchen über die beengende und schüchtern machende, strenge Aufsicht der geheimen Polizei klagen, die alle freien Äußerungen und Meinungen unterdrücke und die Mitteilung und Ortsveränderung für Fremde erschwere. Ich höre endlich auch über die Störung und Hemmung in der literarischen Welt, durch die Bücherzensur,



gemahlt von H. F. Füger — *geschabt von V. G. Kininger 1819*

HEINRICH FRIDRICH FÜGER

und über Vernachlässigung der Gelehrten und Künstler so manchen noch klagen. Nur die alte Hauptklage der meisten Reisebeschreiber, über Bigotterie und Pfaffengewalt, hört' ich weder von Einheimischen noch von Fremden wiederholen, sah auch durchaus nichts, als was einem redlichen Katholiken wohl ansteht.

Ich selbst habe auch von allen gerügten Mängeln nicht das mindeste erfahren. Ich bin auf meinen westfälischen Paß von der Präfektur in Kassel ohne den mindesten Aufenthalt und Einwand durch Böhmen, Mähren und Österreich gereist, habe in Wien, ohne die allermindeste Schwierigkeit, meinen Aufenthaltsschein erhalten, bin sogar von der Polizei[1]) bei vernachlässigter Erneuerung jenes Scheins erst nach einigen Monaten daran erinnert worden, und habe dessen Verlängerung auch dann ohne alle Schwierigkeit erhalten. Ich habe mehr Gastfreiheit gefunden, als ich habe bestreiten können. Mir ist bei all meinem täglichen und nächtlichen Leben in den verschiedensten Zirkeln und in allen öffentlichen Vergnügungen und bei aller freien Äußerung meiner wahren Gesinnung und Meinung nirgends die Polizei in den Weg getreten, nirgends bin ich durch geheime Auflauer beengt und beunruhigt worden, und ich bin doch gewohnt, aufmerksam um mich herum zu schauen.

In den Buchladen hab' ich freilich ganz neue Werke, von denen die nördlichen Zeitungen Meldung taten, nicht gefunden; von älteren Werken hab' ich auch wohl manches vergeblich da gesucht; aber in Privatbibliotheken großer Herren und angesehener Gelehrten und Bürger hab' ich selten etwas vergeblich gesucht. So kann ich, der nur seine eigne Erfahrung niederschreibt und nicht nachsprechen mag, was andre schrieben oder sprachen, oft sich auch wohl nur

1) Über Reichardt und die Wiener Polizei vgl. die Einleitung.

einander nachsprechen mochten, ich kann von alledem nichts sagen, denn ich erlebte nichts davon.

Freilich hab' ich in Gesellschaften und großen Zirkeln lange nicht so häufig Gelehrte und Künstler gefunden, als in Berlin. Die eigentlichen, bei der Universität und andern großen Anstalten angestellten Gelehrten scheinen hier mehr ihren Geschäften und ihrem eigenen Kreise zu leben. Sie selbst und die ihnen anvertrauten Anstalten werden sich vermutlich sehr wohl dabei befinden. Selbst Männer, wie Birkenstock[1]), Hormayr, Retzer, Stoll u. a. m. hab' ich mir aufsuchen müssen. Aber ich habe doch auch Frank, Sonnenfels, Collin, Schlegel, Hammer, Füger, Beethoven, u. a. m. in Gesellschaften angetroffen. Jene Männer sind auch durch ihre bürgerlichen Ämter sehr beschäftigt und waren es in jetziger unruhiger Zeit wohl noch mehr als gewöhnlich.

Der Haupttadel derer, die mit mir im Widerstreit waren, lief doch meistens darauf hinaus, daß man in den meisten Gesellschaften Wiens weniger philosophische, politische und kritische Unterhaltung fände, als im nördlichen Deutschland; und wenn ich dem auch nicht widersprechen konnte, so mocht' ich doch ebenso wenig in ihre Klage einstimmen. Der überwiegende Hang zur spekulativen Philosophie und Kritik des Schönen, und die allgemeine Teilnahme an den Äußerungen selbst von solchen Menschen, die doch nur historisch und oberflächlich davon unterrichtet sein konnten, hat

1) Joh. Melch. Edler von Birkenstock (1738—1809), Schulmann und Gelehrter, diente anfangs in der k. k. geh. Staatskanzlei und trat später zur böhmischen Hofkanzlei über, wo er Referent in Studiensachen und später Beisitzer der Bücherzensurkommission wurde. Er besaß auch eine reichhaltige Bücher- und Kunstsammlung (s. Wurzbach, 1. Bd., S. 406 f.)

mir schon längst dem Tone der guten Gesellschaft nachteilig geschienen.

Von der Wut, die auch sogar nicht selten die bessern Weiber befällt, über politische Gegenstände mit Leidenschaft und Rücksicht auf die Begebenheiten des Tages und ihre heillosen Folgen, also mit persönlichem Interesse zu streiten, davon mag ich gar nicht sprechen; das ist der Tod und Untergang aller geselligen Unbefangenheit und Fröhlichkeit. Wer seine bessere oder schlechtere Meinung, seine auf selbständiges Urteil wohlbegründete Überzeugung oder aus ängstlichen Rücksichten hervorgegangene, auf imponierende Autoritäten sich stützende Gesinnung, nicht in seinem Herzen verschließen kann, bis er den Mann findet, bei dem reine und ganze Mitteilung das rechte Ohr und Gemüt findet, der müßte billig alle größeren Gesellschaften, deren Zweck immer nur fröhlicher Genuß sein sollte, vermeiden, wenn er sich und seinen Nebenmenschen anders wirklich liebte.

Dieses Prinzip scheinen hier Männer von Charakter und bestimmter Denkart aus Überzeugung zu befolgen. Unter ihnen habe ich auch sehr oft im kleinen, vertraulichen Kreise die freieste und gründlichste Diskussion der wichtigsten Gegenstände gefunden, wenn sie gleich im größern Kreise, den sie lieber mieden als suchten, diese gar nicht berührten und sich da nur der allgemeinen Fröhlichkeit und dem frohen, sinnlichen Genusse hingaben. Werden die andern, die eines solchen weisen Entschlusses und solcher männlichen Zurückhaltung ebensowenig fähig sind, als der gründlichen, freien Untersuchung und Behandlung wichtiger Gegenstände, werden die durch Scheu vor einer höhern Aufsicht zurückgeschreckt und zum Schweigen gebracht, so kann ich das in Rücksicht auf den gesellschaftlichen Genuß nicht anders als loben. An der wahren Ver-

edlung der Menschheit werden jene auch wohl eben nicht dabei verlieren.

So kann ich auch nach meiner innigsten Überzeugung unmöglich in den Tadel einstimmen, über den Mangel an allgemein verbreiteter Lektüre im Volk. Es ist mir gar zu oft in meinem Leben in der tiefen Seele zuwider gewesen, alle von allem mit und ohne Kenntnis, mit und ohne Gefühl und Geschmack durcheinander schwatzen zu hören, wo man keinen Gegenstand des Wissens, kein Werk der Kunst nennen kann, ohne daß nicht jeder und jede, bis zu den Kindern hinab, etwas darüber zu sagen hat. Selbst alsdann, wenn auch keiner aus der Menge die Wissenschaft und das Kunstwerk, von dem eben die Rede ist, studiert und genossen hat. Oft läuft da alles auf die armseligste, flachste, kritische und historische Kenntnis des beschwatzten Gegenstandes, auf die tägliche Journallektüre hinaus, der höchstens durch historische Romane und Theaterstücke nachgeholfen wird. Allgemeine Mitteilung kann nur durch allgemein verbreiteten wirklichen Genuß des Schönen und Angenehmen und durch allgemein verbreitetes, gründliches Studium interessant werden. Ob dies von der Menge je zu erreichen, jenes sich auch je weiter als bis auf das Angenehme, leicht in die Sinne Fallende, erstrecken kann, daran zweifle ich sehr. Ich habe in Rom und Paris, wie in Wien und Dresden, und wo nur immer ein Schatz von herrlichen Kunstsachen aufgehäuft und auch noch so öffentlich preisgegeben wurde, die Menge höchstens aus Neugierde nach vielem gaffen — in Deutschland auch dieses kaum —, aber nie das Schöne und Große empfinden und genießen gesehen. Dem allgemeinen gründlichen Unterrichte haben aber die meisten Pädagogen und Philanthropen neuerer Zeit mehr entgegengearbeitet, als ihn gefördert. Wie nun gar da, wo es an großen und schönen

Werken der Kunst mangelt, die Besseren sich wohl nur am Buchstaben halten müssen, und die Allwisserei zu den notwendigen, geselligen Tugenden gerechnet wird! — Apollo und Minerva mögen mich immerdar schützen, wie hier vor der schnatternden Menge mit hohlen Köpfen und kaltem, leerem Herzen!

Da ich nun durchaus von nichts anderm als von meinen eignen Erfahrungen und Überzeugungen sprechen mag, auch nirgend Grund und Beruf zur Anklage und Verteidigung in mir finde: so kann ich den Wiener Aufenthalt nur als groß, reich, angenehm und lustig loben, und seiner dankbar gedenken.

Wenn man dieses heutige Wien mit dem vergleicht, was es vor fünfzig, ja auch nur dreißig Jahren noch war, wie es die spätern Edikte und Verordnungen des Hofes und der Regierung, wie es alle eifrig patriotische Schriftsteller der Nation selbst und aufmerksam beobachtende, freimütige Reisende der damaligen und spätern Zeit einstimmig darstellen; da die Straßen und Landstraßen von geistlichen Prozessionen, Aufzügen der Brüderschaften, Wallfahrten zu berühmten Wunder- und Gnadenbildern, von geißelnden, Kreuz schleppenden, vermummten Büßern und Büßerinnen angefüllt waren, und nicht bloß der Pöbel die heiligen Stiegen in Klöstern auf den Knien auf- und abrutschte, um dadurch Sünden und Missetaten zu tilgen; Ketzerverfolgungen noch verdienstlich waren; der ärgste Preßzwang und eine höchst drückende Bücherzensur die edelsten Geistesprodukte unterdrückten und verbannten; eine auszeichnende Bildung in Begriffen und Sprache dem Staats- und Geschäftsmann noch verdächtig dünkte; Keuschheitskommissionen und Aufpasser alle bürgerliche Freiheit und häusliche Sicherheit störten, heimliche Laster nur um so mehr beförderten, und den öffentlichen die

Larve der Scheinheiligkeit aufdrangen; Liederlichkeit durch gewaltsame Ehen gebüßt und gesühnt werden mußten; die unverschämteste Bettelei und Heuchelei durch übelverstandne Frömmigkeit und Freigebigkeit aufgemuntert und genährt wurde; das höchste Ansehen nur in Pracht, Verschwendung und Üppigkeit gesucht, diese bei aller äußern Frömmigkeit und Scheinheiligkeit bis zur höchsten Ausschweifung getrieben wurde; durch öffentliche, reichliche Unterstützung des Müßiggangs und der Unwissenheit, Faulheit und Verachtung der Studien geheiligt wurde; die höchsten Gehalte an zahllose, untaugliche Offizianten weggeworfen wurden, die den Dikasterien selbst zur Last waren, welche durch fromme und scheinheilige, einheimische und fremde Bettler und Müßiggänger überschwemmt wurden, für die oft neue, überflüssige Stellen zu den bereits unnötigen errichtet werden mußten; Pensionen und Almosen jedem Ehr- und Fühllosen, der lieber bettelte als arbeitete, dem Staate lieber eine Last als Stütze sein mochte, mit vollen Händen ausgespendet, zugeworfen wurden; die Armee vernachlässigt und dem Wucher unersättlicher Verschwender preisgegeben ward; die industriöse handelnde Klasse der Bürger in Verachtung lebte; die öffentliche Erziehung und Bildung der Jugend kurzsichtigen und eigennützigen Priestern und Mönchen überlassen war; der Bürger von den feinern, höhern Genüssen der Kunst und des Geschmacks ausgeschlossen war und durch Tierhetzen und Hanswürste von der Kanzel, dem Katheder und der Schaubühne in Roheit und Dummheit, der Bauer durch Leibeigenschaft in Sklaverei gehalten wurde.

Wenn man liest und hört, wie das alles noch beim Regierungsantritt Josef des Zweiten auf dem Staate und dem Volke lastete, ungeachtet des besten Willens und der

großmütigsten Gesinnung seiner edlen Mutter: so muß man erstaunen, wieviel der mutige, tätige Regent während einer so kurzen Regierung bewirken und zum Teil zustande bringen konnte, wie das von ihm auch nur Begonnene so hat fortschreiten und in das innere Wesen der Nation kräftig eingreifen können.

Vieles war zwar schon auch während der Regierung Maria Theresiens durch den großen, politischen Charakter und Ökonomiegeist ihres Gemahls, der mit großer Klugheit insgeheim tätig zu sein strebte und sich dazu früh seines Lieblings und Zöglings Josef zu bedienen wußte, durch den großen Staatsmann Kaunitz, den ebenso denkenden als tätigen Helden Lacy, durch den vertrauten Leibarzt van Swieten, und durch den tätigen, patriotischen Sonnenfels bewirkt, oder vielmehr vorbereitet worden. Aber dennoch schien der eiserne Kardinal Migazzi[1]) durch die tiefe Pfahlwurzel, die er in den Religionseifer der eben so schwachen als großen Kaiserin zu schlagen wußte, stärker zu sein, als alle die andern; durch die dicken Schatten, welche seine dichtverflochtnen Äste und Zweige rund um die edle Frau verbreiteten, drangen selten nur einzelne

1) Christoph Barthol. Ant. Graf Migazzi zu Wall und Sonnenthurn (1714—1803), der bekannte unerbittliche Gegner der josefinischen Kirchenreformen, seit 1761 Kardinal (s. C. Wolfsgruber, Chr. Ant. Kardinal Migazzi, 1890 gr. 8°). In dem sehr merkwürdigen und äußerst wohlunterrichteten Buch von Frz. Xav. Huber: Beitrag zur Charakteristik und Regierungsgeschichte der Kaiser Joseph II., Leopold II. usw. Paris, S. 93 fällt ein Verwandter Migazzis folgendes Urteil über den Kardinal: „Josef hat gefehlt, daß er alles ohne Zuziehung meines Oheims tat. Hätte er dessen Einwilligung dazu verlangt, so würde mein Oheim noch weiter, als der Kaiser selbst gegangen sein. Es ist nicht Bigotterie, es ist sein beleidigtes Ansehen, was ihn nun bestimmt, dem Kaiser entgegenzuarbeiten; denn im Grunde glaubt mein Oheim so wenig als Spinoza, Bolingbroke, Voltaire und Marquis d'Argens glaubten.

Lichtstrahlen hindurch, und was darunter neben ihm aufzukommen strebte, erstickte oder verkümmerte doch. Es gehörte die ganze Entschlossenheit und durchgreifende Tätigkeit eines Selbstherrschers, wie Josef dazu, diesen Koloß, wenn auch nicht zu fällen, doch so zu schwächen und auszulichten, daß der Boden rund um ihn her wieder frei wurde und mit seiner natürlichen Fruchtbarkeit nährende und erfreuliche Früchte hervorbringen konnte.

Jene hatten schon alle Kräfte anzuwenden, sich nur einer förmlichen, alles ertötenden Inquisition zu erwehren. Die strengste Bücherzensur und ein Schulsystem von strenger Subordination und blindem Mönchsglauben, von Pedanterie und Scharlatanerie zusammengeflochten, mußte sie ersetzen.

Josef, von Kindheit auf sehr lebhaft und tätig, voll Neu- und Wißbegierde, von seltner Festigkeit und Standhaftigkeit, bis zum Eigensinn, sah das alles und sah nichts von alledem, ohne gleich und überall nach dem Warum? zu fragen. An seinem denkenden und beobachtenden Vater fand er stets einen bereitwilligen, treuen Belehrer und weisen Ratgeber, der seine Aufmerksamkeit früh zum Beobachten, zur Selbsterkenntnis und Menschenkenntnis lenkte, in ihm früh den Haß gegen Verschwendung, Prunk und Etikette weckte und sich seiner bald als geschicktes Werkzeug bei der auf Selbstherrschaft eifersüchtigen Gemahlin und Mutter mit Weisheit und Klugheit bediente. Beide wußten von ihr manche Zustimmung zu wichtigen Verbesserungen durch List und Kunst zu erhalten, die auf dem geraden Wege, wenn auch nicht bei der Kaiserin selbst, doch bei ihrer nächsten Umgebung undurchdringlichen Widerstand gefunden haben würden.

Früh bereiste Josef mehrere der Erbländer, immer insgeheim, schnell und überraschend, um sich von ihrem wah-



Viennæ apud Artaria Societ.

C. P. S. C. M.

Josef II.

ren Zustande zu überzeugen, sah überall scharf durch, war gerecht und streng ohne Ansehen der Person — die erste aller Regententugenden — und bewirkte strenge Bestrafung des Unrechts und Verbesserung des Fehlerhaften. Kein Widerstand, keine Machination, die sich zwischen ihm und seiner edlen Mutter drängten, schreckten ihn ab. Kabale, heimlicher und offner Widerstand, ja Druck selbst, bestärkten ihn vielmehr in den gefaßten, guten Vorsätzen und bildeten in ihm die Geschicklichkeit und das Vermögen aus, allem zu begegnen, alles zu bezwingen. So befreite er die Wallachei vom abscheulichsten Satrapendruck; Böhmen von der Hungersnot, die der schändlichste Wucher der höchsten geistlichen und weltlichen Autoritäten mutwillig erzeugt hatten.

Josef bildet mit Hilfe seines treuen Beraters und Gefährten Lacy eine ganz neue Armee durch zweckmäßige Anordnungen, weise, ökonomische Einrichtungen, durch künstliche Lager und sein eignes Beispiel der Mäßigkeit, Abhärtung und Arbeitsamkeit.

Lacy, den durch alle Grade der Armee sein eignes Verdienst und zuletzt die vertrauensvolle Empfehlung des sterbenden Daun[1]) zum höchsten militärischen Range geführt, übt unter dem Schutze seines jungen, eifrigen Kaisers mit großer Weisheit und Strenge seinen Grundsatz aus, die möglichst starke Armee mit den geringsten Kosten zu stellen und zu erhalten; schafft ein neues Militärsystem, ein neues Ökonomiesystem, welches dem Staate viele Millionen erspart und den Zustand des Soldaten verbessert und sichert. Er sucht die alten, dem neuen System widerstrebenden, oder doch unbiegsamen Antagonisten unter den Offizieren

1) Leopold Joseph Maria Graf Daun, Fürst von Thiano (1705 bis 1766), Feldmarschall, der sich besonders im siebenjährigen Kriege auszeichnete, Sieger bei Kollin und Hochkirch (s. Wurzbach, 3. Bd., S. 168 ff.).

von der Armee zu entfernen; indem er ihnen erlaubt, ihre Chargen an jüngere, bildungsfähigere Männer zu verkaufen, erspart er dem Staate eine große Summe an Pensionen und verschafft sich eine große Anzahl williger, junger Freunde seines Systems. Sobald er seinen Zweck erreicht hatte, wurde der dem Mißbrauche so leicht ausgesetzte Kauf und Verkauf der Chargen wieder eingestellt. Er organisierte und vervollkommnete die Artillerie und den Unterricht in der Kriegswissenschaft. Ja er reformierte durch den mächtigen Beistand Josefs den Kriegsrat, machte da die militärischen Stimmen vorgeltend, wo bis dahin die politischen und geistlichen Stimmen immer zur Lähmung aller Operationen vorgewaltet hatten.

So zeigte sich Josef überall als ein kluger, mutiger Regent; selbst in dem kurzen, bayerischen Kriege mit seinem hohen Meister, dem von ihm hochverehrten Friedrich, zeigte er große Klugheit, indem er, der sich wohl bewußt war, kein großer Krieger im Felde zu sein, das offne Feld vermeidet und seinen stark gerüsteten Feind durch feste Lager in Böhmen und Österreich zwingt, seine zahlreiche Armee auf eignem Boden zu nähren, und so einen langen Krieg unmöglich macht.

Sobald Josef die ganze Macht der Regierung in Händen hat, kündigt er Rom und der Klerisei förmlich den Krieg an; weiß überall Kirchenzucht und Religion von römischer Politik und Alfanzerei zu unterscheiden. Er setzt die Bischöfe seines Reichs in ihre alten Rechte ein und macht sie von Rom unabhängig. Er hebt die drückende Abhängigkeit der Ordensprovinziale, Priore und Guardiane von ihren Ordensgeneralen auf und unterwirft sie den Diözesanbischöfen.[1]) Er behält sich als souveräner Landesherr die Verleihung der bischöflichen Benefizien vor

1) Verordnung vom 24. März 1781.

und nimmt die Bischöfe selbst in Eid und Pflicht[1]); entzieht so dem päpstlichen Stuhle Sporteln und Macht und erhält seinen Staaten dadurch wohl an zwanzig Millionen Gulden, die sonst alljährlich nach Rom flossen. Er hebt endlich viele Mönchs- und Nonnenklöster auf, verwandelte viele Klöster in wohltätige Anstalten für die Wissenschaften und die leidende Menschheit, andre in Lustorte fürs Volk.

Da der eiserne Erzbischof sieht, daß er seinem Kaiser alle diese kühnen Schritte nur erschweren, sie nicht mehr verhindern kann, ruft er den Papst[2]) selbst zu Hilfe. Dieser macht, im Vertrauen auf sein Ansehen und sein einnehmendes, kluges Betragen, die in neueren Zeiten unerhörte Reise und erscheint in Wien, findet aber bei der höchsten Ehrerbietung für seine Person und der schmeichelhaftesten Aufnahme, die festeste Entschlossenheit beim Kaiser, in nichts von seinen Plänen abzugehen, den Gegenvorstellungen und Zureden nichts nachzugeben. Der Papst wird mit Ehrenbezeigungen überhäuft; der Kaiser fördert ihn in allen seinen geistlichen Handlungen, durch die er aufs Volk zu wirken strebt, obgleich er zu solchen in der kaiserlichen Residenz gar nicht einmal berechtigt war; der Kaiser läßt ihn indessen seine Hochämter mit allen dazu nötigen Generalproben halten, unterstützt ihn dabei mit allem, was die Pracht der Darstellung erhöhen kann; läßt ihn auch auf dem schönsten, größten Platz von Wien den großen, öffentlichen Segen[3]) mit allen imposanten Zeremonien

1) Verordnung vom 1. Oktober 1781.

2) Pius VI. traf am 22. März 1782 in Wien ein, blieb die Ostern über, um die kirchlichen Festlichkeiten wohl berechnend mit allem Pomp in Wien abhalten zu können, und reiste am 22. April 1782 unverrichteter Dinge wieder ab (s. meinen Artikel: „Wiens denkwürdigste Ostertage" in „Deutsche Zeitung" 1906, 15. April).

3) Dies geschah am Ostersonntag 1782 auf dem „Hof". 60000 Menschen waren zu dieser Feierlichkeit nach Wien gekommen.

dem Volke erteilen; erscheint jedoch bei allen diesen Feierlichkeiten nicht persönlich. So übte er die vollste Gastfreiheit und Achtung gegen seinen hohen Gast, ohne dem Hausherrn etwas zu vergeben.

Der Kaiser ließ sich indes durch die Ankunft des Papstes nicht abhalten, den Bischof von Görz,[1]) der sich gegen kaiserliche Verordnungen in geistlichen Sachen widerspenstig bewiesen, zu gleicher Zeit nach Wien zur Verantwortung zu ziehen und ihn dann mit einem derben Verweise wieder nach Hause zu schicken. Der Papst beobachtete dabei auch als artiger Gast das Dekorum, dem Bischof, als einem ungehorsamen Untertanen seines Kaisers, die Audienz zu versagen, um die er bat. Nichtsdestoweniger aber erließen Se. Heiligkeit aus der kaiserlichen Residenz an den wütenden Pater Merz[2]) ein Belobungsschreiben[3]) für seine

1) Rudolf Joseph Graf Edling (1723—1803), seit 27. Juni 1774 Bischof von Görz. Als auch an ihn die Weisung gelangte, die Toleranzedikte in seinem Sprengel bekanntzugeben, weigerte er sich dessen und wurde am 13. März 1782 nach Wien berufen, um sich über sein Verhalten zu rechtfertigen. E.s Ankunft in Wien traf mit der Ankunft Pius' VI. daselbst zusammen, nachdem sich aber Edling vor der in Pleno versammelten Kommission gestellt und Bescheid gegeben hatte, mußte er unverzüglich abreisen, ohne den heil. Vater in Wien gesehen zu haben. Im Jahre 1783 wurde E. bedeutei, auf seine Stelle zu verzichten, doch erfolgte diese Verzichtleistung erst am 17. Aug. 1784 zu Rom, wo E. auch fortan lebte. Erst 1797 begab er sich nach Lodi wo er auch starb (s. Wurzbach, 3. Bd. S. 429 f.).

2) Alois Merz, Jesuit, geb. 27. Febr. 1727, gest. zu Augsburg 8. Okt. 1792, zelotischer, intoleranter Geistlicher, der in zahlreichen Schriften gegen die Aufklärer zu Felde zog, die ihn natürlich mit gleicher Münze bezahlten (s. Gemälde aus dem aufgeklärten achtzehnten Jahrhundert. Bern u. Lpzg. 1786, 2. T. S. 91 ff.; S. Brunner, Mysterien der Aufklärung S. 194 ff.; Oberdeutsche Allg. Lit.-Ztg. 1792, II, Sp. 750; Nicolai, Beschreibung einer Reise durch Deutschland, 7. Bd. S. 113 ff.).

3) Das Belobungsschreiben ist von Wien, 4. April 1782 datiert; ab-

Streitreden gegen Schriftsteller, die für die Reformation des Kaisers stritten, und forderte ihn auf, in gleichem Eifer darin fortzufahren. Gleichfalls aus der kaiserlichen Residenz erteilten Se. Heiligkeit dem Bischof von Brünn[1]) einen schriftlichen Verweis, daß er zu leicht in die Aufhebung der Klöster eingegangen, und einen gemessenen Unterricht, wie er und die Mönche sich künftig bei dergleichen Aufhebungen zu benehmen hätten, damit die Gewalt überall hervorginge, und die gänzliche Aufhebung möglichst eludiert würde.

Josef leidet es ferner, daß der Papst dem Primas von Ungarn[2]) und dem Bischof von Bamberg[3]) in einem, in seiner kaiserlichen Residenz gehaltenen Konsistorio den Kardinalshut erteilt, und erhält dagegen auch vom Papste in demselben Konsistorio eine große Lobrede für seine große Leutseligkeit, seine besondere Gottesfurcht, seine außerordentlichen Geistesgaben und seinen unbeschreiblichen Fleiß in Geschäften, die Se. Heiligkeit zu bewundern sich gezwungen fühlten.

gedruckt bei E. Breier, Das Buch vom Kaiser Josef, Wien, 2. A., 1. Bd S. 315ff.

1) Mathias Franz Graf Chorinsky, geb. 1. Okt. 1720, gest. zu Gurein 30. Oktob. 1786, erster Bischof von Brünn (s. österr. National-Enzykl. 6. Bd. S. 401; Brünner Ztg.. 1786, Nr. 88, S. 699). Der Briefwechsel zwischen ihm und Pius VI. in: A. F. Bauer, Ausführl. Geschichte der Reise des Papstes Pius VI. von Rom nach Wien usw. 1783, 2. Anhang.

2) Josef Graf von Batthyáni (1727—1799), seit 1776 Fürstprimas von Ungarn, seit 1778 aber schon Kardinal (also nicht erst 1782, wie R. behauptet). Er trat indessen zwischen Papst und Kaiser als eifriger Vermittler auf und war deshalb bei der Anwesenheit des Papstes in Wien (s. Wurzbach, 1. Bd. S. 177).

3) Franz Ludw. Phil. Karl Anton Freih. von und zu Erthal, geb. 16. Sept. 1730, seit 12. April 1779 auch Bischof von Würzburg, gest. zu Würzburg den 14. Februar 1795 (Öttinger, Moniteur).

Nichtsdestoweniger wurden die Bischöfe schwieriger, und viele unter ihnen, und ganz besonders der Erzbischof, machten es sich zur Pflicht, dem wohlwollenden, eifrigen Kaiser jeden Schritt möglichst zu erschweren. Der Erzbischof vermochte auch noch unter den Augen des Kaisers den Gang neuerrichteter Lehranstalten zur Bildung geistlicher Lehrer zu hemmen, dazu vom Kaiser selbst auserwählte und bestellte Vorsteher und Lehrer jahrelang von den ihnen angewiesenen Stellen zurückzuhalten, und wo sie eingerückt waren, sie wieder zu vertreiben, sie gewaltsam aufgreifen zu lassen und nach entfernten Klöstern zum Aufbewahren und zur bessern Unterweisung zu senden, um sie dort der Vergessenheit zu übergeben, wozu die merkwürdige Lebensgeschichte des braven Abbé Blarers[1])

1) Melchior (Balthasar?) Blarer, geb. zu Schmerken in der Schweiz studierte im Helvetischen Kollegium zu Rom, wo Jesuiten seine Lehrer waren und wurde dort zum Priester geweiht. Um 1772 war er nach Wien gekommen, dann wurde er bei der österr. Gesandtschaft in Berlin als Kaplan verwendet, 1778 war er Spiritual des Brünner Seminars. Schon zu Maria Theresias Zeiten wurde gegen seine Freimütigkeit intrigiert, 1781 veranstalteten seine Feinde, darunter Migazzi, eine Untersuchung gegen ihn, aus der er aber glänzend hervorging. Blarer sollte nun Direktor des Priesterhauses in Wien werden, aber Migazzi suchte es zu hintertreiben und fand eine Handhabe dazu, da sich Blarer weigerte, täglich Messe zu lesen. Blarer begründete dies damit, daß mit dem häufigen Messelesen nur Unfug getrieben würde. Die Angelegenheit kam vor den Kaiser, der am 29. Juni 1782 resolvierte, daß Blarer sich dem alten Brauch fügen müsse „wie andere Priester zu öftermalen wenigstens Messe zu lesen" oder daß er das Priesterhaus verlassen sollte. Blarer blieb standhaft und wurde aus dem Priesterhaus entlassen. Der Kaiser ließ ihm hierauf die Stelle eines Schloßkaplans zu Schloßhof anbieten, allein Blarer dankte und verließ Österreich. Seine späteren Schicksale sind unbekannt, er hat sich jedenfalls nach Berlin gewandt, wo er Freunde hatte (s. Seb. Brunner, Die theologische Dienerschaft am Hofe Joseph II., Wien 1868, S. 355 ff.; C. Wolfsgruber,

allein schon sehr sprechende Beweise und Belege liefert.

Konnte Josef so auch nicht in jedem einzelnen Falle den eisernen Widerstand seines grimmigsten Widersachers überwältigen, so ließ er sich dadurch doch gar nicht aufhalten auf seiner Heldenbahn, die größer und dornenvoller war, als die blutigste der Helden, denen der Ruhm so gerne auf die Schlachtfelder nacheilt. Er gibt das Toleranzpatent[1]) für alle Nichtkatholiken, wodurch allen die vollkommenste Freiheit und Ausübung ihrer Religion, allen Religionen völlige Gleichheit und Rechte zu allen bürgerlichen Ämtern und Vorteilen erteilt wird.

Denen in kaiserlichen Staaten häufig angesessenen Juden gibt er nicht nur die bürgerlichen Rechte[2]), er sorgt auch für ihre Erziehung, damit sie deren würdig werden mögen. Er hebt die Leibeigenschaft in allen Erblanden auf und kehrt sich nicht an das einseitige Geschrei, daß der Zustand der Leibeigenen für den gegenwärtigen Augenblick dadurch verschlimmert werde; es soll in seinem Reiche kein Sklave mehr geboren werden, keinem Menschen durch das Joch des Lasttiers der Nacken gesetzlich auf den Boden gedrückt werden. Er reduziert die zahllosen, überflüssigen Staatsbedienten, mit welchen seine wohltätige Mutter, aus übelverstandener, gemißbrauchter Milde, die Dikasterien dermaßen überfüllt hatte, daß selbst die wenigen tätigen Mitglieder derselben, die gewöhnlich am schlech-

Chr. A. Migazzi, 1890, S. 525 ff.; Blarers Verteidigung seiner Verantwortung, warum er seit seiner Anwesenheit in Wien nicht Messe las. Nebst einem Entwurfe zur Instruktion eines Oberaufsehers des Priesterhauses und einer vorausgeschickten Lebensbeschreibung desselben. Wien 1783, 8°). Reichardt lernte Blarer schon 1773 in Prag kennen, als derselbe sich eben zu seiner Reise nach Berlin anschickte (s. Schletterer l. c. S. 138).

1) 13.—25. Oktober 1781.

2) Judenpatente vom Juni und Oktober 1781.

testen bezahlt waren, durch jene in ihrer Tätigkeit gehindert wurden. Er beschränkte die ebenso unmäßige Zahl von Pensionen[1]), die doch meistens nur unverschämten Bettlern und Scheinheiligen zuteil geworden waren. Er sucht auf jede Weise Ordnung in das verworrene Finanzwesen zu bringen und durch die weiseste Ökonomie die möglichste Erleichterung von Abgaben dem Bürger und Landmanne zuzusichern.

Am meisten beschränkt der Kaiser seinen eigenen Aufwand, geht in allem mit gutem Beispiel vor, ist mäßig, einfach, unermüdet arbeitsam, hat selbst überall Aug' und Hand; fordert seine Nation in nachdrücklichen Reden und Schriften zur Erfüllung ihrer Pflichten, zum Patriotismus auf; sorgt für sie mit wahrer, kaiserlicher Großmut und Freigebigkeit; errichtet Krankenhäuser für viele Tausende von der vortrefflichsten Einrichtung; errichtet Schulen für Ärzte, Wundärzte und Viehärzte in allen seinen deutschen und italienischen Erblanden; bereist sie alle öfters mit geringem Aufwande, um überall selbst auf die Befolgung seiner Verordnungen zu halten.

Er verschönert die Hauptstadt, bereichert sie und die täglich wachsenden, unermeßlichen Vorstädte mit schönen Gebäuden, zahllosen Fabriken; befreit die Häuser der Bürger von der Last des kaiserlichen Hofeinlagers, nach welchem bis dahin ein Hauptstock jedes Hauses für den Hof freibleiben mußte; er eröffnet alle Lustschlösser und Promenaden dem ganzen Volke, verschönert sie und richtet sie zum bequemsten Genuß für das Publikum mit Aufwand und Geschmack ein. Alles, was zum Ressort der Polizei gehört, wird vervollkommnet. Er läßt die berühmtesten Künstler kommen, um die öffentliche Schaubühne zu

1) Das josefinische Pensionsregulativ erfolgte im Jahre 1781 mit Dekret vom 31. März.

vervollkommnen, und mit Hilfe des größten Schauspielers und Kunstkenners seiner Zeit, Schröder[1]), gibt er dem Nationalschauspiel eine Vollkommenheit, die solches noch nirgend erreicht hatte. Er formiert eine vortreffliche, italienische Oper, um den Kunstgeschmack und den Gesang im Publikum zu bilden. Jede Kunst, jede Wissenschaft, von deren Wert er sich überzeugen kann, findet an ihm einen Schutzpatron.

Für alle diese Wohltaten läßt er sich geduldig laut und öffentlich tadeln; auch dem zuweilen wohlverdienten Tadel der Übereilung, der gewaltsamen Beschleunigung, der unpäßlichen Nachbildung fremder Neuerungen, setzt er den festen Heldenwillen entgegen, der sich fühlt und auch wohl ahnt, daß dasjenige, was so nicht geschieht, wohl ganz unterbleibt, daß oft zur Erreichung der Hälfte das Ganze gewollt werden muß. Vielleicht fühlte er auch schon in seinem Innern den nagenden Wurm, der früh seine Gesundheit, sein Leben untergrub, und daß er ihm das Begonnene nicht vollenden lassen würde, wenn er nicht eilte. Dann mußte aber mit der ganzen großen, neuen Maschine so weit vorgerückt, durch die noch drohende Wildnis die Bahn so weit vorwärts gebrochen sein, daß den Nachfolgern der mutige Fortschritt leichter wurde, als der mühsame Rückweg. Genug, er fuhr bis ans Ende seines Lebens unermüdet in seinem Bestreben fort und setzte sich mit wahrem Heroenmut über das Urteil der Menge weg, die ihn für hart, geizig, geld- und ehrsüchtig verschrie, weil er nicht die Dukaten und reichen Pfründen und einträg-

1) Friedrich Ludw. Schröder (1744—1816), der berühmte deutsche Schauspieler, von Josef II. 1781 nach Wien berufen, wo er bis 1785 Mitglied des Hoftheaters war, sodann Theaterdirektor in Hamburg (s. Berth. Litzmann, Friedr. L. Schröder, Hbg. u. Lpzg. 1890/94, 2 Tle.).

lichen Ämter und Pensionen unter die Müßiggänger und Bettler aller Stände mit vollen Händen ausstreute. Und als ein unglücklicher Krieg[1]) ihn mitten in seiner großen Laufbahn hinwegrafft, ohne daß er noch Erfolg und Vollendung seines mühsamen Werkes erlebt hat, stirbt er mit männlichem Mut und Vertrauen auf das Werk seines reinen Willens und Strebens einen stillen Heroentod. Sein Arzt Quarin[2]), der die gerade Frage, wie lang er wohl noch leben könne, ebenso gerade mit den dürren Worten: keine vierzehn Tage, beantwortet, erfährt zum Dank für seine vertrauensvolle Offenheit noch zuletzt seine kaiserliche Großmut und Freigebigkeit in der verdienten Standeserhöhung und einem ansehnlichen Geschenk.

Sein Bruder Leopold, der seinen kleinen italienischen Staat weise und väterlich regierte, brachte denselben guten Willen, wenn auch nicht dieselbe hohe Willenskraft und Heldenmütigkeit auf den Thron, mußte aber bald, durch gleichen Tod, dem zu früh Verstorbenen folgen.

Franz der Zweite wandelt in allem, was bei seiner großen Zurückgezogenheit dem Auge des fremden Beobachters erscheint, denselben Weg der Mäßigkeit und Einfachheit.

So kann es nicht fehlen, dieser Staat muß, wenn ihn das Glück nicht verläßt, und Kaiser Franz ebenso treue und weise Gehilfen stets findet, wie Josef sie in seinem Kaunitz, Lacy, Batthyáni, van Swieten, Frank, Sonnenfels und andern würdigen und tätigen Männern

1) Der Krieg gegen die Türken, 1788 begonnen.

2) Josef Freiherr von Quarin (1733—1814), Arzt und medizinischer Fachschriftsteller. Durch seinen Mund empfing Josef II. am 5. Febr. 1790 die Mitteilung, daß es für ihn keine Rettung mehr gebe, und er erhob ihn noch am nämlichen Tage zum Freiherrn. Quarin war später mehrmals Rektor der Wiener Universität (s. Wurzbach, 24. Bd., S. 136 ff.).

fand, in seiner wahren, innern Vervollkommnung immer weiter vorschreiten.

Es ist ein erfreulicher Gedanke, wenn man so zurückdenkt, wie in einem so kurzen Zeitraume, durch einen bessern Aufschwung der wohltätigen Regierung, außer jenen würdigen Männern, eine so große Anzahl trefflicher Geschäftsmänner, Gelehrter und Künstler in diesem Reiche aufgestanden, oder sich doch vollends ausgebildet haben, und wenn auch gleich der allerkleinste Teil von ihnen in Wien oder den österreichischen Staaten geboren worden ist, so haben sie doch da das große Feld ihrer Tätigkeit und freien Ausbildung gefunden. Wer gedenkt nicht noch gerne mit Achtung der Namen der Thugut[1]), Binder[2]), Gebler[3]), Spielmann, Born[4]), Birkenstock, Martini[5]), Jacquin, Ingenhous[6]), Störck[7]), Retzer, Rautenstrauch[8]), Schmidt[9]),

1) Franz Maria Freih. von Thugut (1736—1818), österr. Staatsmann.

2) Friedrich Freih. v. Binder von Kriegelstein (1708—1782), österr. Staatsmann (s. Wurzbach, 1. Bd. S. 399).

3) Tobias Philipp Freih. v. Gebler (1726—1786), Staatsmann und Schriftsteller (s. Wurzbach, 5. Bd. S. 118 ff.).

4) Ignaz Edler von Born (1742—1791), Mineralog (s. Wurzbach, 2. Bd. S. 71 ff.).

5) Karl Anton Freih. von Martini zu Wasserberg (1726—1800), Staatsmann und Rechtsgelehrter (s. Wurzbach, 17. Bd. S. 33 ff.).

6) Jan Ingenhous (1730—1799), Arzt und Physiker, seit 1768 in Wien lebend, später in England (s. Wurzbach, 10. Bd. S. 206 ff.).

7) Anton Freiherr von Störck (1731—1803), k. k. Hofleibarzt und Oberdirektor des Krankenhauses (s. Wurzbach, 39. Bd., S. 117 ff.).

8) Franz Stefan Rautenstrauch (1734—1785), gelehrter Benediktiner, verdient um die Einrichtung theologischer Schulen (s. Wurzbach, 25. Bd., S. 67).

9) Michael Ignaz Schmidt (1736—1794), Historiker, Hofrat, Direk-

Hell[1]), Stoll, Quarin, Wolstein[2],) Eckhel[3]), Gluck, Haydn, Mozart, Salieri, Beethoven, Denis[4]), Mastalier[5]), Blumauer[6]), Collin, Füger, Zauner, Unterberger[7]), Schönberger und viele andre mehr, die sich dem Gedächtnis eben nicht darstellen.

tor des Haus-, Hof- und Staatsarchives zu Wien, der die erste „Geschichte der Deutschen" schrieb (s. Wurzbach, 30. Bd., S. 303 ff.).

1) Maximilian Hell (1720—1792), verdienter Astronom, Universitätsprofessor (s. Wurzbach, 8. Bd., S. 262 ff).

2) Joh. Gottl. Wolstein (1738—1820), berühmter Tierarzt (s. Wurzbach, 58. Bd. S. 616).

3) Joh. Jos. Eckhel (1737—1798), berühmter Numismatiker (s. Wurzbach, 3. Bd. S. 423 ff.).

4) Joh. Nep. Denis (1729—1800), Dichter und Hofrat (s. Wurzbach, 3. Bd., S. 238 ff.).

5) Karl Mastalier (1731—1795), Dichter und Geistlicher (s. Wurzbach, 17. Bd., S. 90 ff.)

6) Joh. Al. Blumauer (1755—1798), Dichter und Zensor (s. Karol. Pichler, Denkwürdigk. hg. v. E. K. Blümml l. c. I, S. 453).

7) Michel Angelo Unterberger (1695—1758), Maler, Direktor der Wiener Akademie (s. A. Seubert, Allg. Künstl.-Lexik. l. c. 3. Bd. S. 466 f.).



Friedrich v. Schlegel
Stich von J. A. (?) nach Augusta v. Buttlar

Neununddreißigster Brief

Wien.

Friedrich Schlegel verläßt nun auch Wien im Gefolge des Grafen Stadion, Generalintendanten der Armee, ohne seinen Vorsatz, Vorlesungen über die Geschichte des Mittelalters zu halten[1]), ausgeführt zu haben. Eine Menge Bedenklichkeiten und Formalitäten, bei der wirklichen Ausfertigung der ihm zugesagten Erlaubnis, hat den Winter, den er schon dazu bestimmt hatte, vorübergehen lassen, und das Frühjahr, von welchem viele noch für jenen Verlust Ersatz hofften, reißt den ruhigen Forscher nun gar aus seiner literarischen Existenz ins wilde Kriegsgetümmel. Alle die seinen feinen, kritischen Sinn, seinen freien und tiefen Blick kennen, versprachen sich viel von seinen Vorlesungen; andre ahnten schon alles Gute und Erfreuliche aus der Geistesähnlichkeit mit seinem Bruder August Wilhelm[2]), der im vorigen Frühjahr hier, vor einem glänzen-

1) Den Polizeiakt über diese erstgeplanten Vorlesungen s. Anhang I. Schlegel hielt erst im Jahr 1812 in Wien Vorlesungen über die „Geschichte der alten und neuen Literatur" (s. Karol. Pichler, Denkwürdigkeiten, hg. v. E. K. Blümml l. c. I, S. 622).

2) August Wilhelm von Schlegel (1767—1845), Dichter und Gelehrter, war mit Frau von Staël 1808 nach Wien gekommen und hielt im Saale des Hoftraiteurs Jann 15 Vorlesungen über Dramaturgie, die in drei Bänden in Heidelberg von 1809—1811 als „Über dramatische Kunst und Literatur, Vorlesungen" im Druck erschienen (s. darüber ausführlich: Karol. Pichler, Denkwürdigkeiten hg. v. E. K. Blümml l. c. I, 587 f.). Kaiser Franz hatte Schlegel zuerst schroff abgewiesen mit den Worten: „Dem Schlegel ist auf keinen Fall die Erlaubnis zur Abhaltung der besagten Vorlesungen zu erteilen", erst als Jos. Freih. v. Somerau auf die katholische Gesinnung Schlegels hinwies und betonte, daß dieser sowie die Staël eine gewisse Celebrität unter den Gelehrten hätten und die Bewilligung zum Gedeihen der guten Meinung unter den auswärtigen

den Kreise von beinahe dreihundert Zuhörern und Zuhörerinnen mit großem Beifall Vorlesungen über die dramatische Kunst und Literatur hielt, zu welchen der Kaiser selbst ihm ausnahmsweise die Erlaubnis mit eigner Hand erteilte, und in denen feine und lebhafte Beifallsbezeigungen dem beredten Vorleser fühlen ließen, daß er Menschen von Geschmack und Gefühl vor sich hatte. Männer, welche die bedeutendsten Stellen am Hofe, im Staat und in der Armee bekleiden, verdienstvolle Gelehrte und Künstler, Frauen von der gewähltesten, geselligen Bildung hörten ihn mit ausdauernder Aufmerksamkeit. Schlegel fand hier auch die Regsamkeit besserer Zeiten mit jener liebenswürdigen Regsamkeit des Südens vereinigt, welche oft dem deutschen Ernste versagt ist und lebhaften Geschmack an geistiger Unterhaltung allgemein verbreitet. Auch an ihm bewiesen die Bewohner Wiens die alte, löbliche Sitte, nachteilige Schilderungen, welche manche

Gelehrten beitragen würde, gab Franz die Erlaubnis für einen Kurs von beiläufig 15 Vorlesungen, wobei jedesmal ein Polizeikommissär anwesend sein mußte (s. Karl Wagner, Die Wiener Zeitungen und Zeitschriften der Jahre 1808 und 1809, Wien 1914, S. 7). Auch die „Briefe des Eipeldauers" (s. die Ausgabe innerhalb der „Denkwürdigkeiten aus Altösterreich XVIII, II, S. 286f., 299) berühren diese Vorlesungen ausführlich, unter anderem: „Schaun S', hat er zu mir gsagt, die schön Vorlesungen hätten solln in Universitätssaal ghalten werden, da sind s' aber in Jahnischen Saal verlegt worden, wo wir in Fasching so lustige Piknik ghabt habn. In den Vorlesungen also wird unsern Dichtern der griechische Weg zeigt, den s' gehn müssen, wenn s' wahre Theaterpoeten werden wolln ..." Weiter macht sich der „Eipeldauer" über Schlegels bekannten Vergleich des Stephansturmes mit Shakespeare lustig und Josef Richter kann den alten Aufklärer nicht verleugnen, wenn er malitiös bemerkt: „der fremde Professor sagt in sein Vorlesungen auch recht viel Fromms und Andächtigs, und da ist mir öfters der andächtige Einsiedler in der Genofefa von Brabant eingfallen."

Schriftsteller des nördlichen Deutschlands von dieser Hauptstadt entworfen, durch die wohlwollendste Aufnahme der eben aus jenen Gegenden herkommenden Gelehrten und Künstler, und durch uneigennützige Wärme für den Ruhm unserer Literatur zu widerlegen, eine Wärme, die selbst durch eine gerechte Empfindlichkeit nicht hat gedämpft werden können.

So spricht Schlegel selbst in der Vorrede zu jenen, soeben im Druck erschienenen Vorlesungen[1]), von denen Dir einen flüchtigen Überblick zu geben mir ein so angenehmeres Geschäft sein soll, da er mich durch ein erfreuliches Begegnen in meiner eignen Ansicht so oft bestärkt und fördert. Indem er mit der Fackel der Kritik die Geschichte der dramatischen Kunst beleuchtet, erhellt er so manche noch dunkle Partie der alten Kunst und stellt alles Bekannte und Wissenswerte, welches der lehrbegierige Kunstfreund bisher aus hundert verworrenen und einseitigen Schriften zusammensuchen und mühsam ordnen mußte, in seinem wohlgeordneten, klaren und reichhaltigen Vortrag so befriedigend auf, daß dem Kenner selbst nur selten Zweifel über die abgehandelten Gegenstände bleiben können. Hier nur die Hauptresultate seiner ausführlich vorgetragenen Untersuchung:

Ein echter Kenner kann man nicht sein, ohne Universalität des Geistes.

Es gibt kein Monopol der Poesie für gewisse Zeitalter und Völker. Innere Vortrefflichkeit entscheidet allein.

Auf die Wurzel unsers Daseins muß alles zurückgeführt werden.

Vor beinahe vierundeinhalb hundert Jahren wurde das Studium der alten Literatur durch die Verbreitung der griechischen Sprache neubelebt; klassische Autoren wurden

1) S. II, S. 173, Anm. 2.

durch den Druck allgemein zugänglich gemacht; Denkmäler alter Kunst fleißig ausgegraben.

Die Gelehrten trieben bald mit dem Studium der Alten ertötenden Mißbrauch, schrieben den Alten unbedingtes Ansehen zu und heiligten die Nachahmung als gesetzlich.

Die italienischen Dichter und Künstler machten es anders. Dante und Ariost verehrten und studierten die Alten, ohne sie nachzuahmen. Michelangelo und Rafael machten es ebenso mit den Antiken. Der gelehrte Winckelmann[1]) konnte darüber noch ungerecht gegen Rafael sein. Gelehrte und Volk blieben daher auch in ihrem Urteil über die neueren Dichter Antipoden. Tasso und Camões[2]) waren ihrem Volke mehr, als den Gelehrten.

Bloße Nachahmung ist in den schönen Künsten immer fruchtlos.

Das Genie ist die bis auf einen gewissen Grad bewußte Wahl des Vortrefflichen, also Geschmack in seiner höchsten Wirksamkeit.

Einige Denker, besonders unter den Deutschen, versuchten das Mißverständnis zwischen dem Alten und Neuen zu schlichten. Die menschliche Natur ist in ihren Grundlagen einfach; aber jede Grundkraft kann sich spalten und in entgegengesetzter Richtung auseinandergehen.

Das ganze Spiel lebendiger Bewegung beruht auf Einstimmung und Gegensatz. So kam man auf den Namen, romantisch, für den eigentümlichen Geist der modernen Kunst, in Gegensatz mit der antiken und klassischen.

Einzelne treffende, aber doch einseitige Bemerkungen

1) Joh. Joach. Winckelmann (1718—1768), der berühmte Archäolog und Kunsthistoriker.

2) Luis de Camões (1517—1579), portugiesischer Dichter.

von Rousseau und Hemsterhuis[1]) führen auf den richtigen Satz, der Geist der gesamten antiken Kunst und Poesie ist plastisch, so wie der modernen pittoresk.

Die sogenannte gotische Bauart des Mittelalters steht nicht der griechischen Architektur als geschmacklos, düster, barbarisch entgegen; sie macht ebensowohl ein vollständiges, in sich geschlossenes System aus, wie die griechische. Das Pantheon ist nicht verschiedener von der Westmünsterabtei oder der St. Stephanskirche in Wien, als der Bau einer Tragödie des Sophokles von dem eines Schauspiels von Shakespeare.

Das freie Schweben über abweichende Ansichten mit Verleugnung persönlicher Neigungen macht den Kunstkenner.

Die Bildung der Griechen war vollendete Naturerziehung. Ihre gesamte Kunst und Poesie ist der Ausdruck von Bewußtsein der Harmonie aller Kräfte. Bei ihnen wurden aus Götzen Ideale. Ihre Bildung war geläuterte, veredelte Sinnlichkeit.

Die Bildung Europas ist durch das Christentum und durch die germanische Stammesart der nordischen Eroberer entschieden worden. Aus ihrem Heldenmut und der christlichen Gesinnung entstand das Rittertum. Zu der ritterlichen Tugend gesellte sich ein neuer, sittsamerer Geist der Liebe, als einer begeisterten Huldigung für echte Weiblichkeit.

Rittertum, Liebe und Ehre sind nebst der Religion selbst die Gegenstände der Naturpoesie.

Die Anschauung des Unendlichen hat das Endliche vernichtet; das Leben ist zur Schattenwelt und zur Nacht geworden, und erst jenseits geht der ewige Tag des wesent-

1) François Hemsterhuis (1720—1791), französ. philosophischer Schriftsteller.

lichen Daseins auf. Daher der Grundton ihrer Lieder Schwermut.

Die Poesie der Alten war die des Besitzes, die unsrige ist die der Sehnsucht. Jene steht fest auf dem festen Boden der Gegenwart, diese wiegt sich zwischen Erinnerung und Ahnung.

Das griechische Ideal der Menschheit war vollkommne Eintracht und Ebenmaß aller Kräfte, natürliche Harmonie.

Das Streben der neuen Poesie ist, die geistige und sinnliche Welt miteinander auszusöhnen und zu verschmelzen.

Mit dieser Gegeneinanderstellung und genauen Charakterisierung der alten und neuen Kunst hat Schlegel mir besonders wohlgetan: er gibt mir damit neue befestigende Grundsteine zu meinem längsterwogenen und zum Teil bearbeiteten System von der Entstehung und Natur der neuen Musik, deren Ursprung und Wesen ganz geistig, religiös und romantisch ist. Worin denn auch der Grund liegt, daß die Alten sie nicht haben, ja gar nicht darauf kommen konnten. Wenn ich mir für irgend etwas ganz Ruhe und Muße wünsche, so ist es für die gründliche Ausarbeitung dieses Systems.

Schlegel teilt nun die dramatische Kunst und Literatur, als seinen eigentlichen Gegenstand, in die antike und romantische.

Die griechischen Dramatiker sind die wichtigen; die Römer waren nur ihre Übersetzer und Nachahmer.

Italiener und Franzosen haben sich im Bestreben, die alte Bühne wieder herzustellen, am tätigsten gezeigt.

Das romantische Schauspiel ist nur bei den Engländern und Spaniern einheimisch gewesen, seit Shakespeare und Lope de Vega.[1]) Die deutsche Bühne ist die jüngste von allen.

1) Felix Lope de Vega Carpio (1562–1635), spanischer Dramatiker.

Die Geschichte der Entwicklung der Kunst läßt sich in der Charakteristik einiger schöpferischer Geister darstellen.

Ein dramatisches Werk kann betrachtet werden als poetisch und als theatralisch. Zum poetischen Gehalt ist erforderlich, daß es Ideen, das heißt, notwendig und ewig wahre Gedanken und Gefühle, die über das irdische Dasein hinausgehen und sich abspiegeln, bildlich zur Anschauung bringe; — zur Darstellung auf der Bühne, auf eine versammelte Menge zu wirken, ihre Aufmerksamkeit zu spannen, ihre Teilnahme zu erregen.

Die dramatische Poesie zerfällt in die tragische und komische. Der dramatische Dichter stellt uns äußerliche Vorfälle als wirklich und gegenwärtig dar.

Das Tragische und Komische verhalten sich zueinander wie Ernst und Scherz. Der Ernst gehört mehr der sittlichen Seite der menschlichen Natur, der Scherz der sinnlichen an.

Die tragische Stimmung liegt in unsrer Natur, und wenn die Betrachtung des Möglichen als lebendige Wirklichkeit aus dem Geiste heraustritt, wenn jene Stimmung die auffallendsten Beweise von gewaltsamen Umwälzungen menschlicher Schicksale, vom Unterliegen des Willens dabei oder bewiesener Seelenstärke, in der Darstellung durchdringt und beseelt: dann entsteht tragische Poesie.

So wie der Ernst, auf den höchsten Grad gesteigert, das Wesen der tragischen Darstellungsart ist, so der Scherz der komischen.

Die älteste Komödie der Griechen war durchaus scherzhaft und bildete den vollkommensten Gegensatz mit ihrer Tragödie. Bei den Griechen herrscht das Gesetz: strenge Sonderung des Ungleichartigen und dann wieder Verknüpfung des Gleichartigen und Erhebung desselben durch

innere Vervollständigung zur selbständigen, harmonischen Einheit.

Das beste Hilfsmittel, um ohne Kenntnis der Sprache in den Geist der Griechen einzudringen, ist das Studium der Antike. Der beste Schlüssel zu diesem Heiligtum des Schönen ist Winckelmanns Geschichte der Kunst.

Vor der Gruppe der Niobe und des Laokoon lernen wir eigentlich die Tragödien des Sophokles verstehen. Die antiken Statuen bedürfen keines Kommentars, sie sprechen für sich.

Dies ist der Hauptinhalt der beiden ersten Vorlesungen, die sich besonders mit der Erörterung der Grundbegriffe beschäftigen, aber auch sehr reich an einzelnen fruchtbaren Bemerkungen, an tiefen Beobachtungen und Urteilen, und an ebenso erleuchtenden und ergötzenden Blitzen des Witzes sind. Der Vortrag ist durchaus lebhaft und eindringend.

In den folgenden Vorlesungen lernen wir das Theater der Alten äußerlich und innerlich kennen: den Bau und die Einrichtung der Schaubühne bei den Griechen; ihre Schauspielkunst, den Gebrauch der Masken und alles, was zur genauen Kenntnis des wichtigen Gegenstandes gehört. Mit Geist und Geschmack handelt der Gelehrte, geschmackvolle Redner dann vom wahren Wesen der griechischen Tragödie, von der Idee des Schicksals und der Bedeutung des Chors; von der Mythologie als Stoff der griechischen Tragödie; von den verschiedenen Stilen; von Äschylus, Sophokles und Euripides, ihrem Leben und ihren Werken; vom satyrischen Drama und der alten Komödie und von der Parodie. Von Aristophanes und seinen Werken; von der neuen Komödie oder dem Lustspiel.

So weit geht der erste Band, der sieben sehr reichhaltige und beredte Vorlesungen enthält. In den folgenden wird

das römische, italienische und französische Theater mit gleicher Gründlichkeit und Freiheit der Ansicht und des Urteils abgehandelt. Manchem, in der Vorliebe für die moderne Kunst Befangenen gewiß oft zum großen Ärger, aber darum nicht weniger wahr und treffend.

Wen wird nun nicht nach gleicher Behandlung der romantischen Kunst und Literatur des englischen, spanischen und deutschen Theaters verlangen! In den mündlichen Vorträgen hat dieser letzte Teil wohl die größte Sensation gemacht; der Redner fand dafür in seinen Zuhörern ein tiefgewurzeltes Vertrauen und die lebendigere Empfänglichkeit geweckt, durch seine früheren kritischen Schriften und seine meisterhaften Übersetzungen aus dem englischen und spanischen, denen schwerlich je Übertragungen der Alten in unsere Sprache gleichkommen werden.

Es ward in Wien sehr bedauert, daß es der Frau von Staël[1], in deren Gesellschaft Schlegel Wien besuchte, weniger hier gefiel, als ihrem freisinnigen Begleiter, und dadurch auch sein Aufenthalt abgekürzt wurde. Schlegel hätte sich hier einen wirkungsreichen Kreis schaffen und nach und nach bilden können. Er hätte neben seinen fortgesetzten Vorlesungen die Herausgabe einer solchen Zeitschrift wie Prometheus übernehmen müssen. Lebend zugleich in der großen und gebildeten Welt, hätte er durch seine Persönlichkeit wie durch seinen Geist auf jede Weise äußerst vorteilhaft auf Gesinnung und Geschmack wirken können. Auch für sich selbst wird er schwerlich irgendwo einen reichern und erfreulichern Lebens- und Wirkungskreis finden.

1) Anna Louise Germaine Baronin von Staël-Holstein (1766 bis 1817) kam 1808 mit Aug. W. Schlegel nach Wien, über ihren Aufenthalt daselbst vgl. „Denkwürdigkeiten aus Altösterreich I, II, V, VI, VII, VIII s. Reg."

Vierzigster Brief

Prag, den 10. April 1809.

Ich habe mit meinem angenehmen, lustigen Frankfurter Reisegefährten den Weg hieher nehmen müssen, als den einzigen offnen und noch ganz frei zu passierenden. Wir haben indes ziemlich viel Militär begegnet, in Kontermärschen begriffen, da ein großer Teil der in Böhmen versammelten Armee wieder zurück nach Oberösterreich marschiert. Vollkommnen Winter haben wir auf unserm Wege von Wien her gehabt, Frost und Schnee; dafür aber desto bessern Weg, wenngleich hie und da die Chaussee ziemlich ausgefahren war, und noch bessere Expeditionen und Postillone. Da die Nacht indessen nirgend fördert, sind wir dennoch zwei Nächte durchgefahren auf die zweiundvierzig Meilen.

Hier sind wir im roten Hause recht gut und finden an einer ziemlich starkbesetzten Table d'hôte auch gute Unterhaltung, die zu meinem besondern Vergnügen mehrere gediente, kaiserliche Offiziere in sich schließt. In keiner andern Gesellschaft wird mir's so leicht wohl und behaglich. Der männliche Charakter, die Sicherheit und Ruhe, die aus einer in Gefahren und Beschwerlichkeiten verlebten Jugend am öftesten hervorgehen, der ungezwungene freie Ton, den das militärische Point d'Honneur doch gerne auf der rechten Linie des Anständigen hält, macht mir die Gesellschaft des Militärs besonders lieb. Gesellt sich zu solchem Charakter noch höhere, feinere Bildung, so zieh' ich ihn für die Gesellschaft fast allen andern vor. Denn alsdann genieß' ich nicht nur der Sicherheit, auf keine rohe, das feine Gefühl beleidigende Art berührt zu werden; ich habe auch noch das Vergnügen, mich ohne Pedanterie und Ängstlichkeit über die Welt und die Men=

schen unterhalten zu können. Hier wurde mir dieses Vergnügen in nicht gewöhnlichem Grade an der erwünschten Tischnachbarschaft des Obersten R** und des Hauptmanns R**. Diesen letzten lernte ich schon in Wien an der Tafel des Fürsten Lobkowitz kennen und hatte oft Gelegenheit, mich seines patriotischen Eifers für die Organisierung der Landwehr, zu der er gehörte, zu erfreuen. Hier finde ich ihn im Generalstabe Tag und Nacht beschäftigt. Dies scheint der Fall mit allen Angestellten hier zu sein, mit dem Oberburggraf, Graf von Wallis[1]), und dem Stadthauptmann Grafen von Kolowrat[2]), zu denen mich mein Paß und Reisegeschäft führte, die mir aber, bei aller Artigkeit des Empfanges, versicherten, sie könnten uns in den nächsten Tagen keinen Paß zur Fortsetzung unserer Reise nach Dresden geben; die Truppen setzten sich eben in Bewegung und die kommandierenden Offiziere selbst würden uns nicht

1) Josef Graf Wallis (1767—1818), österr. Staatsmann, seit 1798 Hofrat bei der vereinigten Hofkanzlei, seit 1805 Gouverneur von Mähren und Schlesien, im selben Jahre zum Oberstburggrafen von Böhmen ernannt, zeichnete sich als solcher sofort bei der Invasion der Franzosen namhaft aus, sowie 1809 bei der Errichtung der Landwehr. 1810 wurde er zum Präsidenten der Hofkammer ernannt und unter ihm brach der berüchtigte österreichische Staatsbankerott aus, wofür ihn die Öffentlichkeit mit Schmähungen überhäufte. 1813 ward Wallis zum Staats- und Konferenzrat ernannt und 1817 zum Präsidenten der obersten Justizstelle, in welcher Stellung er starb (s. Wurzbach, 52. Bd. S. 265fff.).

2) Franz Anton Graf Kolowrat-Liebsteinsky (1778—1861) trat 1799 in den Staatsdienst, avancierte in rascher Folge und wurde 1810 Oberstburggraf. Als solcher erwarb er sich um Böhmen große Verdienste und erhielt 1813 dafür das goldene Vließ. 1825 kam er als Staats- und Konferenzminister nach Wien. Im März 1848 Ministerpräsident geworden, trat er bereits im April zurück und lebte nur als Freund der Künste und Wissenschaften (s. Wurzbach, 12. Bd. S. 392ff.).

durchlassen, wenn sie uns auch mit Pässen versehen wollten. Selbst die Kaufleute aus Wien und andern österreichischen Provinzen, die so sehr nach der Leipziger Messe verlangen, müssen sich das Warten gefallen lassen. Ebenso wird auch den Prager Kaufleuten selbst der Paß nach Leipzig untersagt.

Ich kann mir diesen Aufenthalt schon eher gefallen lassen, da ich in Prag recht gerne etwas verweile und auch an einigen Künstlern, die ich bei der Hinreise verfehlte, recht angenehme Bekanntschaften mache, oder alte erfreulich erneuere. So hat mich samt meinem Reisegefährten der sehr brave Direktor des ständischen Theaters, Herr Liebich, mit sehr vieler Freundlichkeit und Gastfreiheit aufgenommen, und ebenso unser ehemaliger braver Schauspieler Czechtitzki[1]), der hier in einer sehr anständigen und feinen, bürgerlichen Einrichtung angenehm lebt und eine

1) Karl Czechtizki, berühmter Schauspieler, geboren in Trautenau 1759, betrat in Linz zum erstenmal die Bühne, wo er in dem von ihm geschriebenen „Graf Treuberg" debütierte. Nach zweijährigem Aufenthalt in Linz wandte er sich nach Augsburg und von dort nach Berlin 1782. Es duldete ihn jedoch nirgends lange. Über Petersburg, Königsberg und Hamburg kehrte er 1787 noch einmal an das Berliner Nationaltheater zurück, wo er nun bis 1795 blieb. Dies war sein letztes festes Engagement und er zog es nun vor, in Badeörtern, auf Messen und während der Jahrmärkte zu gastieren. Sein letztes erwähnenswertes Gastspiel absolvierte Cz. 1808 in Prag, worauf er sich zurückzog und infolge seiner allzu genialen Lebensführung an Leib und Seele krank am 14. Juli 1813 in Prag starb (s. Eisenberg l. c. S. 171). Über seinen abenteuerlichen Charakter berichtet ausführlich K. A. Varnhagen von Ense (Denkwürdigkeiten, Lpzg. 1843, 2. A. 4. Bd. 1. T. S. 129 ff.). Ganz besonders war er dem Spiel ergeben, als Billardspieler unübertrefflich, gewann er hohe Wetten, verstand es aber auch wieder das Geld los zu werden. Einst besaß er die volle Summe von hunderttausend Friedrichsd'or, eine halbe Million Taler in wirklichen Goldstücken. Er hatte oftmals den Ausdruck gehört: „Sich im Gold wälzen"; er dachte, das müsse eine be-

Nach dem Leben gemalt und in Kupfer gebracht von F. B: v. Lutgendorf

J: C: LIEBICH.

Schauspieler, Unternehmer und Director

des Königl: Ständischen Theaters zu Prag.



geboren im August 1773. gestorben im December 1816.

sehr liebe, auf die angenehmste Weise musikalische Frau[1]) hat. Sie ist eine Schülerin der braven Sängerin und Singelehrerin Podleska[2]), der jüngeren der beiden guten Schwestern, welche der brave Hiller[3]) für den ehemaligen Herzog

sondere Wollust sein, und beschloß, die bildliche Redensart buchstäblich wahr zu machen. Er belegte den Fußboden eines großen Zimmers in seiner prächtigen Wohnung mit seinem Schatz, zog sich nackt aus und wälzte sich auf dem harten Gepräge hin und her. Mit allen Triebwerken des Sinnlichen und Gemeinen zusammengesetzt bot er, da er nur gemeine Mittel für eine gewisse Großartigkeit aufzubieten hatte, eine der seltsamsten und barocksten Gestalten der deutschen Schauspielerwelt.

1) Therese, geb. Rosenberg, geb. in Linz 1757, in erster Ehe mit dem Schauspieler J. C. Kaffka, in zweiter mit dem Schauspieler C. H. Friebach vermählt und nach dem Tod Cz.s. mit dem Schauspieler Ferd. Polawsky.

2) Thekla Podleska, vermählte Batka, Sängerin, geb. zu Beraun 1765, kam um 1776 nebst ihren drei Schwestern Barbara, Josefa und Marianna nach Leipzig, um daselbst Unterstützung zu suchen. Hiller nahm sich ihrer an und bildete sie zur Sängerinnen aus. Thekla widmete sich der Bühne und sang 1782 schon in Leipzig mit großem Beifall. Im nächsten Jahre folgte sie einem Rufe des Herzogs von Kurland nach Mietau, von wo sie sich nach dreijährigem Aufenthalt nach Wien begab, wo sie vom 1. Nov. 1786 bis 31. Aug. 1787 am Hoftheater wirkte, und nun kehrte sie nach Kurland zurück, wo sie sich auch mit einem Musiker Batka vermählte. In der Folge begab sie sich nach Prag, soll dort ihren bleibenden Aufenthalt genommen, in Dilettantenvorstellungen noch gewirkt haben und um 1822 gestorben sein (s. Wurzbach, 23. Bd. S. 4 f.). Nach Ktlg. d. Portr.-Slg. d. Generalintend. l. c. S. 344 wäre sie am 28. Aug. 1852 zu Mietau gestorben. In Mietau waren noch ihre Schwestern Barbara, Josefa und Marianne (s. Wurzbach, 23. Bd. S. 5). Über Thekla vgl. noch Musik. Almanach, Lpzg. 1782, S. 90; 1783, S. 73.

3) Joh. Adam Hiller (1728—1804), berühmter Komponist, wurde Kapellmeister des Herzogs von Kurland und war von 1789—1800 Kantor an der Thomasschule zu Leipzig, wo er auch starb.

von Kurland[1]) bildete und nach Kurland führte. Seit mehreren Jahren lebt sie hier als Singelehrerin geachtet.

Das Theater verspricht mir hier auch manchen unterhaltenden Abend. Bis jetzt konnt ichs noch nicht genießen, da mich die Nachricht von der Nähe des Fürsten Lobkowitz gleich den Tag nach meiner Ankunft nach seinem Schlosse Rakonitz, fünf Meilen von hier, hinzog. Ich hatte wirklich das Vergnügen, dem edeln, liebenswürdigen Fürsten Nachrichten, die ich ihm von seiner vortrefflichen Familie aus Wien brachte, selbst zu überliefern und mit ihm ein paar Tage auf die ihm so eigne gastfreie, erfreuliche Art zu sein. Ich fand ihn im schönsten Eifer mitten unter Offizieren, mit denen er sein neuerrichtetes Jägerkorps organisierte und noch erweiterte. Wie sehr ihm diese patriotische Beschäftigung wirklich am Herzen lag, konnte man schon daran erkennen, daß der Fürst, der sonst Tag und Nacht in Musik lebt, hier ganz ohne Musik, ohne Instrument und Noten lebte. Weigls angenehme Melodien zu Collins patriotischen Kriegs- und Siegesliedern war das einzige Musikalische, das hier vorkam.

Das große, ansehnliche Schloß hat übrigens auch eine starke, bändereiche Familienbibliothek, die wohl zu einer nähern Bekanntschaft einlud, als ich in dem kurzen und kalten Aufenthalte machen konnte. Auch hier dauert das recht kalte Winterwetter noch immer fort und ist um so auffallender spät, da man sich in Böhmen gewöhnlich eines früheren Frühlings als in Wien und überhaupt eines sehr milden Klimas zu erfreuen hat.

Schon Riesbeck rühmt das hiesige Klima ganz enthusiastisch; er sagt: „Böhmen ist ein gesegnetes Land und hat ein herrliches Klima. — Zu Rom hat man wohl keinen

1) Peter, Herzog von Kurland (1724—1800), bekannt als Musikmäzen.

schönern Frühling, als der jetzige hier ist. Überhaupt sollen hier die Frühlinge und Sommer äußerst angenehm sein, so wie die Herbste zu Wien, wo man aber selten einen ordentlichen Frühling hat, und der rauhe Winter gemeiniglich mit dem heißen Sommer unmittelbar zusammengrenzt. Hier bleibt die Witterung immer in einem gewissen Gleichgewicht und ist den schnellen und gewaltsamen Veränderungen nicht unterworfen, die der Gesundheit so nachteilig sind. Die Kälte des Winters ist hier ebenso selten, wie die Hitze des Sommers, außerordentlich heftig; die Luft ist trocken, rein und gemäßigt." Dieses Urteil stimmt ganz mit meinen früheren Erfahrungen überein, die ich selbst während des Frühlings, Sommers und Herbstes im Jahr 1773 hier und im ganzen Königreich Böhmen machte.

So fand auch Küttner[1]) in der letzten Hälfte des Oktobers im Jahr 1798 auf seiner Reise von Prag nach Wien ein ununterbrochen schönes Wetter und die reinste Luft, die er sich nur denken konnte. Die Sonne, selbst bei ziemlich starken Nachtfrösten, ist am Tage doch überaus kraftvoll oder wärmend.

Eine unglaublich starke Obstkultur habe ich auf der kleinen Reise ins Land wieder angetroffen und dennoch versichert man, daß das kaum in Betrachtung käme gegen andere Gegenden dieses gesegneten Landes. Man nennt Geistliche und andre kleine Landeigentümer und Beamte, die zwanzig- bis dreißigtausend gute und edle, tragbare Obstbäume besitzen und Fürsten, die auf ihren Herrschaften fünfzehn- bis zwanzigtausend Gulden jährliche Pacht für Obst einnehmen. Es stimmt hier freilich alles in hohem Grade dazu. Die Lage des Landes, denn ganz Böhmen

1) Karl Glo. Küttner (gest. 14. Febr. 1805) in seiner „Reise durch Deutschland, Dänemark, Schweden, Norwegen und einen Teil von Italien in den Jahren 1797—1799. Lpzg. 1801. 4 Tle. 8°".

ist eigentlich ein weites, rundum von Gebirgen eingeschlossenes Tal, der köstliche, lang kultivierte Boden und die alte Verbindung mit südlicheren Ländern, welche die Vermehrung und Veredlung der Obstarten so sehr begünstigt. Der Flachs- und Hopfenbau ist hier auch sehr beträchtlich, und Leinengarn und Leinewand ein bekannter großer Handelsartikel, der aber bei der jetzigen allgemeinen Sperrung des Handels gewaltig leidet und die Einwohner des Gebirges, die sich damit, sowie mit der Glasfabrikation ganz besonders beschäftigen, in große Not und Mangel bringt. Die Armut scheint auf dem Lande sehr groß zu sein; die allgemeine Bettelei ist sehr lästig und im traurigen Kontrast mit der großen, österreichischen Wohlhabenheit. Auch der Bauer, der nicht bettelt, hat fast überall ein gedrücktes, kümmerliches Aussehen; sein Anzug ist meistens ärmlich und zerlumpt. Dazu kommt bei den Männern das lange, dunkle Haar, welches sie gewöhnlich über den Hals und die Schulter lose, unzusammengebunden hängen lassen; bei den Weibern die fatalen Kopftücher und die schmutzigen Schafspelze bei beiden.

Die Leibeigenschaft der böhmischen Bauern ist zwar durch Josef aufgehoben, und die Fronen und andre Dienste durch Urbarien bestimmt. Es scheint dem untertänigen Bauer in den achtundzwanzig Jahren, die seit der Aufhebung der Leibeigenschaft verflossen sind, eben noch nicht sehr gefrommt zu haben; wenigstens verrät es das Äußere nicht, das freilich leicht trügen kann, besonders für einen Reisenden, der der Landessprache nicht kundig ist: denn im flachen Lande hier ist alles stockböhmisch, und bei einer Nation, in der Verschlossenheit und Widerwillen gegen Fremde zu jeder Zeit als ein charakteristischer Zug angemerkt wurde.

Das Vieh hat fast überall ein besseres Ansehen als das

Volk auf dem Lande, besonders gilt dies von Pferden, deren Zucht durch häufige kaiserliche und herrschaftliche Stutereien, von denen auch der Landmann leicht vorteilen kann, immer mehr veredelt und verbessert wird.

Es tut mir sehr leid, daß die Jahreszeit noch nicht zu einer Seitenreise nach Teplitz und Karlsbad günstig genug ist, um die schönen, romantischen Gegenden, aus denen mir noch so viele liebliche, reiche Bilder vorschweben, wieder genießen zu können; der schönen Ufer der Moldau und des Egerflusses entlang, durch die fruchtreichsten Gefilde im schneidendsten Kontraste mit waldbewachsenen Felsenmassen und langen Gebirgsketten, die jene umschließen; die romantische Lage der Bäder selbst. Ich würde dann auch den Hauptsitz des Fürsten Lobkowitz, Eisenberg, und das gerühmte Schönhof, die Herrschaft des Grafen Czernin und dessen schöne Anlagen kennen lernen können. Das ist aber alles noch im Wintergewande, ohne Reiz und Zier. Wer weiß, ob man uns auch in der jetzigen unruhigen Zeit das freie Durchstreichen des innern Landes erlauben würde: denn schon zu der kleinen Fahrt von fünf Meilen bedurfte es einer besondern schriftlichen Erlaubnis des Stadthauptmanns, und meine Reisepässe mußte ich dagegen in seiner Kanzlei zurücklassen. Man scheint überhaupt hier sehr ängstlich vorsichtig zu sein.

Der Fürst Lobkowitz hat mir die Hoffnung mitgegeben, ihn nächstens hier in Prag wiederzusehen. Von dessen Vermittlung hoff' ich hier denn auch noch zu einigen interessanten Bekanntschaften zu gelangen, die jetzt um so schwerer zu machen sind, da der junge Adel meistens bei der Armee ist, und die zurückgebliebenen, ältern Herren übermäßig beschäftigt sind, und das in der jetzigen Zeit wohl um so beschwerlicher, weil sie von den höhern Instanzen in Wien abhängen, und deren Befehle mit den allaugen=

blicklichen Veränderungen an den Grenzen oft nicht leicht zu vereinigen sein mögen. Bei vielen scheint auch ein nicht geringes Mißtrauen gegen Fremde nur zu deutlich durch. Diese sind bei dem gezwungenen längeren Aufenthalt um so schlimmer dran, da der Postenlauf sehr ins Stocken gerät und wenn einzelne Posten auch ankommen, sie doch selten die letzten Felleisen mitbringen; daher ich denn auch von Dir keine Briefe hier fand und mit der letzten Post auch keine erhielt, ungeachtet ich sehr gewiß bin, daß Du keinen Posttag zu schreiben unterlassen haben wirst.

Sonderbar genug kommt mir hier das Gasthausleben vor, da ich in Wien, selbst auf angenehme Einladungen anderer Fremden, auch nicht einmal dazukommen konnte, an einer dortigen Table d'hôte zu speisen. Ich muß mich um so mehr der recht verständigen und anständigen Wirtsleute meines Gasthofs und der guten Tischgesellschaft freuen, die auch wohl durch manche angenehme, gefällige, reisende Schönheit vermehrt wird. Unter den männlichen Tischgenossen fanden sich auch mehrere vom hiesigen jungen Adel, ungeachtet die Tafel eben nicht splendid ist, und Kaufleute, Buchhändler und andre angesessene Männer, was in Wien äußerst selten der Fall sein soll.

Den böhmischen Melniker Wein, von dem ich eine angenehme Erinnerung aus meiner Jugendzeit habe, in welcher ich ihn, besonders in guten, angesehenen Häusern, wo man ihn von einem gewissen Alter hatte, fast ebenso gerne, als den kleinen, leichten Burgunder trank, find' ich diesmal hier weniger angenehm und feurig. Dafür trinkt man hier aber sehr gute, alte, österreichische und ungarische alte Weine. Die französischen sind für die sehr hohen Preise gar nicht gut und vorzüglich. In Wien hatte man sie dagegen in der größten Vollkommenheit und sie wurden in allen großen Häusern so splendid serviert, daß ich

fast gar nicht zu der Bekanntschaft der vielfachen, von andern sehr gelobten Landesweine gelangt bin, welche selbst die Franzosen, die freilich wohl ihre schönsten Weine selten recht kennen und genießen, sehr gut gefunden und gerne und häufig getrunken haben. In dem Melniker würden auch sie gewiß einen sehr guten Tischwein erkennen.

Einundvierzigster Brief

Prag, den 15. April 1809.

Immer noch bin ich hier fest. Vergeblich laufen und rennen wir arme, festgebannte Reisende von morgens bis abends nach unsern Pässen; man vertröstet uns von einem Tage zum andern und spricht uns jetzt schon von der wahrscheinlich einzigen Möglichkeit, über Schlesien zurückzugehen. Hätte man uns gleich gesagt, daß der gerade Weg für die nächste Zeit nicht offen werden könnte: so hätten wir auch schon diesen Seitenweg eingeschlagen, obgleich es ein Umweg von dreißig, vierzig Meilen ist. Man macht sogar Schwierigkeit, den Paß für die nächste schlesische Grenze auszufertigen; wir sollen erst bis Breslau zurückgehen, ja, man will uns glauben machen, daß man in Schlesien selbst uns nicht würde die Erlaubnis geben, nach Sachsen zu gehen. Da aber dafür kein Grund abzusehen ist, oder angegeben werden kann: so ist meine einzige Sorge nur, über die böhmische Grenze zu kommen; das übrige wird sich gewiß ohne alle Schwierigkeit finden.

Die einzige angenehme, öffentliche Unterhaltung finden wir hier im Theater, das besonders für das Lustspiel sehr gut besetzt ist. Der Direktor Liebich ist selbst ein ganz vorzüglich braver Schauspieler und hat mir in dem Amerikaner durch sein leichtes, freies Spiel großes Vergnügen gewährt. Das Stück selbst ist ein recht lustiges Intriguenstück. Eine junge Schauspielerin, Demoiselle Brunetti[1]),

1) Therese Brunetti, geb. Frey, Tänzerin und Schauspielerin, geb. zu Wien am 25. Dezemb. 1782, seit 1798 mit dem Prager Ballettmeister Joachim Brunetti vermählt, debütierte zu Weihnachten 1798 an der Prager deutschen Bühne, übte ihre Kunst zuerst als Tänzerin aus, ging aber bald zum Schauspiel (Tragödin) über, wo sie besonders während der Direktion Liebichs glänzte. Die Brunetti spielte nur in Prag, wo sie zu den gefeiertsten und schönsten Schauspiele-



Therese Brunetti
Anonymes Ölgemälde

spielte auch sehr gefällig, mit vieler natürlicher Grazie und Gewandtheit. Das Ganze ging auch recht gut zusammen und verriet eine verständige, aufmerksame Direktion. Auch das kleine, artige Stück, das Rätsel, wurde von diesen Künstlern sehr hübsch und erfreulich zusammengespielt.

Madame Schmidt, die treffliche, tragische Schauspielerin, auf deren Bekanntschaft ich mich längst freute, ist leider eben tödlich krank.

Die recht angenehme Oper Elisene von Rösler[1]), Kapell-

rinnen gehörte. Nach dem Tod Brunettis heiratete sie den Musiker Max Franz Knize (1784—1840), den sie auch überlebte. Pensioniert seit 1834 verbrachte sie auch ihre letzten Tage in bescheidenen Verhältnissen in Prag, wo sie am 20. Mai 1864 hochbetagt starb. Die Brunetti war eine äußerst interessante Frau, die noch im hohen Alter gern von ihren glänzenden Erinnerungen als Bühnenkünstlerin und als hinreißend schöne Frau von leidenschaftlicher Natur zu erzählen verstand. Unsterblich ist sie aber durch ihre Liebe zu Karl Maria von Weber geworden, dessen Prager Zeit 1813—1814 sie vollkommen beherrschte, wovon Webers Tagebuch leidenschaftlich genug spricht und die Freuden und Leiden dieser Neigung deutlich genug verzeichnet. In alten Prager Zeitungen liest man von romantischen Abenden, wo Weber in der Maske des Todes mit der Sense erschien und auf der Bahre eine süße Kolombine von Harlekinen getragen, eine junge rotblonde Frau mit herrlich weißem Teint und blauen Augen. Man wußte, wer sie war: die Herzensdame des Todes, Therese Brunetti, die freilich dem unglücklich Verliebten die Hölle heiß zu machen verstand; so schreibt er am 19. Febr. 1813: „Ohne sie keine Freude! Bei ihr nur Verdruß!" Eine Kollegin der Brunetti, Karoline Brandt, siegte schließlich über Webers Herz. Die Brunetti war auch die Schwiegermutter von Joh. Wenz. Kalliwoda (S. Die interessante Studie: Therese Brunetti, Erinnerungen an eine Vergessene. Von Dr. K. Strunz in „Deutsche Arbeit", Prag, 1910, 9. Jahrg. S. 459 ff.; Fr. J. Freih. v. Reden-Esbeck, Deutsch. Bühnenlexikon, Eichstätt usw. 1879, 1. Bd. S. 77). — Reichardt irrt sich, wenn er die Brunetti 1809 „Demoiselle" nennt.

1) Josef Rösler (1773[1774?]—1812), Komponist, studierte am

meister des Fürsten von Lobkowitz, hab' ich hier auch mit Vergnügen gehört; sie hat viele gefällige, wenngleich nicht neue, eigne Melodien und ist besonders reich an angenehmen Effekten in der Instrumentalpartie und hervorstechenden Sätzen für die Blasinstrumente. Es war die erste Komposition, die ich von diesem jungen, braven Komponisten hörte, der während des größten Teils meines Aufenthalts in Wien eben hier in Prag war, um eine neue Oper auf die Bühne zu bringen. Er scheint hier mit Recht sehr beliebt zu sein, und seine Musik ward von den Sängern und dem Orchester auch mit mehr Liebe und Genauigkeit exekutiert, als die Mozartsche von der Zauberflöte. Liebhaber der Musik klagten auch darüber, daß in der letzten Zeit Mozarts Entführung aus dem Serail und dessen Titus nur sehr mittelmäßig gegeben worden wären, und man im großen Publikum auch wenig Geschmack dafür gezeigt habe. Das Feinere wird hier gewiß seinem ehemaligen Abgott nicht so leicht untreu werden.

Es ist eine sonderbare Erscheinung, die man oft wiederkommen sieht, daß eine große, glänzende Kunstepoche weder die Künstler noch das Publikum vor einem nahen Rückfall oder gar Verfall keineswegs sichert. Mozart hatte gerade hier seine schönste, erfreulichste Epoche; seine größten Meisterwerke, Don Juan und Figaro wurden hier eher als in Wien ganz anerkannt und mit Enthusiasmus ge-

Gymnasium zu Prag, wandte sich aber bald gänzlich der Musik zu. Im Jahre 1795 wurde er Klaviermeister bei Guardasonis Operngesellschaft in Prag, nahm aber nach einigen Jahren einen Ruf an das Wiener Hofoperntheater an, wo er 10 Jahre als Kapellmeister tätig war, worauf er ihn Fürst Lobkowitz als Direktor seiner Hauskapelle in seine Dienste nahm. Leider starb W. frühzeitig an Überanstrengung (s. Wurzbach, 26. Bd. S. 242 ff.). Über die Aufführung der Oper: „Elisene, Prinzessin von Bulgarien" im Jahre 1808 s. O. Teuber, Gesch. d. Prager Theaters l. c. 2. T. S. 427 f.

nossen; seinen Titus schrieb er selbst für dieses Theater[1]). Persönlich gegenwärtig, hat er damals gewiß einen Geist in die Ausführung gebracht, seiner und seiner Arbeit würdig. Kaum sind aber zwanzig Jahre verflossen, und diese werden vernachlässigt, und das Sonntagskind[2]) ist ein gehegtes und gepflegtes Lieblingsstück des hiesigen Publikums. Auch Wintersche Opern sollen mittelmäßig gegeben und kalt aufgenommen werden. Man soll überhaupt hier die Instrumentalmusik mit mehr Liebe üben, als die Singemusik. Den vergangnen Winter sind die liebenswürdigen Pixis[3]) hier gewesen und haben besonders an dem Grafen von Nostitz[4]) einen eifrigen Beschützer gefunden.

1) Am 6. Sept. 1791 anläßlich der Königskrönung in Prag zum erstenmal gegeben.

2) Singspiel von J. Perinet, Musik v. W. Müller.

3) Die beiden Brüder Friedrich Wilhelm und Johann Peter Pixis. — Friedrich Wilhelm Pixis (1786—1842) berühmter Geiger, der bei Ign. Fränzl u. G. B. Viotti studierte, lange Kunstreisen machte. Spohr urteilt nicht günstig, aber, wie er selbst eingesteht, zu streng über ihn. „Seine Passagen waren matt und ohne Ausdruck, ja er griff sogar sehr falsch und kratzte zuweilen, daß den Zuhörern die Ohren weh taten." Später gesteht ihm Spohr die Fähigkeit eines tüchtigen Lehrers zu. Pixis war 1804—1806 in Mannheim gewesen und 1810 über Wien nach Prag gegangen, wo er sich dauernd niederließ, Dirigent am Theater und Professor des Konservatoriums wurde. In Prag starb er auch (s. W. J. v. Wasielewski, Die Violine usw. l. c. S. 276f.). — Joh. Pet. Pixis (1788—1874) berühmter Pianist, lebte in München und Wien, seit 1825 in Paris, wo er ein gesuchter Klavierlehrer war, schließlich zog er sich nach Baden-Baden zurück, wo er auch starb (s. Reißmann, l. c. 8. Bd. S. 116).

4) Johann Nepomuck Nostitz-Rieneck (1768—1840), Graf, k. k. Feldmarschalleutnant, zeichnete sich zuerst im türkischen Krieg, dann in den Koalitionskriegen aus, besonders aber bei Aspern und Wagram, und schließlich in der Völkerschlacht bei Leipzig, wo sein Eingreifen entscheidend wurde. 1821 ging er in den Ruhestand. Als Privatmann widmete er sich hauptsächlich der Pflege der Musik und ver-

Dieser soll sich überhaupt der Musik hier am meisten annehmen, und hielte man uns nicht mit der Ausfertigung der Pässe so von einem Tage zum andern hin, daß uns für jeden Augenblick die Hoffnung zur Abreise bleibt, und wir also keine Lust haben, unsre Koffer zu eröffnen, so würde ich seine Bekanntschaft sicher schon gesucht haben. In dieser unruhigen, unmusikalischen Zeit könnte sie indes doch auch wohl nur, wie jede andre, unfruchtbar sein.

Der Hauptgrund jener betrübten Erfahrung liegt wohl eigentlich darin, daß nur zu selten bei Künstlern und beim Publikum wahres Studium und eine echte, tief eindringende Kritik den Geschmack bestimmt und befestigt. Alles, auch das Größte und Herrlichste, wird zu seiner Zeit nur sinnlich genossen und mehr nach der Neuigkeit und dem Ansehen der Person, als nach seinem wahren, innern Wert geschätzt; mehr gehört und beklatscht, als genossen und geliebt. Daher können denn auch die heterogensten Komponisten hintereinander in einem solchen Publikum gleich große Wirkung hervorbringen; ja, der Mittelmäßigste und Schwächste kann oft den Größten und Besten, wenigstens für eine gewisse Zeit, verdrängen, bis jener wieder das Vorurteil der alten Meisterschaft für sich gewinnt. So schreitet das Publikum von Vorurteil zu Vorurteil, von einer Sinnestäuschung zur andern, und da ihm oft am größten Kunstwerk die Erinnerung des angenehmen Zeitvertreibs, den es ihm gewährte, das Wichtigste ist: so ist's auch weiter kein Wunder, wenn ihm ein weit geringeres, das ihm soeben auch angenehmen Zeitvertreib gewährt, ebenso wichtig wird.

suchte sich selbst in mehreren Kompositionen, wovon 1826 eine Operette „Feodora" aufgeführt wurde. Auch war er längere Zeit hindurch Präsident des Prager Konservatoriums (s. Wurzbach, 20. Bd. S. 401 ff.).

Man erinnere sich nur, wie in Wien auf Haydn, Pleyl[1]) folgen und ungeachtet jener Meister noch in seiner vollen Kraft war und kaum die Hälfte der Werke hervorgebracht hatte, die ihn nun verewigen, eine Art von Epoche machen konnte, zu nicht geringer Kränkung des großen, damals verkannten Meisters; ja wie diese beiden, Meister und Jünger, in London bald darauf dasselbe unglaubliche Wechselspiel noch einmal spielen konnten. Ferner erwäge man, wie in Paris viele kleine französische und italienische Männer auf Gluck folgen und auch ihre kleine Epoche haben konnten, und ihre gleichzeitigen, wahrhaft genialischen Künstler derselben Nationen, Méhul[2]) und Cherubini, die einzigen, die den Meisterstuhl allenfalls wieder rühmlich hätten ausfüllen können, für die große Oper gar nicht dort aufkommen konnten, immer auf das kleine Theater Faydeau mit ihren Meisterwerken beschränkt bleiben; ja bis diese Stunde sich von jenem Ehrenplatz durch einen Lesueur[3]) und Spontini verdrängt sehen müssen: so wird man sich über nichts mehr wundern können, was man rechts

1) Ignaz Josef Pleyl (1757—1831), fruchtbarer Komponist, geboren zu Ruppersthal in Niederösterreich, Schüler Haydns, besuchte Italien und Frankreich und wurde 1787 Kapellmeister am Münster zu Straßburg, bei Ausbruch der Revolution ging er nach London, wo er mit Haydn konkurrierte, seit 1796 lebte er hochgeschätzt zu Paris, wo er eine Musikalienhandlung begründete (s. Eitner, l. c. 7. Bd. S. 477 ff.). Pleyl (so richtig, nicht Pleyel) wurde am 8. Juni 1757 als Sohn des Schulmeisters Martin Pleyl und seiner Gattin Anna Theresia laut Kirchenbüchern von Ruppersthal geboren.

2) Etienne Henri Méhul (1763—1817), berühmter französischer Komponist, Professor am Konservatorium zu Paris.

3) Jean François Lesueur (1763—1837), französischer Komponist, Musikdirektor an Notre-Dame und Professor am Konservatorium zu Paris.

und links bei jedem großen Publikum immer wieder gewahr wird.

Der genialische Komponist ist schlimmer daran, als die Meister andrer Künste, da so viel darauf ankommt, wie er mit seinem Geiste, seinem persönlichen Charakter auf die Menge der ausübenden Künstler wirkt, die sein Werk vortragen und lebendig darstellen sollen. Wo und so lange er selbst an ihrer Spitze bleibt, da hat es mit der Wirkung echter Kunstwerke auch keine Not. Bei seiner Abwesenheit gewinnt aber auch der schwächere für seine Darstellungen wieder durch seine eigne persönliche Gegenwart. Wie selten findet sich nicht auch ein dirigierender Künstler, der für die Werke eines andern Meisters den ganzen eindringenden Sinn und den redlichen Eifer hat, den unser braver Kapellmeister Weber[1]) in Berlin für Glucks Meisterwerke so rühmlich beweist. Daher sie denn jetzt auch wohl nirgend mit so viel Geist und Feuer ausgeführt werden, als eben in Berlin.

Mit wahrer Rührung und Achtung hab' ich dieses empfunden, als vor einigen Jahren Glucks Armide auf das Berlinische Nationaltheater gebracht wurde[2]). Mit welcher Sorgfalt und Anstrengung bewarb sich damals der brave Künstler um jede Nachricht und Belehrung bei denen, die das Meisterwerk in jener glücklichen Zeit in Paris selbst gehört und gesehen hatten, als Glucks Geist dort noch in der Darstellung seiner Werke lebte, und unersetzte, viel-

1) Karl Maria von Weber (1786—1826), der berühmte Komponist.

2) Im Jahre 1805 wurde Glucks „Armida" zum ersten Male in Berlin aufgeführt. Der große Erfolg, den diese Oper hatte, schlug die italienische Oper fast ganz darnieder, Weber hatte das Werk auf das sorgfältigste einstudiert und Iffland keine Kosten für die Ausstattung gespart (s. L. Schneider, Geschichte der Oper in Berlin. Berlin, 1852, S. 306).

leicht unersetzliche Künstler noch die originellen Meisterarbeiten vortrugen. Seine Schuld war es daher gewiß nicht, wenn manches an der in vielen Stücken rühmlichen Vorstellung noch mangelhaft blieb. Sie wurde vielmehr durch seinen edlen Eifer und durch Ifflands große, geschmackvolle Anordnung und Unterweisung wohl die beste, die seit jener Zeit irgendwo stattgehabt haben mochte. Auf Webers Antrieb geschah es auch, daß ich damals in der von mir besorgten Berlinischen musikalischen Zeitung[1]) etwas Geschichtliches und Kritisches über Glucks Armide jener Aufführung voranschickte, um das Publikum auf das eigentlich ganz echt französische Kunstwerk möglichst vorzubereiten und in den rechten Gesichtspunkt zu stellen.

Man hat mir seitdem mehrere Male, und neuerlich noch in der Leipziger musikalischen Zeitung[2]), die Ehre erzeigt, mich zur Bearbeitung der Biographie von Gluck aufzufordern[3]). Wenn ich mich zu irgendeiner Arbeit getrieben und beseelt fühle: so ists eben zu dieser. Ich habe es auch zu keiner Zeit an Mühe und Tätigkeit fehlen lassen, mir die nötigen Materialien zu verschaffen; aber überall mit geringem Erfolg. Glucks Verwandte und Freunde haben mir die Nachrichten von seinem früheren Leben und seiner ersten Künstlerepoche in Italien und England stets versagt. Einige kleine französische und deutsche Aufsätze, die ich von Kunstfreunden in Paris und Wien erhalten, welche sich für den großen Meister persönlich interessierten, können jenen Mangel nicht hinlänglich ersetzen; einige Anekdoten, die ich noch bei diesem letzten Aufenthalte in Wien ge-

1) Im Jahrgang 1805 (s. A. Schmid l. c. S. 508).
2) Jahrgang 1809, Sp. 389f.
3) Über das Verhältnis Reichardts zu Gluck vgl. A. Schmid l. c. S. 375ff. u. Schletterer l. c. S. 326ff., 348f.

sammelt, ebensowenig. Das alles kann wohl eine leidliche Skizze, aber keine vollständige Biographie geben.

Glucks Leben und Treiben tritt erst klar hervor, wo seine glänzende Epoche in Paris beginnt, als er schon sechzig Jahre alt war. Diese haben die Schriften von Arnaud[1]), Suard[2]), Grimm[3]), Morellet[4]) und anderen, und die Gegenschriften von Marmontel[5]) und La Harpe[6]), wo nicht hinlänglich, doch für die meisten Leser befriedigend bekanntgemacht und beleuchtet. Ja selbst mit diesen Schriften, die ich alle sorgfältig in Paris gesammelt hatte, ist mir die Unannehmlichkeit begegnet, daß sie mir der enthusiastische

1) Franç. Arnaud (gest. 1784) tritt in der von ihm mit Suard geleiteten „Gazette littéraire de l'Europe" ganz hervorragend für Gluck ein, besonders vgl. das Jahr 1774, sodann Arnaud, Oeuvres, Vol. II u. „Mémoires pour servir à l'histoire de la révolution opérée dans la musique par M. le Chev. Gluck" (s. A. Schmid, Chr. Willib. Ritter von Gluck usw. Lpzg. 1854 S. 200f.).

2) J. B. Suard (1734—1817) in „Mélanges de Littérature, Paris 1803—1804, 5 Bde." erweist sich besonders in den im 2. u. 5. Bande dieses Werkes veröffentlichten Artikeln als begeisterter Anhänger Glucks.

3) Friedr. Melch. Freih. v. Grimm (1723—1807), der schon in seiner Broschüre: Le petit Prophète de Bömischbroda" die französische Musik angegriffen und Gluck (s. besonders Grimms „Correspondences") verteidigt hatte (s. A. Schmid, l. c. S. 188f., 231).

4) André Morellet (1727—1819), Schriftsteller, besonders journalistisch tätig, A. Schmid l. c. der eine große Bibliographie über alle auf Gluck bezügl. Schriften zusammengestellt hat, führt keine Schrift von M. an.

5) Über Jean Franç. Marmontels (1719—1798) Gegnerschaft, welche Piccini gegen Gluck ausspielte, s. A. Schmid, l. c. S. 251 ff., 274 ff., 291 ff. Den Kampf gegen Gluck begann M.s Schrift: „Essai sur les Révolutions de la Musique en France".

6) Über Jean Fran. Laharpes (1739—1803) Kämpfe gegen Gluck vgl. ebenfalls die ausführlichen Darstellungen bei A. Schmid l. c. S. 251 ff., 276 ff.

Verehrer Glucks, Professor K. Fr. Cramer[1]) aus Kiel, der auch Glucks Leben schreiben wollte, verloren hat. Nicht ohne Absicht erwähn' ich hier dieses und jenes Umstandes. Vielleicht befinden sich diese Schriften in der Hand irgendeines Dritten, der den eigentlichen Eigentümer nur nicht kennt; vielleicht gibt es auch noch Verwandte und Freunde von Gluck, die mich wohl mit Nachrichten aus seinem früheren Leben unterstützen möchten, wenn sie's wüßten, wieviel mir daran gelegen ist. Kommen je diese Briefe in solche Hände, so wünsch' ich sehr, daß sie auch die hier beabsichtigte Wirkung nicht verfehlen mögen.

Doch wieder zu meinem Prager Leben und zu den geringen Notizen, die ich diesmal hier nur sammeln kann. Von Gluck erfahr' ich hier gar nichts, ungeachtet Böhmen gewissermaßen sein Vaterland ist; eher noch etwas von Mönchen und ihrem eignen Witze. Man sieht hier auch weit mehr Geistliche und Mönche auf den Straßen als in Wien, und die lustigen Anekdoten, die hier auch häufiger vorkommen, als dort, betreffen meistens Mönche und Mönchswitz. So hörte ich letzt ein Paar der Art von einem hiesigen alten Hiberner Kloster. Es bestand ehemals aus zweihundert Mönchen. Einst schickte ein Graf von Thun, der sich manchen Spaß mit den geistlichen Herren machte, von seiner großen Bartholomäusjagd, auf welcher die Hasen zu Tausenden geschossen wurden, zweihundert Hasen zum Geschenk an das Kloster und meldete sich selbst für den folgenden Tag bei ihnen zum Mittage an. Die klugen Mönche, die den Stich wohl fühlten, gedachten ihn mit Einfalt zu erwidern. Sie ließen die zweihundert Hasen tags darauf abbraten, vor jedem der Mönche einen solchen gebratenen Hasen hinsetzen, für den Grafen aber oben-

1) Karl Friedr. Cramer (1752—1807), zuerst Professor in Kiel, dann Buchhändler in Paris, schrieb viel über Musik.

an ein leeres Kuvert stehen. Als der Graf nun seine Verwunderung darüber bezeigte, daß ihm nichts vorgesetzt würde, sagte der Pater Küchenmeister: da der Herr Graf sich bei den Hasen nicht mitgezählt hätten, hab' er es auch nicht wagen wollen, ihm ein so verrufenes Tier vorzusetzen.

So erwiderte einst der Abt eines schlesischen Klosters einen derben Witz Friedrichs des Großen auf eine Weise, daß es ungewiß blieb, ob Einfalt oder Bosheit die Antwort eingegeben. Friedrich schlief eine Nacht in jenem Kloster und war so nahe an die Kapelle gebettet, daß ihn die starken Baßstimmen der Mönche beim Absingen der Horas im Schlafe störten. Den Morgen darauf sagte der König zum Prälaten: „Er liebt wohl die starken Baßstimmen; ich will ihm auch aus meiner großen Anstalt zu Neustadt an der Dosse (wo der König ein Mauleselgestüt hatte) ein paar herschicken, die können Ihm hier gute Dienste tun." Der Prälat antwortete darauf nach einem alten Klostergebrauch: „So wollen wir sie denn auch, zum dankbaren Angedenken, allesamt Friedrich nennen."

Zu einer andern Zeit bekam jenes, aus zweihundert Mönchen bestehendes Hiberner Kloster von einem ungarischen Magnaten ein Faß Ungarwein zum Geschenk. Dieses wurde vor dem Tore abgeladen und dem Kloster gemeldet. Worauf denn der Prior die versammelten Mönche mit folgender weiser Vermahnung anredete: „Lieben Brüder, der Graf von Batthyáni hat uns wollen eine Wohltat erzeigen und unsre Mägen mit gutem ungarischen Weine erlaben und stärken. Unmöglich kann dabei seine Absicht gewesen sein, unsern Beutel mit der hohen Auflage auf ungarische Weine in diesem trocknen und kalten Böhmerlande anzugreifen und zu beschweren. Wollen wir also seine wohltätige Absicht ganz erreichen und uns nicht

selbst dabei mutwillig kreuzigen, so gedächte ich unmaßgeblicherweise, wir machten diesen Nachmittag samt und sonders ein Spaziergängelchen dort hinaus nach dem Tore, wo das geliebte Faß abgeladen; versehen uns wohl mit einem guten Zugrohre und einigen tüchtigen Kugelgläsern und nehmen da in Gottes Namen das angenehme Geschenk zu uns. An unsern Bäuchen soll man es beim Rückwege im Tore schwerlich erkennen, daß wir, so wohl verteilt, ein edles Stückfaß Ungarwein mit uns nach Hause tragen." Ein einstimmiges Ja und Amen bekräftigte die kräftige Rede des Priors; die zweihundert edlen Trinker gingen auf leichten Füßen hinaus und kehrten mit etwas schwereren Knien heim. Doch wieder aus der lustigen Vergangenheit in die ernste Gegenwart zurück!

Ehegestern ward hier der ehemalige Kurfürst von Hessen-Kassel[1]) förmlich anerkannt. Es zog eine Kompagnie von der Landwehr vor seiner Wohnung mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen auf und ließ ihm die Ehrenwache. Der Oberburggraf, Graf von Wallis, erschien mit den ansehnlichsten der hiesigen Zivilpersonen, und der Stadtkommandant, General von Riesch[2]), mit den hier anwesen-

1) Wilhelm IX, Landgraf von Hessen-Kassel (1743—1821), folgte seinem Vater am 31. Oktober 1785, Kurfürst unter dem Namen Wilhelm I. seit 1803, bekannt als Napoleongegner, mußte am 1. Okt. 1806 seine Residenz auf Befehl Napoleons verlassen und flüchtete sich mit seinen Schätzen. Seit 1808 lebte er in Prag, erst nach dem Sturz Napoleons kehrte er nach Kassel zurück. Er ist als erbärmlicher Seelenverkäufer bekannt geworden, sowie als schmählicher Geizhals und Autokrat schlimmster Sorte. Auch als er in Prag 1809 beim österreichischen Krieg ein Truppenkorps gegen Napoleon anwarb, zeigte er sich von seiner schmutzigsten Seite (s. E. Vehse, Gesch. d. Höfe der Häuser Baiern, Württemberg, Baden u. Hessen, Hbg. 1853, 5. T. S. 217ff., 259ff.).

2) Johann Sigmund Riesch (1750—1821), k. k. General der Kavallerie und Ritter des Maria-Theresia-Ordens, ursprünglich in säch-

den ansehnlichen Militärpersonen zur Cour bei dem Kurfürsten, wobei ihm ein kaiserliches Reskript mitgeteilt wurde, welches seine förmliche Anerkennung und die Zusage enthielt, ihn wieder in seine Länder einzusetzen. Man sieht heute auch schon fünf verschiedene, hessische Militäruniformen in den Straßen, Infanteristen und Kavalleristen, die sich alle durch Zöpfe auszeichnen. An den Grenzen soll stark für ihn geworben werden.

Ich habe den Kurfürsten in seiner gewöhnlichen Gesellschaft mehrere Male in dem kleinen Nationaltheater gesehen, wo er seine eigne beständige Loge hat, und wohin mich der prächtige Kasperl Swoboda auch zuweilen lockte. Nur leider hab' ich diesen immer noch nicht in einem echten Volksstück sehen können; meistens geben sie abgeschmackte Ritterstücke, zu denen weder das Personal, noch das Lokal paßt. Seine reiche, lebendige Mimik ergötzt mich aber jedesmal auch in den abgeschmacktesten Rollen.

An demselben Tage der förmlichen Anerkennung des Kurfürsten von Hessen kam der königl. westfälische Gesandte, Graf d'Esterno, aus Wien hier an, um wieder nach Kassel zu gehen. Auch ihm machte man Schwierigkeit, die Reise auf dem geraden Wege durch Sachsen fortzusetzen, und er hat den ganzen gestrigen Tag noch zu gehen, zu schicken und zu schreiben gehabt, um endlich seine Pässe zu erhalten. Dabei hat man es ihm aber zur Pflicht gemacht, keinen einzigen Reisenden, der sich nicht bereits

sischen Kriegsdiensten, trat er 1773 in österreichische, machte den Türkenkrieg schon als Oberst mit und zeichnete sich namentlich bei Stockach (1799) aus, wofür er Maria-Theresien-Ordensritter wurde. Im September 1808 wurde er zum General der Kavallerie ernannt und erhielt das Generalkommando in Böhmen, wo er während des Krieges 1809 die Reservearmee befehligte. Im September des folgenden Jahres trat er in den Ruhestand (s. Wurzbach, 26. Bd. S. 141 f.).

in seinem Gefolge befunden, mitzunehmen und ihn dadurch außerstand gesetzt, den sehr guten Willen, den er mir gleich bei seiner Ankunft bezeigte, in Ausübung zu bringen. Ich werde nun also von einem Passe über Schlesien, um den ich bereits angehalten hatte, sobald ich ihn erhalte, Gebrauch machen und so, diesmal gegen meinen Willen, das schöne Land noch einmal besuchen.

Es hat sich nun auch der schöne, böhmische Frühling schnell eingestellt, und ich habe das köstliche, recht warme Wetter bereits zu manchem schönen Spaziergange benutzt. Der erfreulichste für mich war der auf den Hradschin, nicht bloß der herrlichen Aussichten wegen, sondern weil ich den liebenswürdigen Fürsten von Lobkowitz besuchen konnte, der, wie er mir vor einigen Tagen schrieb, wirklich auf einen Tag hierhergekommen ist. Mit ihm wieder einige Stunden im guten, heitern Wienersinn verleben zu können, war mir ein wahres Labsal.

Die Spaziergänge in der flachen Umgebung von Prag, sind eben nicht angenehm; sie sind so baumkahl, und der ganze Anbau hat nichts Heiteres und Reizendes. Ein paar kleine Inseln der Moldau bieten allein einen angenehmen Aufenthalt dar, der aber durch die verspätete Jahreszeit noch öde ist.

Zweiundvierzigster Brief

Schmiedeberg, den 25. April 1809.

Die Ängstlichkeit und Härte der Prager Polizei, die uns nicht vergönnte, von dem guten Anerbieten des westfälischen Gesandten zu vorteilen, um den geraden Weg durch Sachsen zu nehmen, ist uns sehr übel bekommen. Abscheuliche Wege, schlechte Expedition und rauhes Winterwetter mit fortwährendem Schnee haben uns auf dem vierundzwanzig Meilen langen Wege von Prag hieher eine Nacht länger fahren lassen, als wir auf dem vierundvierzig Meilen langen Wege von Wien nach Prag zubrachten. Ganz zerstoßen und zerrädert sind wir hier angelangt. Einen schlechteren Weg als im böhmischen Gebirge bis Landshut hab' ich fast nie befahren; dazu liegt der Schnee im Gebirge ellenhoch und macht den Weg oft ganz unkenntlich. Und welcher Schmutz in den Dörfern und Häusern, in denen wir oft mehrere Stunden lang, ja halbe Nächte auf die Pferde warten mußten! Mir ist fast von keiner Reise ein so widriges Bild geblieben, als von dieser unglücklichen, fatalen Seitenreise. Wie wohl tat uns die erste gute schlesische Chaussee! Wie zehnfach wohl hier die Ruhe bei lieben Freunden und Verwandten, die mich mit vieler Liebe empfangen haben und gerne eine Zeitlang beherbergen wollen.

Da man in diesem Leben nicht versäumen darf, aus jedem unvermeidlichen Übel auch wieder den möglichst guten Gewinn zu ziehen, so werd' ich dieses schöne Land nicht so bald verlassen, sondern die bessere Witterung abwarten, um das Gebirge, welches mir bei meiner ersten Reise vor zwanzig Jahren so vielen Genuß gewährte, noch einmal zu durchwandern. Ich kann dieses mit so ruhigerem Herzen tun, da ich hier auch bei der lieben

Mutter[1]) so völlig beruhigende Nachrichten von Dir und unsern Lieben finde.

Wie so manche interessante, neue Bekanntschaft mir in diesem schönen Gebirge bevorsteht, erfahr' ich hier gleich auf die erfreulichste Weise. Kaum angelangt, erhielt ich eine höchst erwünschte Einladung von dem Minister von Reden[2]) nach seinem schönen Buchwald, das seit meiner ersten Reise durch seine Hand erst erstanden ist, und nach dessen Bekanntschaft mich schon längst sehnlich verlangte. Aus einer der schönsten, romantischen und fruchtbaren Landschaft hat der kunstsinnige Besitzer einen idealischen nicht bloß englischen, sondern rein idealischen Garten gebildet. Unbeschreiblich! Ich werde ihn aber oft und viel sehen, ihn ganz kennen lernen und Dir dann, so viel sich's mit kalter Schrift tun läßt, davon sagen. Der erste angenehme Tag da draußen wurde ebensoviel in interessanter

1) Es handelt sich um die Mutter seiner Frau, Frau Alberti, Witwe nach dem Prediger Julius Gustav Alberti, der seit 1755 Diacon bei St. Katharina in Hamburg war und mit Lessing und Klopstock in einem Freundschaftsverhältnis stand, jedoch frühzeitig am 30. März 1772 starb (s. Kayser, Bücherlexikon, Lpg. 1834. 1. Th. S. 40), eine Witwe mit elf Kindern hinterlassend. Die große Achtung der Hamburger Gemeinde gegen ihren frühverstorbenen Gatten hatte diese jedoch in eine anständige und sorgenfreie Lage versetzt, so daß sie in höchst genußreicher und zugleich würdiger Weise ihre späteren Jahre verleben konnte. Sie war eine verständige, milde, ernste und noch im hohen Alter unendlich liebliche und anmutige Erscheinung und brachte den Sommer abwechselnd bei ihren Kindern in Berlin, Giebichenstein, Dresden und im Riesengebirge zu (s. Schletterer l. c. S. 334, 336; H. Steffens, Was ich erlebte. Breslau, 1841, 4. Bd. S. 418 f.).

2) Friedrich Wilhelm Graf von Reden (1752—1815), preußischer Minister, seit 1778 Oberbergrat, 1802 Oberberghauptmann, 1804 Geh. Staatsminister, äußerst verdient um den schlesischen Bergbau. Berühmt ist auch sein herrlicher Landsitz Buchwald nach englischem Vorbild geworden (s. Allg. dtsch. Biographie, 27. Bd. S. 510 ff.).

Gesellschaft und am frohen Tische verlebt, als in der schönen Pflanzung, die ich auch noch nicht ganz durchwanderte, denn sie ist von sehr ansehnlichem Umfange.

Noch näher als Buchwald, das eine gute halbe Stunde von Schmiedeberg abliegt, und ganz nahe bei der Stadt, finde ich einen anmutigen Berg[1]), der damals nur eben von dem tätigen Forstmeister Eckstein[2]), in welchem mir auch noch ein lieber, alter Freund hier lebt, für den Minister von Hoym[3]) angepflanzt worden war, und seitdem mit einem angenehmen Landhause verschönert wurde, leider wieder in Verfall. Das Haus ist zu tief in nassem Boden gestellt, und die Pflanzung in der letzten Zeit vernachlässigt. Es ist jetzt in den Händen des kurländischen Prinzen Biron[4]), der es nicht bewohnt. Sollte ihm oder seiner Gemahlin, einer Enkelin des Ministers von Hoym, je die Idee kommen, es selbst, wenigstens im Sommer, zu bewohnen, so stellt der Prinz das Haus wohl lieber auf die andere Seite der Pflanzung, an die halbe Höhe des besäten Hügels, wo es eine freiere und trockenere Lage, einen großen Vorplatz

1) Wahrscheinlich die Anlage am sogenannten „Ministerberg" (s. J. Fr. Zöllner, Briefe über Schlesien usw. Berlin, 1793, 2. T. S. 178f.).

2) (A. F. Zimmermann), Beiträge zur Beschreibung von Schlesien, Brieg 1786, 6. Bd. S. 350 erwähnt: „Forstkommissarius Hr. Eckstein in Schmiedeberg".

3) Karl Georg Heinrich Graf von Hoym (1739—1807), preußischer Minister, zuerst Militär, widmete er sich bald dem Finanzfach, 1767 geheimer Rat, 1768 lernte ihn Friedrich der Große kennen, der ihn im Jahre 1770 zum dirigierenden Minister in Schlesien ernannte, um das er sich sehr verdient machte. Friedrich Wilhelm II. erteilte ihm die Grafenwürde (s. E. Vehse, Illustr. Gesch. d. preuß. Hofes. Stuttgt., Franckh, I, S. 322f.).

4) Gustav Prinz Biron-Wartenberg (1780—1821) vermählt seit 1806 mit Gräfin Louise Franziska Maltzahn (1790—1849), s. Öttinger, Moniteur.

und die schöne Aussicht nach Buchwald hin hätte. So wäre es eine sehr angenehme Sommerwohnung.

Diesem sogenannten Ministerberge oder Ruheberge, wie der erste Besitzer lieber wollte, gegenüber ist eine Meierei auf einem schönbewachsenen Hügel entstanden, die zu Buchwald gehört und noch eben durch ansehnliche Wirtschaftsgebäude vollendet wird. Ein kleines, anspruchsloses Sommerhaus von einigen hübschen Zimmern macht es zu einem lieblichen, gemütlichen Aufenthalte. Die Lage ist überaus angenehm, hat den freien Blick auf das liebliche Schmiedeberger Tal und auf den herrlichen Kranz von Bergen, die es umgeben, in deren Mitte die Schneekoppe mit ihrer eigenen konischen Form und der Kapelle auf ihrer Spitze prangt. Angenehme Fußwege führen zwischen anmutigem Gebüsch und Feldern und Wiesen ins Tal hinab und andererseits auch höher auf die waldbekränzten Berge in der Nähe. Ein genügsames Gemüt könnte schon in dieser kleinen Besitzung sein Leben sehr glücklich genießen. Die Schmiedeberger besuchen diesen anmutigen Ort auch der guten Milch und Sahne wegen, die sie im Hause des Pächters oder Verwalters stets finden können.

Schmiedeberg selbst hat durch den Anbau ansehnlicher Wohnhäuser und Fabrikgebäude sehr gewonnen und hat sich in die Länge und Breite erweitert. Die Länge der Hauptstraße beträgt wohl über eine Stunde Wegs. In ihrer größten Breite, denn sie läuft weder geradeaus, noch hält sie auch gleiche Breite, formiert sie eine Art von Marktplatz, der recht gut bebaut ist; aber auch zu beiden Enden hat sie ansehnliche und zum Teil schöne Häuser. Besonders angenehm fällt auch ein großer, viereckiger Platz mitten in der Stadt vor der recht stattlichen Hauptkirche in die Augen, von beiden Seiten mit den guten Gebäuden für die Geistlichen und Schullehrer. In dieser hellen, heitern Kirche

habe ich auch schon eine recht gute Predigt von dem braven Prediger Hoffmann[1]) und einen vortrefflichen Orgelspieler an dem Kantor Klein[2]) gehört. Ich habe den Choral nie mit mehr Würde und reinem religiösen Sinn vortragen hören. Die Orgel selbst ist auch recht gut. Der ganze Gottesdienst währte nicht über eine Stunde. Der Anzug der Frauen und Töchter angesehener Handels- und Fabrikherren, und die großen Kutschen mit stattlichen Pferden bespannt, die auf dem Kirchenplatz sie erwarteten und aufnahmen, zeugte von dem Wohlstande, der in diesem Teile des Gebirges allgemein ist, obgleich er in den letzten Jahren auch schon viel gelitten haben mag. Ein starker, breiter Bach, der jetzt sehr wasserreich und reißend ist, durchströmt diese ganze Gebirgsstadt die Länge lang und vermehrt durch

1) Karl Friedrich Hoffmann, Theolog, geb. 3. Februar 1763 zu Gimmel bei Winzig, studierte in Halle Theologie, war lange Zeit Instruktor in adligen Häusern und erhielt erst im Jahre 1798 den Ruf zum zweiten Pastor nach Schmiedeberg. 1815 wurde er zum Direktor des kgl. Waisenhauses und des Seminars in Bunzlau berufen, erhielt 1825 den Roten Adlerorden 3. Klasse und nahm 1828 den Abschied (s. K. G. Nowack, Schles. Schriftstellerlexikon, Bresl. 1838, 3. Hft., S. 53ff. nebst Bibliographie seiner Schriften). Sein Tod erfolgte am 31. Mai 1848 in Gnadenberg bei Bunzlau.

2) Christian Benjamin Klein, geb. 14. Mai 1754 zu Steinkunzendorf bei Rudolstadt, gest. 17. September 1825 zu Schmiedeberg. War 1771 Chorpräfekt in Jauer, dann 1775 zweiter Organist in Schweidnitz und kam darauf nach Schmiedeberg. 1793 besuchte er Berlin und ließ sich als Orgelspieler hören, worüber die Berliner mus. Ztg. 1793, S. 69 in großes Rühmen ausbricht. Auch als Komponist trat er auf, doch sind seine Werke, da ungedruckt, verschollen (s. Eitner, l. c., 5. Bd. S. 383). Über ihn schreibt J. Fr. Zöllner, Briefe über Schlesien usw. Berlin 1793, 2. T., S. 162 u. a.: „Aber bei der Begleitung des Gesangs begieng er den gewöhnlichen Fehler geschickter Organisten, daß er durch zu viele Künsteleien das Fortschreiten der Melodie verdunkelte, zwischen den Strophen, statt einfacher Verbindungstöne, unaufhörlich Figuren und gaukelnde Läufe einschaltete,

sein starkes Geräusch den romantischen Charakter, der Schmiedeberg vor allen andern hiesigen Gebirgsstädten sehr angenehm auszeichnet.

und die Gemeine verwirrte, anstatt sie zu leiten und zusammen zu halten." Mehr Lob spendet ihm die „Reise von Berlin über Breslau nach dem Schlesischen Gebirge, im Sommer 1783 von J. E. T(roschel), Berlin, 1784, S. 124". Reichardt stand Klein auch sonst freundschaftlich gegenüber (s. Schletterer l. c., S. 137, Anmrkg. 1).

Dreiundvierzigster Brief

Schweidnitz, den 27. April 1809.

Meine erste Ausflucht ins Gebirge ist mir eben nicht sonderlich geglückt; die kalte, windige, mit Regen untermischte Witterung hält immer noch an und bekräftigt die alten Erfahrungen und Beobachtungen, die mich vor zwanzig Jahren abhielten, mich in diesem schönen Gebirge anzubauen. Späte Frühlingsnebel und kalte Winde und frühe Herbstnebel schränken die sichere, schöne Witterung in diesem Gebirge fast nur auf drei Monate im Jahr ein, da wir in unserm wohlgewählten Wohnorte an der Saale doch wohl auf sechs bis sieben schöne Monate ziemlich sicher rechnen können.

Indessen hab' ich das Vergnügen gehabt, unsere Lieben alle in Waldenburg wohl wiederzusehn, und unseres Gustavs Albertis[1]) doppelt schönen Anbau kennen zu lernen. Sein Wohnhaus nahe bei der Stadt, wie seine weiter von der Stadt entfernte, große Bleiche und Mangel ist mit Geschmack sehr zweckmäßig erbaut und eingerichtet, wie man es von einem so gründlich unterrichteten, erfahrenen und denkenden Manne und Kaufmanne erwarten konnte. Die Mangel ist mit einer englischen Dampfmaschine ver-

1) Joh. Gustav Wilh. Alberti, Schwager Reichardts, Sohn des Pastors Julius Alberti (s. II, S. 207, Anmrkg. 1) hervorragender Leinenfabrikant in Schlesien, der es zu großem Wohlstand brachte. Er war der erste, der als Fabrikherr in Schlesien eine Dampfmaschine baute. Doch lebte der wissenschaftliche Geist seines Vaters in ihm, und alle seine müßigen Stunden widmete er dem Studium der Dichtkunst und Philosophie. Er war ein besonderer Freund des Dichters Val. Wilh. Neubeck, mit dem er stets die römischen Klassiker zusammen genoß. Über seine Bestrebungen als Industrieller vgl. besonders: H. Steffens, Was ich erlebte. Bresl. 1843, 8. Bd. S. 161 ff. Alberti starb am 7. Januar 1837 zu Waldenburg im 80. Lebensjahre. In der Staatszeitung soll seine biographische Skizze erschienen sein.

sehen und in allem groß und zweckmäßig veranstaltet. Leider aber hatte er diesen kostbaren Bau kaum vollendet, als die fatale Epoche des gesperrten Handels eintrat, die alles Gewerbe so gänzlich unterbrach und störte, und noch immer den so sicher berechneten Gewinn vergeblich erwarten läßt.

Mit Vergnügen hab' ich die anmutigen Gegenden um Waldenburg herum wieder durchwandert und den unterirdischen Wasserkanal zur Förderung der Steinkohlen besucht. Das Wetter war wenigstens einen halben Tag günstiger als bei der Hinfahrt über Landeshut, welches mich auch abhielt, diesmal die schönen Friesensteine auf dem halben Wege nach Landeshut wieder zu besteigen.

In Waldenburg hab' ich auch einen sehr angenehmen, genußreichen Vormittag in der schönen Gemäldesammlung zugebracht, die unser Waagen[1]) kürzlich von Hamburg dorthin gebracht hat. Zwei große Gemälde von Michelangelo Buonarotti und von Rafael sind von unbeschreiblicher Großheit und Schönheit. Von dem ersten stellt ein über sieben Fuß hohes und über vier Fuß breites Gemälde auf Leinwand die Kreuzigung Christi vor. Maria und Johannes zu den Füßen des Kreuzes, über ihnen ihre Schutzengel, im Vordergrunde ein Kardinal kniend. Rafaels fünf Fuß hohes und über vier Fuß breites Gemälde auf Leinwand enthält die heilige Veronika und ist im größten Stil dieses unsterblichen Meisters gemalt. Die Draperie ist von einer ganz besondern hohen Schönheit. Diese beiden Gemälde waren ehemals in Madrid. Die Familie, der sie angehörten, trennte sich; der eine Teil kam nach Hamburg

1) Friedrich Ludwig Heinrich Waagen, Maler des 18. Jahrhunderts aus Göttingen, der lange in Rom, später in Hamburg lebte und dort eine Malerakademie und eine Bildergalerie errichtete (s. A. Seubert, l. c. 3. Bd. S. 538). Waagen war Reichardts Schwager (s. Schletterer l. c. S. 334).

und brachte diese beiden Gemälde mit, deren erstes in einer Kapelle gehangen hatte. Sie ward darüber in einen Prozeß verwickelt, der unentschieden blieb. Nachher blieben die Gemälde wohl an siebzig Jahre im Staube vergraben, bis ein glücklicher Zufall sie dem Auge des aufmerksamen Künstlers entdeckte.

Eine heilige Familie von Tizian und Baroccio[1]) ist auch von großer Schönheit.

Ein sieben Fuß hohes und vier Fuß breites Bild von Spagnolet[2]) stellt den Apostel Paulus dar. Beleuchtung und Draperie sind von einer auffallenden Schönheit und imposanten Wirkung.

Ein kleines Bild von Nikolas Poussin, Christus mit den Aposteln auf einem ruhigen See im heitern Abendlicht, ist von ganz magischer Wirkung und gehört zu den schönsten Bildern dieses großen Meisters. Dieses ist mit andern dieser Sammlung während der Revolution aus Frankreich nach Hamburg geflüchtet.

Landschaften von Claude Lorrain, Poussin, Salvator Rosa[3]), Albani[4]), Ruisdael[5]), Castiglione[6]), Both[7]), Swaneveld[8]), Brill[9]) stehen da so ergötzend als lehrreich nebeneinander. Das gilt auch von kleinen

1) Federico Baroccio (1528—1602), ital. Maler.

2) Lo Spagnoletto, eigentl. Jose de Ribera (1588—1656), Maler.

3) Salvator Rosa (1615—1673), ital. Maler, Kupferstecher, Musiker und Dichter.

4) Francesco Albani (1578—1660), ital. Maler.

5) Jakob Ruisdael (1630—1682), holländ. Landschaftsmaler.

6) Giov. Bened. Castiglione (1616—1670), ital. Maler.

7) Entweder Andries oder Jan Both, holländische Maler des 17. Jahrhunderts.

8) Hermann van Swaneveld, holländ. Maler des 17. Jahrhunderts.

9) Paul Brill (Bril) (1556—1626), holländ. Landschafter.

Skizzen von Correggio und Guido Reni und mehreren andern Gemälden aus der italienischen Schule.

Aus der niederländischen Schule ist auch noch ein großes Bild, die Jahreszeiten von Rubens, und zwei große Bilder von van Dyck: die Anbetung der drei morgenländischen Weisen und Christus mit den fünf büßenden Heiligen, besonders merkwürdig.

Für die Freunde der edlen, alten deutschen Schule sind da auch gar liebliche Sachen: die heilige Familie, von Albrecht Dürer, in zwei verschiedenen Kompositionen; ein nettes, sehr vollendetes Weiberköpfchen von Holbein[1]) und sechszehn gar einfache, fromme und fleißige Bilder von dem alten, braven Martin Schön[3]), das Leben der heiligen Jungfrau Maria vorstellend. Jedes dieser Bilder ist vier Fuß hoch und fast drei Fuß breit.

Wenn diese Bilder da zusammenbleiben, so hat das schlesische Gebirge dadurch künftig eine Merkwürdigkeit mehr den Reisenden darzubieten. Ich wünsche dem guten Besitzer aber Käufer, die den hohen Wert der Sammlung zu schätzen wissen und einigermaßen bezahlen können.

Auf dem Wege hieher hab' ich auch das schöne, romantische Fürstenstein wieder gesehen, mit seinem neuerbauten, alten, gotischen Schlosse, das wirklich von sonderbarer und großer Wirkung in der wilden, romantischen Gegend ist; nur leider dem alten Stammschloß zu nahesteht, um, von da aus gesehen, seine ganze Wirkung zu tun, und in dem neuen, großen, modernen Wirtshause daneben mit Säulen einen sonderbaren Kontrast hat. Die Pflanzung schien eben nicht besonders erweitert und gepflegt zu sein. Es bedarf in der herrlichen, wilden Natur aber auch nur der

1) Hans Holbein d. ält. od. d. jüng.?

2) Martin Schongauer, genannt Schön, deutscher Maler des 15. Jahrhunderts.

Aufräumung und bequemen Führung zum freieren Genuß. Das Wetter war mir auch hier ungünstig. Es fiel ein feiner Regen, und da der Graf von Hochberg[1]), dessen Bekanntschaft ich ehedem schon gemacht, nicht gegenwärtig war, eilte ich um so mehr nach Schweidnitz. Nun ist vollends komplettes Regenwetter geworden, mit allem Anschein von langer Dauer, wobei denn an kein Besteigen des romantischen Zobtenberges, von dem mir damals die Aussicht ins Land und in die Ferne fast am besten gefiel, morgen gar nicht zu denken. So werd' ich für diesmal mit demselben guten Wagen, der mich hergeführt, nach meinem Hauptquartier Schmiedeberg zurückkehren, um da alte und neue Bekanntschaften, bis zur besseren Witterung, ruhig zu genießen.

Schweidnitz hat weit weniger vom Bombardement[2]) im letzten Kriege gelitten, als man nach den Beschreibungen davon glauben sollte. Manches Beschädigte ist auch wieder hergestellt, und die Spur des Krieges wird hier bald ganz verwischt sein.

1) Hans Heinrich VI. Graf Hochberg, geb. 22. April 1768, gest. 7. Mai 1833 (s. Geneal. Taschenbuch, Gotha.).
2) Im Jahre 1807 durch die Franzosen.

Vierundvierzigster Brief

Buchwald, im Mai 1809.

Ich habe nun das schöne Buchwald manchen lieben Tag und zu allen Tagzeiten gar köstlich genossen und will es versuchen, Dir ein möglichst treues Bild davon zu entwerfen. Denke Dir ein schönes, weites, fruchtbares, reich bebautes Tal, längst dem schönsten Teil der herrlichen Bergkette des Riesengebirges. Auf der Mitte dieser höchst mannigfach, meist schöngeformten Berge einige mit dunkler Waldung bedeckt, andre in ihrer nackten, freien Urgebirgsgestalt, thront die hohe Schneekoppe mit ihrer ausgezeichneten konischen Gestalt, auf ihrem Gipfel eine Wallfahrtskapelle. Sie ist nicht allein unter diesen ansehnlichen Bergen die höchste Höhe, sondern in ganz Deutschland der höchste Berg. Die Alpen und Pyrenäen bieten erst höhere Berge dar. Auf der Nordseite und in den Gründen bleiben auch im Sommer ansehnliche Schneemassen liegen. Die Abhänge der ganzen Bergkette erscheinen dem Auge aus der Ferne sanft und bieten gar mannigfaltige, zum Teil recht schöne Mittelgründe dar; hier und da von angenehmem Anbau durch große Massen dunkler Holzungen, hellen grünen Rasenplätzen und rauhen Felsmassen sehr malerisch unterbrochen.

In der größten Breite dieses weiten Tales liegt Schmiedeberg wie eine stundenlange, schön bebaute Straße; außerhalb mit vielen einzelnen, zerstreuten, zum Teil recht ansehnlichen Gebäuden umgeben, mitten in Bleichen, Gärten, Wiesen und Feldern anmutig gelegen. Künstliche Durchwässerung der Wiesen gibt ihnen nicht nur ein stets frisches, dem englischen gleiches Grün, sondern auch einen so üppigen, reichen Wuchs, daß sie wohl vier-, fünfmal des Jahres geschnitten werden können.

An den Seiten sanft hervortretende, reich bewachsene Berge mittler Höhe engen das weite Tal allmählich etwas ein, bis es sich weiterhin wieder etwas öffnet und sanft erhebt, auch zur andern Seite den Blick auf die schönen, freistehenden Falkenberge von ganz eigner schöner Form, und auf andere entferntere, reiche Ebenen begrenzende Berge freiläßt.

In dieser erweiterten Mitte des schönen Tals liegt nun Buchwald auf dem sanft sich erhebenden Boden; und alle Schätze der reichen Natur an herrlichen Wiesen, Teichen und Bächen, Holzungen, Feldern, Hügeln und Tälern, hat die bescheidene, aber sichere Hand des fühlenden, verständigen, kunstsinnigen Pflanzers und Landschaftsmalers zu einem schönen Ganzen vereinigt, das sich zugleich die große, herrliche Umgebung auf die beste Weise ganz angeeignet hat. Nirgend fängt ein Garten an, und nirgend endet einer. Das Ganze ist ein großes, schönes Landschaftsgemälde, wie es nur in der wirklichen, lebenden Natur dargestellt werden kann, welches viele und mannigfache kleinere Tableaus einschließt, die wieder oft für sich ein schönes, begrenzteres Ganze machen, und mehr als einen lieblichen Garten von freier Form bilden.

Außer dem bequemen, angenehm bepflanzten Fahrwege mit dem freien Blick in die reiche Landschaft, der auch nach Hirschberg führt, führen mannigfaltige Wege durch Wiesen, zwischen Teichen, auf schattigen Dämmen, höher durch Felder, und noch höher durchs Gebüsch, von Schmiedeberg nach dem eine halbe Stunde entfernten Buchwald. Der Wanderer, der sich, ohne einem jener Wege ganz getreu zu bleiben, von schönen, gewundenen Fußwegen durch reiche Kornfelder und schön durchwässerte Wiesen hinleiten läßt, tritt unversehens über einen kleinen Bach in Baumgruppen, von einheimischen

und fremden Hölzern angenehm gemischt, und bald darauf über ein Bohlenbrett, nachlässig zwischen blühendes Gesträuch über einen andern kleinen Bach geworfen, vor einen allerliebsten Gartensalon. Ersteigt er dessen Stufen und wendet sich, so hat er eine kleine, schöne Wasserpartie vor sich, an deren malerischen Umpflanzungen er bereits auf der einen Seite hingewandert ist, ohne zu wissen, daß er schon im Garten von Buchwald war. Der Salon selbst ist von edler, einfacher Form; sein Inneres bietet einen hellen, schön geformten, geräumigen Speisesaal von angenehmer, freundlicher Verzierung. Dickes Gebüsch, das sich dem Salon anschließt, verbirgt noch seitwärts in der Höhe angebrachte, kleine, liebliche Gartenzimmer für Gäste. Auch mir ward darin mancher schöner Morgen beim frohen Erwachen. Diese ganze kleine Partie ist so rein gedacht und ausgeführt, so in sich vollendet, daß der sinnigste Maler nichts zu ändern und hinzuzutun wüßte.

Mit einigen Schritten seitwärts tritt der frohe Wanderer auf einen schönen, freien, grünen Platz, von sanft geführtem Wasser durchschlängelt, und von malerisch gruppierten Strauch- und Baumpflanzungen reizend eingefaßt. Aus dem Boden des großen Platzes verraten hervorragende Felsklumpen das Gebirgsland, und wie ewige, unsterbliche Schafsherden heben und beleben sie das schöne Grün des Bodens. Vor sich an der offenen Seite des Platzes sieht er das alte, anspruchslose, einfache Wohnhaus, dem man es kaum ansieht, wie bequem und stattlich zierlich seine innere Einrichtung ist, die in allem den gereisten, geschmackvollen Besitzer verrät. Aus den obern Zimmern hat man die ganze, herrliche Gebirgskette vor sich, mit den verschiedenen Gartenanlagen abwechselnd, fast für jedes Fenster ein neues Tableau darbietend.

Hinter dem Wohnhause schließen sehr stattliche, im besten

Geschmack neuaufgeführte Wirtschaftsgebäude einen großen, ländlichen Hof ein. Um den weiten, grünen Vorplatz gehen innerhalb und außerhalb der Umpflanzung mannigfache Wege, zum Teil auf schön bepflanzten Dämmen, die große Teiche einschließen, deren mehrere zu einem See vereinigt, eine angenehme Wasserfahrt nach reizenden Punkten des einerseits umpflanzten Ufers darbieten. Auch aus diesen Pflanzungen gerät der Wanderer, ohne es vorher zu ahnen, auf den schönen, großen Gartenplatz.

Dies wäre nun schon eine in sich geschlossne und doch ganz freie Land- und Gartenpartie, in deren Besitz tausend und abertausend Gutsbesitzer sich sehr glücklich fühlen würden; und doch ist es bei weitem noch der kleinste Teil dieser reichen, großen Anlage.

Zwischen stattlichen Gasthaus- und Stallgebäuden neben dem Fahrwege, der mitten durch die Pflanzung läuft, und in denen auch wieder angenehme Wohnzimmer für Gäste angebracht sind, führt der Gartenweg in die größeren Garten-, Feld-, Wiesen- und Waldpartien. Auf schön geführten, reich und mannigfach bepflanzten Wegen gelangt man zuletzt durch ein dickes Gehölz, voll lieblicher Ruheplätze, zu der offenen Säulenhalle eines schönen Pavillons, von edelstem Stil, und hat da, höchst überraschend, den freien Blick auf die Hauptpartie des herrlichen Gebirges. Die Pflanzung des sanften Abhanges vor der offnen Halle verbirgt absichtlich alles übrige zu beiden Seiten, damit der eine große Gegenstand mit seiner ganzen Kraft und Schönheit zu *einem* bestimmten, großen Eindruck wirke. Nur das dunkelrote Dach des Wohnhauses blickt im Vordergrunde bescheiden aus der dicken Pflanzung des Grundes hervor, und man fühlt sich bei seinem Anblicke glücklich, nicht bloß in seinem Herzen sagen zu dürfen: wie wohl mag's den Glücklichen da unten sein, auch aus der Fülle des dank-

baren Herzens sagen zu können: wie wohl ward mir's da mitten unter sinn= und gefühlvollen Menschen!

Zunächst dem Pavillon erquickt eine reiche Stauden= und Baumpflanzung Aug' und Gemüt, und auch das Innere des schönen Gebäudes bringt noch Genüsse mannigfacher Art. Auf jeder Seite der Halle befindet sich ein angenehmes, schön verziertes Zimmer, davon eins, reich mit feinen Vasen und Blumentöpfen von den schönsten Formen, voll köstlicher Blumenstauden jeder Jahreszeit, auch eine kleine Handbibliothek der besten Dichter und Prosaisten für die edle, feingebildete Frau des Hauses enthält, die in stets reger Tätigkeit, forschend, schaffend und genießend ein genußreiches Leben sich und andern lebt. Das gegenüberstehende, zierliche Zimmer enthält optische Instrumente, die nirgend besser als hier angebracht sind, Modelle und Bücher, dem Geschmack des edlen Besitzers angemessen, der sich als Staatsminister in Förderung und Vervollkommnung des schlesischen Berg= und Hüttenwesens und so mancher edlen Fabrikation ebenso groß bewiesen, als er hier in seiner schönen, geschmackvollen Schöpfung und in der liberalen, gastfreien Art, mit der er den allgemeinen, freien Genuß derselben gestattet, und denen, die das Glück haben, ihm näher bekannt zu sein, alles auf eine höchst gastfreie und interessante Weise ganz zu genießen gibt, liebenswürdig erscheint.

Andre wohlgeführte, schattige Gänge führen wieder den Hügel herab, bei manchem lieblichen Ruhesitz vorbei, bald freier, bald versteckter zu einer Nutzungsgartenpartie, in deren Mitte auf Pfeilern, Bogengewölbe tragend, ein geräumiges Gärtnerhaus von ganz eigner, angenehmer Form steht, welches außer dem für Gartensachen und Gerätschaften nötigen Souterrain und der anständigen Gärtnerwohnung ein hübsches, helles, wohleingerichtetes Zim=

mer mit schönen, botanischen Zeichnungen und Kupferstichen enthält, in welchem sich angenehme Morgen- und Abendstunden um so lieblicher verleben, da der Weg zu dem Hause hinan mit schönen Blumen reich bepflanzt ist, und der obere äußere Gang vor den Zimmern mit blühenden Rankenpflanzen an Pfeilern und eisernen Stäben nach allen Seiten gezogen, ganz bekleidet, und mit Blumentöpfen, voll schöner, blühender Pflanzen, stets besetzt ist.

Hier hat der Wanderer nur die Wahl, seinen Weg gleich weiter den sanften Abhang hinab auf wohlgebahnten Wegen fortzusetzen, neben fruchtbaren Feldern, von herrlichen, alten Bäumen eingefaßt, und von schönen Baumgruppen unterbrochen, bis zu den köstlichen Wiesenpartien hinab, nach der dicken Waldung im Hintergrunde, von dessen äußerem Rande eine gotische Kapelle ihm angenehm zuwinkt; oder nach den Ruinen im Rücken, die von einer ansehnlichen Höhe, auf welcher sie gewissermaßen den Schlußstein und Haltungspunkt der ganzen Pflanzung machen, ihn hinanlocken. Ich führe ihn gerne gleich den buschbewachsenen Berg durch schlängelnde Wege zum hohen Turme hinan und zeige ihm da das ganze köstliche, üppig bebaute Land, mit den schönen Falkenbergen in der Mitte, und dem herrlichen Gebirgskreise, der das liebliche Schmiedeberger Tal umschließt. Eine große, reiche, unbeschreiblich schöne Aussicht! Angenehme Erinnerungen an würdige Männer des Landes und Freunde des Hauses würzen noch besonders jede bedeutende Stelle der Ruinen, die den Turm umgeben und für die Ferne angenehm erweitern. Mit allen diesen reichen, großen und lieblichen Bildern vor der Seele wird dieser hohe Standpunkt ihm hernach auf seinen weitern Lustwandlungen, durch aufgesparte Durchsichten, um so lebendiger und erfreulicher wiedererscheinen.

Nun führ' ich ihn gerne durch wohlbestellte, fruchtbare Äcker zu den schönen Gründen hinab, deren buschumkränzte, liebliche Wiesenplätze, bald weithin gestreckt, bald angenehm durch malerische Baumgruppen und vorspringende Anger begrenzt, Aug' und Gemüt erquicken. Sanftgeschlängelte Wege führen uns dann nach einer gar lieben, einfachen Fischerhütte an einem dichtumwachsenen Teiche; ein paar trauliche, zierliche Kabinettchen locken zur Ruhe, zu stiller, einsamer Beschäftigung mit seinem eignen Geiste, oder mit den Herzensergießungen befreundeter Geister ein.

Andre, immer schön umpflanzte Wege führen dann bald zu einem großen Wasserspiegel mehrerer vereinter Teiche hin, zu denen sich auf der andern Seite eine mit üppiger Saat prangende Anhöhe freundlich herabsenkt. Oben bekränzt mit herrlicher, dunkler Waldung, aus der eine heilige, gotische Kapelle mit ihrem zierlichen Turme hervortritt und den Wanderer mit unwiderstehlichem Reiz hinaufruft. In dem stattlichen Gebäude selbst findet er dann einen feinen Saal mit einem angenehmen Kabinett im Hintergrunde, beides, dem Charakter gemäß, mit Geschmack verziert. Besteigt er den zierlichen Glockenturm, so hat er auch oben, aus einem angenehmen Zimmer, die schöne Aussicht über die ganze Pflanzung, die er durchwandelte.

Nun glaubt er, das Ende der reichen Pflanzung erreicht zu haben, aber wir streifen noch in der herrlichen Waldung auf schön geführten, mit grünem Teppich bewachsenen Wegen rechts und links, weilen bei manchem lieblichen Platze, wo das schönste Grün des Bodens, von dunklem Holze eingefaßt, das Auge ergötzt, finden auch manchen freien Durchblick nach den einzelnen Höhen und Partien, die wir bereits durchwanderten, nach allen Seiten und Richtungen weislich aufgespart. Schöne, grüne

Rasenwege führen oft auch durch junge, üppige Anpflanzungen, und wo sich Wege teilen, zieht jeder mit gleichem Reize an. Der kecke Fußwandler verläßt auch wohl gerne die gebahnten Wege und dringt am Rande eines rauschenden Waldstroms durch die Waldung hindurch bis zum Gebiete des freundlichen Nachbarn, und tritt so, Erdmannsdorf gegenüber, aus dem dicken Gehölze heraus. Oder er wandelt den See entlang, bis ein lieblicher Fußpfad ihn über Wiesen nach dem lieblichen Dorfe Gretsch an der schönen Hirschberger Straße führt, und besucht die treuherzigen, freundlichen, fleißigen Seiden- und Baumwollenweber an ihren künstlichen Webestühlen, die die nie ruhende Vorsorge der edlen Beschützerin in regsames, neubelebtes Gewerbe setzte.

Mir liegt es am Herzen, meinem Wanderer jede Annehmlichkeit des lieben, schönen Buchwalds, die mich so oft beglückte, zu zeigen, und so führ' ich ihn durch die größere Breite zurück, wo ich ihm noch hundert angenehme Wege, Fußsteige und Ruhepunkte zu zeigen habe; ein schönes Ceresfeld, das den frohen Jahrestag und die eigne ernste Landbeschäftigung der edlen Besitzerin bezeichnet, und so manchen fein herausgefühlten Moment zur ländlichen Feier für jedes liebliche Wiesen- und Feldgeschäft. Gelingt es uns, zu den Kähnen an den Seen und Teichen die Ruderer zu finden, so gleiten wir auf dem stillen Wasser am Rande der sich tief im Grunde spiegelnden Ufer hin und sehen vieles bereits Genossene in einem neuen, schönen Lichte, immer anders und immer malerisch gestaltet. Ein anderes Mal befahren wir in offenem Wagen wohl in hundertfältigen Wendungen die ganze herrliche Pflanzung stets auf grünen, ebengehaltenen Wegen durch Kornfelder, Wiesen und Wälder, auf Höhen, an Abhängen, durch Täler hin, auf schönen Dämmen die Teiche und

Seen entlang. Und immer und überall überzeugen wir uns, daß bei all dem Reichtum, all der Mannigfaltigkeit der Gegenstände in diesem weiten Raume von mehreren Stunden durchaus nichts gehäuft, nichts überladen ist, alles am rechten Orte steht und seinem Standpunkt nur abgelauscht, aus ihm heraus empfunden ist, so daß, würde nun etwas Angebrachtes weggetan, es der Stelle auch gewiß für jeden fühlenden Beschauer fehlen würde!

Und alle diese schönen Kunstanlagen sind nicht bloße Lustpartien; sie enthalten und umschließen verschönernd nur die edelste Feld-, Wiesen- und Holzkultur. Gleicher Eifer beseelt das edle, glückliche Ehepaar für die möglichste Erweiterung und Veredlung der reellen Kultur; und mit reinem Bestreben und einer ganz exemplarisch genauen Aufmerksamkeit, Buch- und Rechnungsführung machen sie die Versuche der neuen englischen und der neuesten Schweizerkultur nach, um mit Überzeugung über ihren Wert oder Unwert selbst urteilen zu können, und nach dem größern oder geringern Erfolg sie beizubehalten oder zu verlassen. Nur eine solche ernstliche Teilnahme und unermüdet, ununterbrochene Beobachtung und genau aufgezeichnete Erfahrung kann zu einem sichern und befriedigenden Resultat führen. Das Erfreulichste für den Gast ist der überzeugende Anblick, daß, wie auch das Resultat ausfalle, die angenehme und nützliche Beschäftigung durch sich selbst, das edle Paar selbst zur Zufriedenheit und Glückseligkeit führt.

Fünfundvierzigster Brief

Breslau, den 20. Mai 1809.

Die fortdauernd rauhe Gebirgswitterung und der liegende Schnee im Gebirge hat mich eine kleine Reise ins Land unternehmen lassen, auf der ich viele angenehme Gegenden und Tage genossen habe. Von Schmiedeberg aus hatt' ich schon mehrere der nahgelegenen Landgüter besucht: unter andern Erdmannsdorf, mitten zwischen Schmiedeberg und Hirschberg, dem Grafen v. Kalckreuth[1]), ältesten Sohn des Feldmarschalls[2]), seit kurzem angehörig. Ein seit vielen Jahren sehr vernachlässigtes, großes Gut, das aber allen Stoff in sich hat, bei gehöriger Sorgfalt und Kultur etwas recht Großes zu werden, und unter den Händen seines jetzigen Eigentümers, eines passionierten und verständigen Landwirts, sicher auch werden wird. Die Holzung des Gutes grenzt mit der von Buchwald und kann dessen schön geführte Wege leicht aufnehmen und fortsetzen. Der schöne Bach, der von Schmiedeberg

1) Friedrich Wilhelm Emil Graf von Kalckreuth, geb. 24. Juni 1782, vermählt seit 5. Dezember 1805 mit der Gräfin Eleonore Maximiliane Sandreczky, 1812 Witwer, sodann mit Louise Johanna Friederike von Stechow vermählt, seit 16. August 1840 abermals Witwer, erfolgte sein Tod am 3. Juli 1857. Kalckreuth hat sich als dramatischer Dichter bekannt gemacht (s. Öttinger, Moniteur).

2) Friedrich Adolf Graf Kalckreuth (1737—1818), preußischer Feldmarschall, von Friedrich dem Großen nach dem Sieg bei Freiburg (1762) zum Major ernannt, stieg er von Stufe zu Stufe und ward 1788 in den Grafenstand erhoben. In den Koalitionskriegen zeichnete er sich rühmlich aus, nach der Schlacht bei Jena und Auerstädt deckte er den Rückzug der preußischen Armee. Das von ihm verteidigte Danzig konnte er nicht halten, er wurde jedoch für seine bewiesene Tapferkeit zum Feldmarschall ernannt. Im Jahre 1810 wurde er Gouverneur von Berlin (s. Meyers neues Konvers.-Lexik. 2. Aufl. 9. Bd. S. 756).

herabkommt, bespült die waldigen Anhöhen und durchwässert die Wiesengründe. Wenn die erste lästige Zeit der Amelioration und des veredelten Anbaues erst überstanden sein und der Graf an die verschönernde Pflanzung wird kommen können, wird er sich an der Seite seiner würdigen Gemahlin, einer Gräfin Sandreczky[1]), und seiner lieblichen Kinder ein sehr erfreuliches häusliches Leben bereiten können, das ihn jetzt schon, bei aller Sorge und Unruhe, zu beglücken scheint.

Eine kleine Meile weiter, aber auf sehr schlimmem Wege, gelangt man nach dem schönen Stonsdorf, dem Gute des Grafen Reuß[2]), den wir sonst in Berlin besaßen. Ihn selbst fand ich nicht da; er lebt den größten Teil des Jahres auf einem Gute seiner Gemahlin in der Lausitz. Außer der angenehmen Pflanzung, die das Wohnhaus umgibt und recht mannigfaltige Promenaden darbietet, ist hier besonders der Prudelberg durch einen ganz eignen Charakter merkwürdig. Ein sonderbares Geschiebe und Gedränge von großen Felsstücken und ungeheuren, übereinander gestürzten Granitmassen, überall mit schönem Holz und Gesträuch durchwachsen, gibt diesem ansehnlichen Berge eine ganz sonderbare Gestalt, den auch so höchst romantisch geformten und bewachsenen Bergen bei Wunsiedel und Sichersreuth im Fichtelgebirge nicht unähnlich. Romantische, wenngleich nicht bequeme Wege, schlängeln sich den Berg hinan und führen durch mancherlei Höhlen, Kabi-

1) Eleonore Maximiliane Sandreczky von Sandraschuetz, geb. 14. Juli 1783, vermählt seit 5. Dezember 1805 mit Kalckreuth, gest. 30. Mai 1812 (s. Öttinger, Moniteur).

2) Heinrich XXXVIII., geb. am 8. Oktober 1748, Witwer am 28. Juni 1815, nach seiner zweiten Gattin Johanna Friederike, geb. Baronin von Fletscher (vgl. auch Christ. Gottfr. Aßmann, Reise im Riesengebirge. Lpzg. 1798, S. 291f. als Besitzer von Stonsdorf).

nette, bedeckte Wege und Engen, die übereinandergestürzte einzelne Felsmassen höchst malerisch bilden. Hier und da sind liebliche und romantische Sitze angebracht, von denen man mannigfache angenehme Aussichten nach den verschiedenen Seiten der reichen Gegend hat, die denn oben auf der ansehnlichen Höhe des ganzen Berges recht groß und weit wird. Unerwartet war es uns, auf der äußersten Höhe die Vegetation, die unten immer noch kümmerlich ist, weitervorgerückt zu finden.

Ein gutes, ansehnliches Wirtshaus am Fuße dieses Berges bietet den Lustwandelnden aus Schmiedeberg, Hirschberg, Warmbrunn und der ganzen umliegenden Gegend bequemes Obdach und gute Bewirtung dar. Es ist daher auch einer der besuchtesten Lustorte dieser schönen Gegend.

Das ziemlich naheliegende Warmbrunn spart' ich mir zu besserer Witterung, die auch erst die Badegäste hinzulocken pflegt, welche in diesem rauhen Jahre sich auch wohl noch später, als gewöhnlich, dort versammeln werden.

Der gerade Weg von Schmiedeberg nach Hirschberg auf der köstlichen Chaussee ist über alle Beschreibung schön und reich an dem erfreulichsten Anbau. Dorf bei Dorf, Gut bei Gut, das schöne malerische Gebirge immer zur Seite.

Ganz besonders reich an Lustwegen ist auch die schöne nahe Gegend um Hirschberg herum, die ich mit meinem vieljährigen Freunde Schaum[1]) und der achtungswerten Familie, in welcher er lebt, sehr angenehm durchwandelt habe. Auch fand ich in dem Hause des Herrn Postdirektors Hahn[2]) sehr freundliche, gastfreie Aufnahme, der ich einige

1) Einen Leinewebereiindustriellen Schaum in Schmiedeberg führt „Theod. Eisenmänger, Der Kreis Hirschberg. Hirschbg. 1879, S. 144" noch im Jahre 1879 an.

2) Ein Kaufmann Hahn, der sich 1788 in Hirschberg um den Bergbau verdient machte, wird bei „Chr. Gottfr. Aßmann, Reise im Rie-

angenehme Tage verdanke. Einen anmutigen Spaziergang nahe der Stadt gewährt schon der Hausberg, längst dem über Felsstücken rieselnden, rauschenden Boberflusse hin. Ein entfernterer höherer Berg, den man Helikon genannt, gewährt einen reichern Gang durch waldige Täler und dickbewachsene Anhöhen, deren Holzung in der letzten Zeit aber teilweise sehr mitgenommen worden ist. Ein braver, patriotischer Stadtdirektor,[1]) der vor einigen Jahren das Unglück hatte, im Boberfluß zu ertrinken, hat dieser Gegend, mit dem Virgil in der Hand, ein altes, klassisches Ansehen zu geben getrachtet und den Plätzen, zu denen seine mühsam geführten Wege durch Waldungen von Laub- und Nadelhölzer über Berg und Tal führen, antike Benennungen gegeben. Den damit bezeichneten Charakter haben sie indes ebensowenig erhalten, als ein großer, langer Stein, den er Cerberus genannt, dem alten Höllenhund dadurch ähnlicher geworden, daß er ihm einen Hundskopf mit Farben hat anmalen lassen. Der brave Mann veranstaltete und unterhielt das alles indes auf seine eigne Kosten und ward dadurch immer ein Wohltäter seiner Mitbürger, wenngleich kein Verschönerer dieser schönen Natur, die ein Mann von Sinn für Naturschönheit und Geschmack, für echte Kunstbehandlung ganz anders be-

sengebirge usw. 1798, S. 208f." erwähnt. Das Haus des Postdirektors Hahn besteht noch heute, in ein Fenster desselben hat Friedrich der Große seinen Namen geritzt.

1) Stadtdirektor Joh. Christof Schönau geb. zu Gotha 1727, über dessen Verschönerungen man „J. Fr. Zöllner, Briefe über Schlesien l. c. 2. Th. S. 257f., 261" vergleiche, unt. and. ...: „Hinter dem Hausberge, etwas nördlich, hat wiederum Hr. Stadtdirect. Schönau einige Anlagen auf dem Berge gemacht, den er den Helikon genannt hat, weil er eine Ähnlichkeit mit dem griechischen Musenberg an ihm entdeckte." Nach gütiger Mitteilung des Hrn. Prof. Rosenberg ist Schönau, der seit 1780 Stadtdirektor war, 1802 im Bober ertrunken.

griffen und benutzt haben würde. Seit seinem Tode verfallen die meisten nur leicht angelegten Gänge und Sitze wieder. Den schönsten und längsten Weg auf der Höhe, den unten kühn zwischen Felsenwänden hinströmenden Boberfluß entlang, hat der Regierungsrat Geier[1]) in Hirschberg besser führen lassen und sorgt für seine Unterhaltung. Er hat auch auf einer sanften Anhöhe Friedrich dem Großen ein recht stattliches Monument errichtet, das nur den einen Fehler hat, daß es für seine Höhe und Breite zu tief ist.

Eine andre bequemere und nähere Promenade ist der Kavalierberg[2]), der vor zwanzig Jahren, als ich zum erstenmal diese Gegend besuchte, eben erst angelegt wurde. Die Pflanzung hat ein sehr gutes Gedeihen gehabt und gewährt den Bewohnern Hirschbergs und der umliegenden Gegenden einen angenehmen Versammlungsort. Man hat auf verschiedenen Seiten und Anhöhen des Berges Ruheplätze und Bewirtungsplätze für alle Stände angelegt, hat für kleine und große Gesellschaften gesorgt, die da in Pavillons, in allerlei Lusthäusern, unter Zelten und Hütten ihren Tee, Kaffee, Wein und Bier bei allerlei lustigen Spielen nach Gefallen verzehren und auch größere Lustpartien zum Tanze und Schmause öfter da veranstalten. Ich brachte da mit meinem gefälligen Wirte und der

1) Senator und Oberschaumeister Christof Joh. Geier, geb. 1736, (nicht Weiher, wie R. schreibt), seit 1789 dem Oberschauamt zu Hirschberg vorgesetzt (vgl. H. Fechner, Wirtschaftsgeschichte der preußischen Provinz Schlesien in der Zeit ihrer provinz. Selbständigkeit, Breslau 1907, S. 25, 46, 177, 344). Er hat sich auch um die Verschönerung Hirschbergs durch die Errichtung des Helikontempels verdient gemacht.

2) Ursprünglich eine Schanze (daher Kavalier) und der sogenannte „Galgenberg", den ebenfalls Stadtdirektor Schönau mit hübschen Anlagen versah (s. Zöllner, l. c., II, S. 258).

interessanten Geierschen Familie einen recht angenehmen Nachmittag zu. An den schönen gebildeten Töchtern lernte ich hernach auch feinen Sinn und Talent für die schöne Kunst kennen und habe in dem gastfreien Hause manche sehr angenehme, auch musikalisch erfreuliche Stunde genossen.

Von Hirschberg nahm ich meinen Weg über die Berge, von deren obersten Höhe man das Land köstlich überschaut, nach Schönwaldau zu dem Herrn Prälaten, Baron von Stechow,[1]) den ich bei seinem Schwager, dem Grafen von Kalckreuth bereits kennen gelernt hatte, und ward auch da mit großer Güte und Freundlichkeit empfangen. Der Baron ist ein eifriger Enthusiast für die schönen Künste, sammelt Gemälde, Kupferstiche, Bücher, liebt die Musik und hat selbst ein hübsches Quartett im Hause; verschönert seine Güter mit Einsicht und Geschmack, baut darauf gemachte Wege mit schönen Obstalleen und erinnerte mich dadurch auf das angenehmste an unsern vortrefflichen Landeshauptmann von der Bussche,[2]) der auf seinem schönen Gute Walbeck dies alles so sehr ins Große getrieben, wie es nicht leicht irgendwo von einem Gutsbesitzer geschieht und geschehen kann.

Die Frau vom Hause, eine geborne Gräfin Sandreczky, ist eine sehr verständige, gebildete Frau, von Charakter

1) Im Jahre 1806 saß auf Schönwaldau ein Karl Ferd. Prälat von Stechow, der erster Kreisdeputierter für den Kreis Hirschberg war (güt. Auskunft d. Breslauer Stadtbibl.).

2) Im Jahre 1800 gab es in der hannoverschen Ämterverwaltung einen Drosten Otto Eberhard v. d. Bussche (geb. 14. Febr. 1769), der 1845 als Oberhauptmann zu Burgwedel gestorben ist. Vielleicht identisch mit ihm, aber der Titel Landeshauptmann war in jener Zeit in der hannoverschen Verwaltung nicht üblich (gütige Auskunft des kgl. Staatsarchivs in Hannover; vgl. Freih. Gustav v. d. Bussche, Stammtafeln der v. d. Bussche. Hildesheim, 1887).

und feinem Sinn, der sich bei näherer Bekanntschaft um so erfreulicher entwickelt, wenn man erst nur die schön erhaltene Mutter von sechs lieben, tüchtigen Kindern erkennt, denen sie ganz lebt und eine liberale und freie Erziehung gibt. Ich kam da eben zu einem häuslichen, heitern Geburtsfest an, das mit einigen verständigen Freunden aus der Nachbarschaft froh begangen wurde. Schöne Höhen wurden bestiegen, und manche Projekte zur Erweiterung der Pflanzungen und Verschönerung einer schön gelegenen Meierei, auf der wir angenehm weilten, entworfen.

Es geht nicht leicht ein Genuß über das Vergnügen, mit gebildeten Menschen von Gefühl und Sinn eine anmutige, reiche Gegend zu durchstreifen, und die einzelnen Schönheiten rundum zu einem gefälligen, sinnigen Ganzen im Geiste zu vereinen. Wer dabei auch die Kraft besäße, solche Ideen gleich vor sich auszuführen und vollendet darzustellen in der lebenden Natur, wie es der Maler auf der toten Leinwand vermag, der müßte das glücklichste Wesen dieses Erdbodens sein.

Einen Morgen hatte der Baron v. Stechow die Güte, mich nach dem fast zwei Meilen von Schönwaldau gelegenen romantischen Gute Lehnhaus zu führen; es liegt hoch über dem kleinen Gebirgsstädtchen Lehne, und man hat da von den Ruinen eines alten Schlosses eine schöne, freie Aussicht auf das ganze herrliche Gebirge. Es ist gewiß einer der schönsten und nicht genug besuchten Plätze dieses köstlichen Landes. Den Garten des abwesenden Eigentümers fanden wir eben nicht im besten Geschmack angelegt. Ein marmornes Familienmonument von unserm Schadow[1])

1) Johann Gottfr. Schadow (1764—1850), berühmter deutscher Bildhauer, durch J. P. A. Tassaert und in Rom gebildet, seit 1788 Hofbildhauer in Berlin, 1816 Direktor der Akademie daselbst (s. A. Seubert, Allg. Künstlerlexik., l. c., 3. Bd., S. 221).

ward auch eben nicht am vorteilhaften Platze dieses schönen Lokales aufgestellt.

Später führte mich mein gütiger, gastfreier Wirt auch nach den herrlichen Ruinen auf dem Gretisberge, der auch eine überaus schöne, große Aussicht gewährt. Wir brachten einen ganzen Tag recht romantisch ländlich in den majestätischen Ruinen eines alten, mächtigen Schlosses zu. Ein ganz konservierter, großer Rittersaal, den man durch eine unter den hohen Mauern wohlversteckte Dachbedeckung für alle Beschädigung gesichert hat, war unser Speisesaal zu einem mitgebrachten, kalten Diner, und ein weit ausspringender, ganz offener Pavillon in den Seitenflügeln der herrlichen Ruinen unsre Kaffeelaube. Ein schönes Teleskop ward in dem ganz freistehenden, isolierten Gemäuer sehr angenehm für die herrliche Gegend benutzt. Der Berg ist auch anmutig bepflanzt und gewährt mannigfache, liebliche Wege, bequem und steil, wie man es liebt, hinauf und hinunter verschieden geführt.

Diese beiden Aussichten waren mir bei meiner ersten Reise fremd geblieben und sind kein gemeiner Beitrag zu dem alten Gewinn. In dem unten am Berge liegenden ansehnlichen Schlosse des Grafen von Hochberg fanden wir niemanden, und es scheint diesmal mein Schicksal zu sein, den Herrn Grafen überall zu verfehlen.

Auch Schönau, das Gut des Landrats von Vogten[1]),

1) Freiherr Karl Gustav v. Vogten und Westerbach auf Altschönau erscheint vor 1799 als Marschkommissar des Kreises Hirschberg, seit 1803 war er dazu noch Justizrat und seit 1805 zweiter Kreisdeputierter. In den Instanzien-Notizen für das Jahr 1812 figuriert er als erster Justizrat im Kreise Hirschberg und als Landrat. Zum letzten Male wird er für das Jahr 1832 angeführt, nämlich als Landrat a. D. und erster Justizrat. Über die Zeit seines Todes haben wir nichts ermitteln können. Wir bemerken noch, daß der v. Vogten auch bei Linke: „Fried. Theod. v. Merkel

besuchte ich in dieser angenehmen Gesellschaft und fand auch da eine liebliche Natur, die zu einer recht großen Anlage alle Materialien darbietet: herrliche, alte Bäume, ein kleiner See, fließend Wasser, schön bewachsene Hügel, köstliche Wiesen und fruchtbare Felder, alles das erwartet nur die Hand des sinnigen Pflanzers, um zu einem recht schönen Ganzen vereinigt zu werden. Ein ganz altes, massives Wohnhaus, dem der Besitzer ein plattes, italienisches Dach gegeben, und dessen Inneres aus großen Sälen und regelmäßigen hohen Zimmern besteht, die der in Italien gereiste Hausherr mit vielen guten Kunstsachen ausgeziert hat, erinnerte mich an manches alte, brave Landhaus in der Lombardei, und selbst die Umgebung hat etwas von jener Natur. Ein braver, rüstiger, alter Abbé[1]), der den Vater des Herrn von Vogten und ihn selbst auf Universitäten und Reisen geführt, auch dem Enkel[2]) jetzt noch Unterricht erteilt und sich in dem nahe gelegenen Städtchen Schönau mit einem kleinen, artigen Hause angebaut, von den Bürgern aus persönlicher Zuneigung und Achtung zum Bürgermeister ernannt, geleitete mich zu einem sehr angenehmen Morgengange in das schöne Bobertal, in welchem ein kleines Dorf und einige Mühlen sehr malerisch gelegen sind. Eine ziemlich bejahrte Müllerin mit einem noch jungen Manne nötigte mich gar freundlich in ihre stattliche, nicht längst erbaute

im Dienste des Vaterlandes" Teil I (Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte, 5. Bd.) S. 181 und Teil II (ebenda 10. Bd.) S. 187 erwähnt wird. Als Besitzer von Schönau angeführt bei (A. F. Zimmern), Beiträge zur Beschreibung v. Schlesien, Brieg 1786, 6. Bd. S. 393.

1) Er hieß A. Otto (gütige Auskunft der Breslauer Stadtbibliothek).

2) Wohl Rudolf Freih. Vogten und Westerbach, der um 1837 Justizrat in Hermsdorf war (s. Kneschke, l. c. 9. Bd. S. 408).

Mühle und war sehr erfreut, daß ich mir ihr recht nettes Haus vom Boden bis zur Küche genau zeigen ließ. Als ich die Bemerkung machte, die Küche sei auch fast zu klein für ein so stattliches Haus, sagte der verständige, junge Mann: er habe erzählen hören, wie Friedrich der Große dieselbe Anmerkung einmal in dem neuerbauten Hause eines reichen Generals gemacht; dieser habe ihm aber zur Antwort gegeben: er habe immer eine kleine Küche geführt, und das habe eben das Haus so groß gemacht. Höchst angenehme Stunden hab' ich in dem lieblichen, von schön bewachsenen Hügeln und Bergen umschlossenen Tale zugebracht und meinen Rückweg nach Schönau über einen ansehnlich hohen Berg, von dem die Aussicht auch ausnehmend schön ist, gar unterhaltend gefunden. Von dieser gebildeten, gastfreien Familie fuhr ich in einem Nachmittage den schönen, fünf Meilen langen Weg auf trefflicher Chaussee über Goldberg nach Liegnitz in weniger als fünf Stunden. Diese angenehme Stadt liegt mitten im reichsten, fruchtbarsten Obstgarten, den die ganze Gegend rund um die Stadt bildet. Hier hört' ich auch die erste Nachtigall, die das Gebirge leider entbehrt. Es ist den zarten Kehlen da schon zu rauh.

Die Verpflanzung der Glogauschen Kammer, jetzt Regierung genannt, ließ mich hier viele, sehr liebe, alte Freunde finden und mehrere neue, interessante Bekanntschaften machen, die ich besonders der großen Gefälligkeit des Majors von Langwerth[1]) verdanke, den ich auch schon aus Berlin kannte, und mit dem ich mich bereits mehrere Male

1) Karl August Langwerth von Simmern, geb. 1765, wurde 1783 Fähnrich im Inf.-Rgt. Prinz Friedrich Nr. 19 und schied am 20. Juni 1808 als Major aus. Er stand zuletzt beim Infanterieregiment Wendessen Nr. 29 und starb am 17. Juli 1818 (gütige Auskunft der Kgl. preuß. geh. Kriegskanzlei).

in dem schönen Buchwald getroffen hatte. Der Regierungspräsident von Erdmannsdorf[1]), Baron von Rothkirch[2]), der nach Breslau bestimmte Stadtdirektor Streit[3]) und Assessor Hampe[4]) ließen mich der großen schlesischen Gastfreiheit ebenso erfreulich genießen, als meine ältern Freunde und Bekannte, Graf von Schweinitz[5]) und sein ehemaliger Führer, jetziger Regierungsrat Sack[6]) (ein

1) Friedrich August von Erdmannsdorf, deutscher Rechtsgelehrter, Chefpräsident in Liegnitz, geb. zu Strauch b. Meißen (Sachsen) 16. Mai 1771, gest. zu Liegnitz 30. Mai 1827 (s. Öttinger, Moniteur).

2) Wohl Karl Baron von Rothkirch, Herr der Herrschaft Bertelsdorf, gestorb. 1830 (s. E. H. Kneschke, Deutsch. Adelslexikon).

3) Karl Konrad Streit, Regierungsrat, schlesischer Schriftsteller, geb. zu Groß-Glogau am 2. März 1751, absolvierte die Universität in Frankfurt a. O. und erhielt 1773 die Stelle eines Regimentsauditeurs. Daneben war er schon frühzeitig schriftstellerisch tätig, gab ein theatralisches Wochenblatt heraus und stellte sein „Gelehrtes Schlesien" zusammen. 1785 begründete er die wichtigen „Schlesischen Provinzialblätter", deren Redakteur er fortan blieb. Besondere Verdienste erwarb er sich auch um das Breslauer Stadttheater. Streit wurde 1802 Kanzleidirektor und 1809 Regierungsrat, 1826 trat er aus dem Staatsdienst und starb im selben Jahre am 21. September (s. Allg. dtsch. Biographie, 36. Bd. S. 564).

4) Johann Samuel Hampe, deutscher Orgel- und Klavierspieler, Komponist und theoretischer Schriftsteller, geb. 11. November 1770 zu Lucine im Fürstentum Öls, wurde 1792 Sekretär bei der Steuerkanzlei zu Tarnowitz, 1796 Registrator bei der Kgl. Zolldirektion zu Glogau, wo er mit E. T. A. Hoffmann befreundet war und auf das künstlerische und literarische Leben der Stadt einen bleibenden Einfluß nahm. Er gründete dort 1807 ein stehendes Konzertunternehmen. Im März 1809 wurde er nach Liegnitz versetzt, wie dies auch mit Reichardt übereinstimmt. 1816 kam er als Regierungsrat nach Oppeln, wo er auch eine musikalische Gesellschaft errichtete und am 9. Juni 1823 starb (s. Reißmann, l. c. 4. Bd. S. 513).

5) Julius I., Graf Schweinitz, gest. 1833.

6) Einen Regierungsrat Sack gab es 1806 bei der Magdeburger Regierung (gütige Auskunft des Kgl. preuß. geh. Staatsarchives).

würdiger Bruder unseres vortrefflichen, geheimen Staatsrats[1])), mit denen ich auf meiner letzten italienischen Reise so angenehme Zeiten in Rom lebte, und der Geheimrat Trautvetter[2]) und seine ganze liebe, herzliche Familie. An der ältesten, feinen Tochter dieses alten Freundes fand ich auch eine sehr liebe, angenehme Sängerin, mit der ich einen erfreulichen, musikalischen Abend an dem Fortepiano ihres geschmackvollen Lehrers, Herrn Hampe, verlebte. Selbst in diesem Fortepiano macht' ich die angenehme Bekanntschaft eines sehr geschickten, jungen Instrumentenmachers aus Glogau, dessen Name mir leider entfallen, dessen fleißige Arbeit aber recht viel verspricht.

Von Liegnitz machte ich in der angenehmen Gesellschaft des Herrn Stadtdirektors Streit eine sehr schnelle Fahrt die acht Meilen hieher, wo ich unsern alten, edlen Freund, den Präsidenten von Schuckmann[3]), eben im Begriff

1) Wohl Johann Aug. Sack, preußischer Verwaltungsbeamter aus Steins Schule, geb. am 7. Oktober 1764 in Cleve, gest. am 28. Juni 1831, diente mit Stein zusammen bei der Regierung in Cleve und kam schon 1798 als Geheimer Oberfinanzrat ins Generaldirektorium nach Berlin, 1813 Zivilgouverneur des Landes zwischen Oder und Elbe. 1816 übernahm er das Oberpräsidium in Stettin (s. Allg. dtsch. Biogr. 30. Bd. S. 152 f.).

2) Trautvetter war 1806 Direktor der zweiten schlesischen Provinzial-Akzise- und Zolldirektion zu Glogau, Geheimer Ober-Akzise- und Zollrat; er zeichnete sich während der französischen Okkupation aus, wofür er 1809 durch ein Geldgeschenk belohnt wurde (gütige Auskunft des Kgl. preuß. geh. Staatsarchives).

3) Friedrich Freiherr von Schuckmann, preußischer Staatsmann, geb. den 26. Dezember 1755 zu Mölln, 1784 Assessor des Kammergerichtes zu Berlin, 1790 Oberbergrichter und zugleich Königl. Münzrichter in Breslau, 1795 Kammerpräsident in Baireuth und im folgenden Jahre auch in Ansbach. Während der Kriegsereignisse von 1806 und 1807 entfaltete er hier eine große Geschäftsgewandtheit, bis er im Mai des letzteren Jahres von den Franzosen wegen unbegründeten Verdachts der Verräterei nach Mainz abgeführt und

finde, auf sein neuerkauftes Gut Hartlieb, eine Stunde von der Stadt, zu gehen, und mich gerne mit ihm einsetze, um dort einige frohe Tage in alter, herzlicher Vertraulichkeit zu verleben. Von dort ein Mehreres.

dann in Heidelberg interniert wurde. Im nächsten Jahre wieder in Freiheit gesetzt, ließ er sich zu Hartlieb in Schlesien als Gutsbesitzer nieder. Aber schon 1810 ward er zum Geheimen Staatsrat ernannt, 1814 Minister des Innern, welche Stelle er 1817 mit der Direktion des Berg- und Hüttenwesens vertauschte. 1834 trat er, zum Freiherrn erhoben, aus dem Staatsdienst aus, starb aber im selben Jahre am 17. September (s. Allg. dtsch. Biographie, 32. Bd. S. 647ff.).

Sechsundvierzigster Brief

Hartlieb bei Breslau, den 25. Mai 1809.

Ich lebe hier so ruhig heitere Tage, wie man sie nur im Kreise edler, gebildeter, mit sich selbst einiger Menschen, in der Mitte einer wahrhaft glücklichen Familie leben kann. Wäre ich nicht längst schon überzeugt, daß hiezu äußere Glücksumstände viel weniger wesentlich sind, als der sichere richtige Blick, der alles Große und Kleine nach seinem wahren Werte schätzt, der gute, reine Wille und Charakter, der sich und andre fürs Rechte und Wahre entscheidend bestimmt, und der freie, liberale Sinn im Genießen und Entbehren, im Versagen und Gewähren, der ungetrübt und unverkümmert in allen Lagen und Verhältnissen, und am sichersten in sich selbst eine ergiebige Quelle der Zufriedenheit findet, wär' ich hievon nicht schon längst überzeugt, so hätt' ich's hier lernen und begreifen müssen.

Unser edler Freund hat in der glänzendsten Epoche seines Lebens, als Präsident beider Kammern in Baireuth und Ansbach, geschätzt und gesucht von den Höchsten und Größesten des Landes und Auslandes, nie eine so heitre, ihm selbst und den Seinigen wohltuende Existenz gehabt, als er hier in einer weit beschränkteren, aber aus Neigung und Überzeugung freigewählten Lage sich selbst bereitet hat. Auch sah ich ihn seit den letzten zwanzig Jahren nie so frei und heiter an Leib und Seele als hier.

In der Mitte der vortrefflichen Familie seiner edlen, würdigen Gemahlin, einer Geborenen von Lüttwitz[1]), um-

1) Henriette Freiin von Lüttwitz auf Mittelstein war die zweite Gemahlin Schuckmanns, deren Schwester Eleonore seine dritte Gemahlin. Schuckmann hatte aus seinen drei Ehen acht Kinder, von welchen ihn fünf überlebten (s. Allg. dtsch. Biogr. 32. Bd. S. 650).

ringt von sechs lieben, hoffnungsvollen Kindern, wohnt das edle Paar in einer angenehmen, fruchtbaren Gegend, wenngleich auf keine Weise groß und glänzend, doch bequem und angenehm, und lebt in freundschaftlicher Nachbarschaft edler Geschwister und deren liebenswürdigen Familien ein wahrhaft patriarchalisches Leben, von aller Affektation und Ostentation gleich weit entfernt. Was das böse Schicksal der abscheulichen Kriegsjahre ihm gelassen, wird hier auf die zweckmäßigste Weise zum Anbau und zur Veredlung eines mäßigen Gutes angewandt, das ihnen so eben ein durch weise Ökonomie und einfachen Geschmack absichtlich beschränktes Leben gewährt. Die großen, mit frohem Mute überstandenen Widerwärtigkeiten des Krieges haben ihr gegenseitiges Vertrauen auf sich selbst und ineinander befestigt, und sie so dem höchsten Ziel alles menschlichen Strebens sicherer und schneller zugeführt, als es wohl auf dem ebnen Wege steten Wohlergehens hätte geschehen mögen. Mit sich selbst ganz einig zu sein, zu wissen, was man will, und die Gewißheit in sich zu haben: ich kann auch, was ich will, das ist doch wohl die sicherste Grundlage echten Menschenglücks. Wer dabei auch, rückblickend auf sein ganzes verflossenes Leben, sich sagen kann: du hast überall deine Pflicht getan, der nur kann die vollendete Gemütsruhe genießen, welche die größten Menschen aller Zeiten als das höchste Ziel alles menschlichen Strebens erkannt haben.

Mit welcher Klugheit und Würde, zu allgemeiner Achtung, Schuckmann den schlimmen Vorposten der preußischen Monarchie als Präsident der Kammern von Baireuth und Ansbach vorgestanden, beweist schon der frühere bayerisch ehrenvolle Dienstantrag, dem ein Jahr vor dem preußisch-französischen Kriege der Antrag einer Finanzministerstelle vom Könige von Württem-



FRIEDRICH von SCHUCKMANN,

KÖNIGL. PREUSS. GEH. STAATS-MINISTER DES INNERN.

Gez. von F. Krüger, lithogr. von Wilh. Werner

berg[1]) gefolgt, welchem wieder kurz vor dem Ausbruche des Krieges derselbe wichtige Antrag vom Großherzog von Baden[2]) folgte. Aus Anhänglichkeit an den preußischen Staat, in welchem er in Berlin beim königlichen Kammergericht, in Breslau bei der Regierung und in Baireuth und Ansbach bei der Kammer, seine ganze Karriere, überall mit gleicher Ehre und zur Zufriedenheit dreier Könige, gemacht, lehnte er die ehrenvollen Anträge alle ab. Den letzten besonders, weil er die Gefahren, die auf dem wichtigen Vorposten ihm drohten, so nahe sah, daß ihm das Gebot der Ehre und Pflicht, darauf zu bleiben, um so vringender schien. Bald sich selbst überlassen, durchdrungen don dem mit der Gefahr wachsenden Gefühl der heiligen Pflicht, entschlossen, das Land nicht preiszugeben, mußte er den feindlichen Anführern und Behörden überall im Wege sein. Da man auch bald sah, wie sehr er seinem Souverän anhing und das Wohl des Landes zu seinem eigenen machte, alle Lockungen und Drohungen auch nicht über ihn vermochten, ward er endlich als Gefangner nach Frankreich abgeführt.

In Mainz hatte er das Glück, in die Hände des ehrwürdigen Marschalls Kellermann[3]) zu kommen, der seinen edlen, uneigennützigen Charakter und seine männliche Frei-

1) Friedrich I. Wilhelm Karl, erster König von Württemberg (1754—1816).

2) Karl Friedrich, Großherzog von Baden (1728—1811).

3) Franz Christof Kellermann (1735—1820), französischer Marschall, war bei Beginn der Revolution maréchal de camp, empfing das Kommando der Moselarmee und erfocht den Sieg bei Valmy. 1793 an die Spitze der italienischen Armee gestellt, wurde er infolge Verdächtigungen abgesetzt, jedoch wieder zur Armee zurückgeschickt, 1795 aber von Napoleon ersetzt. Er trat nun in den Senat ein, wo er präsidierte (1801). Unter der Restauration wurde er Pair (s. Dictionnaire biographique etc. Paris 1834, 3. Bd. S. 194).

mütigkeit zu schätzen wußte und ihn nicht nur gut, sondern selbst edel behandelte. Er konnte seine Frau und Kinder nachkommen lassen und mit ihnen von dem Gelde seines in Ansbach verkauften Hauses, in einer anderthalbjährigen Gefangenschaft in Mainz und Heidelberg, wohin ihn die Verwendung des Großherzogs von Baden half, ruhig sich und den Seinen leben. Ehe diese glückliche Vereinigung in dem lieblichen Lande aber zustandekommen konnte, waren noch böse Zeiten zu überstehen. Unzählige Beschwerden der Schwangerschaft und Niederkunft auf der Flucht; die Schmerzen des Kindesverlustes und der ängstlichen Sorge um den gefangenen, geliebten Gemahl wurden aber auf mehreren Hin- und Herreisen und dem kümmerlichsten Aufenthalte im Zufluchtsorte von der zärtlichen, ganz ihrer Mutterpflicht lebenden Gattin mit solchem Heldenmute überstanden, daß sie selbst den mutigen, jeder Gefahr ruhig entgegengehenden Mann mit Bewunderung erfüllen mußte. Endlich kam die Zeit der glücklichen Vereinigung und des ruhigen, ja ruhigern Beisammenseins, als es ihnen in den Jahren des mühevollen Geschäftslebens je geworden. Diese Zeit hat auch wohl den Entschluß und das volle Vertrauen reif werden lassen, lieber beschränkt als Landmann sich und den Seinen künftig zu leben, als je wieder in die große, unruhvolle Staatskarriere zu treten, die jedem rechtlichen Manne an der Spitze wichtiger Geschäfte, dem es am Herzen liegt, seine hohe Pflicht ganz zu erfüllen, fast immer auch die Aufopferung seiner eignen freien Existenz zur Pflicht macht.

Um jene Zeit hegte auch noch ein anderer großer, deutscher Hof den Wunsch, den erfahrenen, denkenden und biedern Staatsmann zum Finanzminister zu gewinnen, und hochgeachtete Staats- und Geschäftsmänner, die unsern Freund von Anbeginn seiner rühmlichen Laufbahn her

kannten und ehrten, verwandten sich eifrig für das Gelingen jenes Wunsches.

Die edlen deutschen Fürsten, der Großherzog von Baden, der Fürst von Nassau-Weilburg[1]) und der Erbprinz von Mecklenburg-Schwerin[2])(sein eigentlicher Landesfürst) bezeigten ihm in der Gefangenschaft ihre Teilnahme so tätig, daß auch dadurch seine Treue und Unfähigkeit zu jeder Intrige vor den Augen der Welt verbürgt wurden.

Nach seiner Entlassung aus Frankreich hielt er, nach reiflicher Erwägung der Zeitumstände, beim preußischen Hofe um seinen Abschied an und erhielt ihn vom König unter Bezeugung der vollkommensten Zufriedenheit mit seinem ganzen Betragen.

Zurückgekehrt in die Mitte der edlen Familie, mit der ihm der beste Teil seines Lebens, durch so verschiedene Zeiten und Lagen stets gegenseitig bewährt, verflossen, lebt er nun ein ländlich einsames Leben, geteilt zwischen seiner liebenswürdigen Familie, seiner ernsthaft betriebenen Landwirtschaft und dem Studium seines ehemaligen Faches. Auch die Musen, die ihm stets hold waren, winden manche heitre Blume in den Eichen- und Ährenkranz des deutschen Mannes und Staatsbürgers.

Wenn er die Staatswirtschaft auch nicht mehr zu öffentlichen Zwecken, auch nicht zu dem der Kritik studiert, so muß er, das Vergangene mit dem Gegenwärtigen vergleichend, seine Beruhigung darin finden, immer redlich in seinem öffentlichen Leben das Gute gewollt zu haben; und gewiß freut er sich gerne daran, wenn er sieht, daß man in der Erkenntnis und Anwendung desselben Fortschritte macht.

1) Friedrich Wilhelm von Nassau-Weilburg (1768—1816).

2) Großherzog Friedrich Franz I. von Mecklenburg-Schwerin (1756—1837).

In jenen ruhigen Tagen des stillen Aufenthalts in dem schön umgebenen Heidelberg schrieb er auch seine Ideen über Finanzverbesserungen auf und machte sie in einer kleinen gediegenen Schrift[1]) bekannt, die ihn nicht bloß als den allgemein anerkannten, praktischen Geschäftsmann, sondern auch als einen denkenden und forschenden Staatsmann und trefflichen, echt deutschen Schriftsteller darstellt. In einem kurzen Vorbericht sagt er von den Ideen: „Sie sind bloß der Nachhall eines vollbrachten, nicht großen, wenngleich langen und mühevollen Geschäftslebens, Rückblicke auf Mittel, wodurch einiges Gute bewirkt, und auf Hindernisse, wodurch Streben, mehr Dauerndes zu gründen, gehemmt wurde."

Breslau hab' ich diesmal von hier aus nur einige Male auf Stunden besucht, um einige mir dort noch lebende Freunde zu sehen, wozu mir die edle Gastfreiheit des Herrn Buchhändlers Wilh. Gottlieb Korn[2]) und seiner vortrefflichen Gemahlin überaus freundlich die Hand boten, indem sie mir jene in ihrem schönen, geschmackvoll eingerichteten Hause zu einem frohen Mittagsmale vereinigten. Mit vieler Freude sah ich bei dieser erwünschten Gelegen-

1) Ideen über Finanzverbesserungen, von dem ehemaligen königl. preuß. Kammerpräsidenten in Anspach und Bayreuth und geheimen Oberfinanzrat Fr. von Schuckmann. Tübingen, in der J. G. Cottaschen Buchhandlung 1808 (Not. d. Verf.).

2) Wilh. Gottlieb Korn übernahm 1762 die schon sehr umfängliche Verlagsbuchhandlung von seinem Vater Johann Jakob, erweiterte sie durch eine größere Zahl Verlagswerke und vergrößerte den Wirkungskreis der Firma durch die Pflege der polnischen Literatur. Sein Tod erfolgte indessen schon 1806, und Reichardt dürfte ihn also mit seinem Sohn Johann Gottlieb verwechseln (s. Allg. dtsch. Biogr. 51. Bd. S. 338 f.), der am 4. Oktober 1765 geboren wurde und am 31. Juli 1837 starb, seine Gattin hieß Christiane Dorothea, geb. Weigel, geb. am 11. November 1776, gest. im August 1854 (gütige Mitteilung des Herrn Verlagsbuchhändlers W. G. Korn).

heit den braven Bürde[1]) wieder, dem ich auch die treffliche Übersetzung der großen Hymne, Miltons Morgengesang[2]), verdanke, die mir Veranlassung zu einer meiner gelungensten Kompositionen für die Singeakademie des edlen Meisters Fasch gab; und Herrn Ebell[3]), dessen schönes, musikalisches Talent mir seit seiner trefflichen Komposition des Monologs der Thekla so lieb und wert ist, und der sich auch als Mensch durch Bescheidenheit und ernstliches Streben so rühmlich vor so vielen jungen

1) Samuel Gottlieb Bürde (1753—1831), Dichter und Übersetzer, zu Breslau geboren, besuchte das Elisabethgymnasium daselbst, als sein Vater starb, ohne ihm etwas zu hinterlassen. Doch schützte ihn ein Stipendium vor dem dringendsten Mangel, und er studierte in Halle die Rechte. Von 1776—1778 war er Lehrer in Breslau, später Privatsekretär, worauf er in preußische Staatsdienste trat und 1815 Hofrat in Breslau wurde (s. Frz. Brümmer, Lexikon der deutsch. Dichter u. Prosaisten ... bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Lpzg. S. 67; Goedeke, 2. A. 5. Bd. S. 442 f.; 7. Bd. S. 425 ff.).
2) Diese Komposition ist nun in vollständiger Partitur von Menzel sauber gestochen und bei dem Autor für einen holländischen Dukaten sowie die vollständige, in Partitur gestochene italienische Oper Brenno, mit untergelegtem deutschen Texte, für zwei Friedrichsdor zu haben. Die Hymne war anfänglich nur für ein großes Chor und vier Solosingepartien komponiert; für die öffentliche Bekanntmachung ist aber auch ein vollständiges Orchester hinzugefügt, und so ist sie nun in beiden Gestalten anzuwenden (Not. d. Verf.). — Wohl Karl Erdmann Menzel, Vater des berühmten Adolf Menzel, ein Breslauer Lithograph, gestorben 1832 (gütige Mitteilung der Breslauer Stadtbibl.; vgl. H. Knackfuß, Ad. Menzel, 1895, S. 1.)
3) Heinrich Karl Ebell (1775—1824), hatte Jura studiert und betrieb die Musik nur als Dilettant; er komponierte aber mehrere Opern, die ihn so bekannt machten, daß er 1802 vom Direktor des Breslauer Theaters als Musikdirektor berufen wurde, welche Stelle er 1804 aber wieder aufgab. Er trat wieder in den Staatsdienst und wurde 1816 zum Regierungsrat in Oppeln ernannt. Er ist auch der Gründer des philomusischen Vereins in Breslau (s. Eitner, l. c. 3. Bd. S. 299 f.).

Tonkünstlern auszeichnet. Er hat zwar das musikalische Fach als Metier verlassen und ist bei der Breslauer Kammer angestellt: aber dennoch hat er fortgefahren, sich mit der Komposition zu beschäftigen, hat einige sehr angenehme Operetten für den trefflichen Komiker Schüler[1]) und seine kunst- und talentvolle Frau komponiert, und sich zuletzt auch mit vielem Glück in der Instrumentalmusik an einigen Quartetten versucht. In Herrn Birey[2]) lernt' ich bei der Gelegenheit einen verständigen, talentvollen Tonkünstler kennen. Gerne hätt' ich noch manche andre Bekanntschaft persönlich gemacht, die mich schon durch schriftliche Mitteilung interessiert hatte, und der Ruf mir auch wünschenswert machte; aber der Landaufenthalt bei einem trauten, längst entbehrten Freunde war mir zu interessant, um oft nach der Stadt kommen zu können. Zudem waren mir so viele alte, werte Gönner seit meiner ersten Reise da abgestorben: der so höchst liberale, gastfreie Minister von Hoym, der vortreffliche Kriegsrat von Klöber[3]), Verfasser des klassischen Werks über Schlesien

1) Schüler (Schüller) um 1800 auch in Wien am Hoftheater als Sänger engagiert (s. Neuestes Sittengemälde von Wien. Wien 1801, 2. Tl., S. 131), ist vielleicht mit Karl Phil. Aug. Schüler (Schüller) identisch, der 1775 zu Breslau geboren wurde und von Jugend auf beim Theater war (s. Theaterkalender auf das Jahr 1800, S. 156). Er dürfte vielleicht um 1813 gestorben sein, da 1814 seine Frau Eugenie eine neue Ehe einging (vgl. früher I, S. 130 f., Anmkg. 2).

2) Gottlob Benedikt Birey (1772—1840), Musiker, geb. zu Dresden, komponierte schon 1788 und erhielt bei verschiedenen Theatertruppen die Musikdirektorstelle, ging 1807 nach Wien und wurde 1808 Kapellmeister am Breslauer Theater, gründete dort auch einen gemischten Gesangverein. 1824—1828 übernahm er das Theater in Pacht, ging dann nach Weimar, 1834 wieder nach Breslau (s. Eitner, l. c. 2. Bd. S. 38).

3) Karl Ludwig von Klöber und Hellscheborn, Schriftsteller, Kriegs- und Domänenrat bei der Kgl. Preußischen Kriegs- und

vor und nach dem Jahre 1740; der edle, rechtliche Professor Garve[1]), der selbst in der Zeit seines schweren Leidens noch so freundlich, teilnehmend und mitteilend blieb; der fast ein gleiches trauriges Schicksal und Ende erleidende, kunstsinnige, edle Major Kessel[2]); der biedre, treffliche Geheimrat Langhans[3]) u. a. m. — Fast alles, was mir damals den Aufenthalt im Hause meines ältesten und vertrautesten Freundes Schuckmann so höchst interessant machte, war dahin; wie natürlich also, daß ich mich an diesen, den ich nach so vielen überstandenen Beschwerden und Leiden an demselben Orte so häuslich glücklich wiederfand, und an seine vortreffliche Familie so nah als möglich anschloß, um die erwünschten Tage in ländlicher Ruhe und Heiterkeit

Domänenkammer in Breslau, gestorb. am 4. Juni 1795 (s. Kayser, Bücherlexikon 3. Tl. S. 360f. u. K. K. Streit, Alphab. Verzeichnis aller im Jahre 1774 in Schlesien lebenden Schriftsteller usw. Breslau 1776, S. 75 mit Aufzählung seiner Schriften).

1) Christian Garve (1742—1798), deutscher Philosoph, kurze Zeit Professor in Leipzig, seit 1772 wieder in seiner Vaterstadt Breslau lebend. Friedrich der Große schätzte ihn hoch. Reichardt besuchte seine Vorlesungen in Leipzig (s. Schletterer l. c. S. 107).

2) Ernst Friedrich Wilh. von Kessel, gebor. am 23. Januar 1747 in Ober-Schönau (Kr. Oels), wurde am 10. Sept. 1764 Fähnrich beim Inf.-Regt. Nr. 31, avancierte 1766 zum Sek. Leutnant, 1776 zum Prem. Leutnant, 1781 zum Stabskapitän, 1782 zum Komp. Chef, 1797 zum Major und erhielt am 25. September 1798 den Abschied (gütige Auskunft der Breslauer Stadtbibliothek, desgl. d. kgl. preuß. geh. Kriegskanzlei). K. war ein bekannter Kunstliebhaber, besonders Kupferstichsammler (s. Kausch, Ausführliche Nachrichten über Schlesien. Salzburg 1794, S. 283, 289).

3) Karl Gotthard Langhans (1733—1808), Baumeister, geb. zu Landeshut in Schlesien, bildete sich 1759—75 auf Reisen aus. Bei seiner Rückkehr wurde er Kriegs- und Oberbaurat bei der Kammer in Breslau, zehn Jahre später erhielt er die Stelle eines Geh. Kriegsrates und Direktors des Oberhofbauamtes in Berlin. Von ihm ist das Brandenburger Tor gebaut (s. A. Seubert l. c. 2. Bd. S. 408).

ganz zu genießen. Ich habe darüber nicht einmal das Theater gesehen, welches durch eintretende Festtage auch mehrere Tage unterbrochen wurde, so gerne ich auch manches mir hochangerühmte Talent kennen gelernt und den vortrefflichen, meisterlichen Komiker, Herrn Becker[1]) aus Weimar und seine talentvolle Frau[2]), wiedergesehen hätte. Dem schönen Mai und Junius in einem lieblichen, ländlichen Aufenthalte muß aber jeder städtische Kunstgenuß weichen. Für manches andre, was eine so ansehnliche, wohlhabende Stadt wie Breslau an geselligem Genuß und öffentlichen Vergnügungen darbietet, war es auch eben nicht der Zeitpunkt. Die Schlesier lieben den Sommeraufenthalt in ihren angenehmen Bädern, und viele der angesehensten Einwohner waren bereits dahin abgegangen, besonders nach Landeck, wohin ich meinen Weg auch noch zu richten gedachte. So behielt ich mir die nähere

1) Heinrich Becker (Beck), berühmter Schauspieler, geboren zu Berlin in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, betrat als Jüngling noch das Weimarer Theater und gehörte während seiner ganzen Tätigkeit dortselbst zu den Lieblingen Goethes, der ihn auch zum Regisseur ernannte. 1809 verließ er Weimar, um nach Hamburg und Breslau zu gehen. Von hier aus trieb er sich während mehrerer Jahre an einer Anzahl minderwertiger Bühnen herum, hauptsächlich wegen seiner Frau, die Sängerin war und mit ihm engagiert sein wollte. 1820 nahm ihn Goethe wieder in Weimar auf, aber in seiner Gesundheit zerrüttet, starb Becker schon 1822 daselbst (siehe Eisenberg, Bühnenlexik. l. c. S. 73f.).

2) Karoline Becker, geb. Ambrosch, mit der Becker angeblich erst seit 1810 vermählt war und die er in Berlin kennen gelernt hatte, war Sängerin und hätte dem Alter nach seine Tochter sein können. Sie bewog ihn Weimar zu verlassen, wo für sie keine Tätigkeit war. In Hamburg verließ jedoch Becker 1812 seine Gattin, die ihm fortwährend Kränkungen zufügte und sich nun nach Wien und Stuttgart verfügte. 1815 verschwand sie aus der Öffentlichkeit (s. Eisenberg, Bühnenlexikon l. c. S. 74).



Heinrich Beck

Bekanntschaft mit dem neuen Breslau für eine der Gesellschaft vorteilhaftere Jahreszeit vor, überzeugt, daß ich meinen Weg nach Wien künftig jederzeit lieber über Breslau als über Prag nehmen würde, wobei mir denn auch noch der Gewinn der näheren Bekanntschaft mit Niederschlesien und einem schönen Teil von Mähren bleibt. Dieser Weg war eigentlich jetzt schon in meinem Plan, und nur die Zeitumstände zwangen mich, den andern zu nehmen.

Siebenundvierzigster Brief

Schmiedeberg, im Junius 1809.

Es sind am Ende des vorigen Jahres fünf wichtige Verordnungen für die preußische Monarchie von Königsberg aus ergangen, welche die Form der Staatsverwaltung gänzlich umändern, und auch selbst auf eine Umbildung der Verfassung zu deuten scheinen. Folgende nämlich:

1. Publikandum vom 16. Dezember 1808, die veränderte Verfassung der obersten Staatsbehörden in der preußischen Monarchie betreffend.

2. Verordnung wegen verbesserter Einrichtung der Provinzial-, Polizei- und Finanzbehörden vom 26. Dezember 1808.

3. Geschäftsinstruktion für die Regierungen und sämtlichen Provinzen vom 26. Dezember 1808.

4. Instruktion für die Oberpräsidenten in den Provinzen vom 23. Dezember 1808.

5. Ordnung für sämtliche Städte der preußischen Monarchie vom 19. November 1808.

Diese letzte ist in mehreren Städten Schlesiens bereits eingeführt und wird in den andern mit vielem Anteil und Eifer soeben in Gang gebracht. Sie muß und wird für den Bürger gewiß von den heilsamsten Folgen sein; sie gibt ihm die freie Tätigkeit für das Gemeindewohl wieder, die er seit einem Jahrhunderte einbüßte, macht ihn selbständig und wird gewiß nicht ermangeln, den tätigen Gemeingeist zu erwecken und zu beleben, der dem Bürger bisher so sehr fehlte.

Überhaupt wird nun mit großer Tätigkeit, den obengenannten Verordnungen gemäß, ganz Schlesien organisiert und erleidet dadurch von allen preußischen Provinzen die meisten Umänderungen. Denn Schlesien, das ehemals

seinen eigenen dirigierenden Minister, und in ihm gewissermaßen einen Vizekönig hatte, ist danach durchaus unter die, durch das Publikandum, die Einrichtung der obersten Staatsbehörden betreffend, angeordneten Departements gezogen worden. Es hat in der Person des ehemaligen Präsidenten v. Massow[1]) einen Oberpräsidenten, mit der in der Instruktion für den Oberpräsidenten bestimmten Kompetenz, als oberste Kontrolle, Ratgeber und Mitwirker in pressanten Fällen, erhalten. Die beiden bisherigen Kammern zu Breslau und Glogau sind nach den Vorschriften der Verordnung wegen verbesserter Einrichtung der Provinz-, Polizei- und Finanzbehörden, und der Geschäftsinstruktion für die Regierungen, in zwei Regierungen zu Breslau und Liegnitz umgeformt worden und haben die in jenen Verordnungen bestimmten Sektionen und Geschäftserweiterungen erhalten, indem ihnen die Akzisedirektionen, Konsistorien und das Oberberg- und Münzamt (zurzeit noch theoretisch, nicht faktisch) einverleibt worden sind. Die Städte werden sämtlich, nach der Ordnung für sämtliche Städte der preußischen Monarchie, durch sich selbstgewählte Stadtverordnete und Magistrate organisiert. Breslau hat in dem bisherigen Regierungsrat Streit aus Liegnitz einen Polizeipräsidenten erhalten, die andern Städte Polizeidirektoren, welche der König mit dem übrigen Polizeipersonale bestellt, und wozu die Kammern die Unterhaltungskosten aufbringen müssen.

Nach den obengenannten Verordnungen sollen auch landständische Mitglieder zu den Regierungen erwählt

1) Julius Eberhard Wilhelm Ernst von Massow (1750—1816), deutscher Rechtsgelehrter, 1798 Geheimer Staats- und Justizminister, seit 1802 Chefpräsident des Kammergerichtes, 1807 pensioniert (s. Allg. dtsch. Biographie, 20. Bd. S. 573).

werden. Diese sollen nach der allgemeinen Bestimmung des Gesetzes aus den landständischen Repräsentanten der Provinz gewählt werden. Schlesien hatte aber deren bis jetzt nicht. Wohl eine sogenannte Landschaft, die aber bloß die gewählte Verwaltung des Kredit- oder Pfandbrief-systems bildete. Nach der Grundlage dieses Systems hat man zwar bereits achtundzwanzig ständische Repräsentanten wählen lassen wollen, und sie sollen auch bereits gewählt sein; die Erteilung unbedingter Vollmachten für dieselben hat jedoch noch Schwierigkeit gefunden, und bei der Bestimmung solcher Wahlen durch Bewerbung, Konnexion und pekuniärem, nicht intellektuellem Vermögen mag der Verlust der durch den Verzug ruhenden Mitwirkung an Weisheit und Energie so groß eben nicht sein.

Die Ober- und Untergerichte der Provinz haben bis jetzt keine wesentlichen Veränderungen erlitten. Die drei Oberamtsregierungen zu Breslau, Glogau und Brieg haben diese Benennungen mit dem Prädikat Oberlandgerichte vertauscht. Die bisherigen standesherrlichen Mediatregierungen haben den Titel Regierungen ablegen und dagegen sich standesherrliche Gerichte nennen müssen.

Das wichtigste, materielle, neue Gesetz ist, außer den Verwaltungsgrundsätzen, welche die Verordnung wegen verbesserter Einrichtung der Provinzial-, Polizei- und Finanzbehörden und die Geschäftsinstruktionen für die Regierungen bestimmen, das Edikt vom neunten Oktober 1807 und den darauf gefolgten Deklarationen, wodurch die Erbuntertänigkeit aufgehoben worden und der Besitz der Verteilung der Rittergüter freigegeben worden ist. Über dieses Edikt ist ein ganzer Berg von Schriften pro und kontra zusammengeschrieben worden.

Wer ohne Vorurteil urteilt, wird gern zugestehen, daß die jetzige Geschäftsverteilung vernünftiger und zweckmä-

ßiger ist, als die alte, welche nach und nach durch Zufälligkeiten gebildet worden war; daß der Zeitpunkt, wo der Krieg das Alte zerrissen hatte, allerdings der einer neuen Organisation war; daß die jetzt in den angeführten Verordnungen aufgestellten Verwaltungsgrundsätze der reinen staatswirtschaftlichen Theorie gemäß sind, und daß besonders Vernunft und Gerechtigkeit die Aufhebung der Erbuntertänigkeit und die Freigebung des Besitzes und der Abteilung der Rittergüter billigen müssen. Aber die Klugheit scheint nicht hinreichend Bedacht genommen zu haben, die bei dieser neuen Einrichtung unvermeidliche Reibung möglichst zu mindern. Man schien anfangs sie vielmehr absichtlich recht schneidend zu betreiben. Die Friktion ist daher allerdings sehr groß, und wer steht dafür, daß sie nicht so zunehmen könne, daß ein Stillstand unvermeidlich wird?

Ein Fehlgriff scheint es vielen zu sein, daß man mit der Vollziehung der Städteordnung den Anfang gemacht hat, statt sie später nachfolgen zu lassen. Die Bildung der Stadtverordneten hebt das Übergewicht, welches die Zünfte und Innungen in den Stadtgemeinden haben, nicht auf, wie man scheint geglaubt zu haben. Diese aber haben ein einseitiges Interesse, sich der Vollziehung der Grundsätze der Gewerbefreiheit entgegenzusetzen, und tun es jetzt durch ihre gewählten Obrigkeiten und Repräsentanten mit verdoppelter Kraft. So sieht man jetzt täglich, kontrastierend mit den öffentlich ausgesprochenen Regierungsgrundsätzen, durch den Breslauer Magistrat in den Provinzialzeitungen Zunftbeschränkungen erneuern, die schon veraltet und vergessen waren, und die Regierung schweigt noch dazu.

Den meisten Tadel findet hier die Einführung der Oberpräsidenten, die viele, nach der ihnen durch ihre Instruktion

gegebenen Bestimmung in der Regel nicht bloß überflüssig, sondern sogar schädlich glauben. Man meint, daß die Kontrolle, welche sie führen sollen, besser durch Visitationen von Zeit zu Zeit bewirkt werden könnten: denn es wird von beiden Seiten ein großer Grad der Selbstverleugnung und Biegsamkeit erforderlich sein, wenn auf dem Standpunkte ihr Zustand gegen die Regierungen und deren Präsidenten nicht bald in dauernden Zwist und Eifersucht übergehen soll, wie wohl schon manche einzelne Erfahrung beweist.

Viele sind auch der Meinung, daß das Edikt vom 9. Oktober 1807 in einem unpassenden Zeitpunkte publiziert worden, da die Länder noch mit fremden Truppen besetzt waren, und finden auch die Fassung unpassend, welche der noch so rohen, untern Volksklasse wörtlich die Freiheit proklamierte. Dazu kam, daß man, statt denen, welche dabei Opfer bringen mußten, die doch immer auf bisherige Gesetze, Urkunden und bezahlte Erwerbstitel gegründet waren, die Pille zu vergolden, sie absichtlich zu verbittern schien, indem man verstattete, daß sie in öffentlichen Regierungsblättern mit Sarkasmen gemißhandelt wurden, statt bloß darin die Privatschriftstellerei darüber ausbrausen zu lassen. Vielmehr verweigerte man in Schlesien Schriften für die Privilegierten das Imprimatur und erregte so wohl gar den Glauben, daß die Wage der Gerechtigkeit durch Reaktion das Gleichgewicht verloren habe. Es entstanden auch Unruhen, die die ärgerliche Notwendigkeit herbeiführten, das fremde Militär um Erhaltung der Ruhe anzurufen. Indessen ist es jetzt sehr gut, daß die Schlesier über diesen notwendigen Schritt glücklich hinweg sind.

Seitdem haben die obengenannten Edikte und Verordnungen auch schon öffentliche Kommentatoren und

Kritiker gefunden, die sie teils von oben herab aus dem hohen Standpunkte der Philosophie und Geschichte beleuchtet, teils von unten hinauf aus dem bisherigen Kreise der Erfahrung und Geschäftsführung betrachtet und erwogen haben. Dieses letzte geschah vorzüglich in der Zeitschrift des Professors Voß: die Zeiten[1]), von einem preußischen Geschäftsmanne, der, wie der Herausgeber in einer Vorerinnerung versichert, in der alten Staatsadministration nicht nur einen sehr angesehenen Posten bekleidet hat, sondern auch zu den einsichtsvollsten, vorurteilsfreiesten und der Verfassung kundigsten Geschäftsmännern gehörte. Er hat besonders das Publikandum vom 16. Dezember 1808, über die veränderte Verfassung der obersten Staatsbehörden, sorgfältig kommentiert und im ganzen viel Unparteilichkeit gezeigt, wiewohl in einzelnen Punkten auch die Vorliebe für die langgewohnte, alte Verfassung, welche der Kommentator sehr gründlich und vollständig kennt, häufig hervorscheint. Sein Haupttadel trifft die Trennung des Ministeriums des Innern und der Finanzen, in zwei koordinierte Behörden geteilt, die erst in der Person des Landesherrn den höheren Vereinigungspunkt finden; und die neuerrichtete Charge der Oberpräsidenten als unnötige Vervielfältigung der Instanzen. Er sieht diese für überflüssig und der auf Vereinfachung und Belebung abzielenden Verfassung nachteilig an. Das Publikandum selbst scheint ihm auch an sehr vielen Orten zu verraten, daß der erste Entwurf auf Ansetzung eines einzigen Ministers für das Innere und die Finanzen berechnet gewesen ist.

1) Die Zeiten oder Archiv für die neueste Staatsgeschichte und Politik. Rudolstadt, später Leipzig 1805—1820, herausgeg. von Christ. Daniel Voß (gest. 27. April 1821) (s. Kayser, Bücherlexikon, 6. Tl. S. 118).

In diesen Tadel stimmt auch Herr von Woltmann[1]) zum Teil ein, der in einer besondern Schrift[2]) die neue, preußische Staatsorganisation beleuchtet. Er holt weit aus und geht von den Grundsätzen des reinen Staatsrechts, der Gleichheit und Freiheit, als leitenden Idee aus, und will, daß das Staatsrecht der Erfahrung im möglichst geringsten Widerspruch mit jenem bleibe. In der Tendenz der französischen Revolution oder derjenigen politischen, welche sich jetzt über die ganze gebildete Welt ausbreitet, sieht er die Erledigung der ursprünglich deutschen Nationalfreiheit von den Fesseln der Feudalität. In den neuen, preußischen Kriegsartikeln findet er die gleiche Pflicht und das gleiche Recht aller Jünglinge und Männer zum Waffendienst für das Vaterland mit Nachdruck und Würde ausgesprochen; für die Erhaltung der völligen Gleichheit des Adels und Bürgers wünscht er indes noch einige sichernde Maßregeln bei der Wahl und Ernennung der Offiziere; auch wünscht er spätere Dienstjahre. An der neuen, bürgerlichen Organisation betrachtet er, in welchem Verhältnis der neuorganisierte Geschäftsgang in der preußischen Monarchie sowohl zu den Grundsätzen des reinen Staatsrechtes, als der Revolution unsrer Zeit gefunden werde. Er findet in ihr die Tendenz nach Verbindung der freiesten Entwicklung der einzelnen Individualitäten mit

1) Karl Ludwig von Woltmann, geistreicher Schriftsteller, geb. am 9. Februar 1770 in Oldenburg, studierte in Göttingen, Privatdozent daselbst, 1794 außerord. Professor in Jena, 1799 Hofrat in Berlin. W. schlug nun eine diplomatische Laufbahn ein, war 1800 hamburgischer Legationsrat in Berlin, 1806 Gesandter der Hansestädte. 1812 flüchtete er vor den Franzosen nach Prag, wo er am 19. Juni 1817 starb (s. Goedeke, 2. A. 6. Bd., S. 318ff.).

2) Geist der neuen preußischen Staatsorganisation von Karl Ludwig von Woltmann. Leipzig und Züllichau, bei Darnmann 1810 (Not. d. Verf.).

dem schützenden Zwange der Einheit für die Gesamtheit. Die neue Verfassung wurde „nach einer wissenschaftlichen Begründung organisiert", darum „sagt sie auch dem reinen Staatsrecht und der großen politischen Revolution zu, die in unsern Zeiten über die Erde geht". Hr. W. sieht in den Verordnungen die Absicht, statt eines Feudalkönigs und einer Feudalmonarchie ein reines Königtum zu schaffen; die notwendige Auflösung des Erbadels und die Notwendigkeit, „einen solchen Adel zu stiften, welcher dem Bedürfnis der Zeit entspricht und sich dem reinen Staatsrecht mehr nähert, als der alte Feudaladel, welcher also der neuern, französischen Stiftung ähnlich würde, deren Adel viel weniger als der alte Feudaladel Gleichheit und Freiheit verletzt." Ja er will, „daß der Adel eigentlich nichts sei, als eine persönliche Auszeichnung, und es gleichsam nur eine Erhöhung dieser Auszeichnung bedeute, wenn man demselben die Eigenschaft, sich zu vererben, beilegt." Die Staatsbeamten und Militärpersonen sollen durch ihre Ämter und Stellen zu Grafen und Baronen des Reichs erhoben sein und das Recht haben, für ihre männliche Nachkommenschaft vorschriftsmäßige Majorate zu stiften; der bloße Edelmann soll gar nicht mehr sein; die Staatsminister und Marschälle sollen für ihre Person Titel und Stern des Fürsten haben.

Die neue Organisation soll nicht bloß die Formen der Verwaltung betreffen, sie soll auch auf Bildung einer ganz neuen Verfassung gehen; eine wirkliche, ständische Gemeindeverfassung soll gebildet, der Nation eine wirksame Teilnahme an der Gesetzgebung zugesichert werden.

Für die preußische Monarchie sei der Zeitpunkt eingetreten, „daß sie der reinen Souveränität und zugleich der höchsten Freiheit durch ein gutachtliches Organ des Volkswillens teilhaftig werden könne."

Bei diesen freimütigen, gewagten Äußerungen eines, wenn auch nicht Staatsbürgers, doch Bewohners von Berlin, kann ich mich des Gedankens an jene Zeit nicht erwehren, da, zu Anfang der französischen Revolution enthusiastische Patrioten in Berlin öffentlich äußerten, wie alles das, was die konstituierende Nationalversammlung der französischen Nation zu verschaffen gedachte, der preußischen, durch das neue Gesetzbuch, das eben im Erscheinen war, gleichmäßig zugesichert würde, und dadurch veranlaßten, daß mit diesem eine neue Revision vorgenommen wurde, die vielfache Beschränkungen zur Folge hatte.

Achtundvierzigster Brief

Warmbrunn, im Junius.

Auf mancherlei Kreuz- und Querwegen über Schönau, Goldberg, Schönwaldau, Löwenberg hab' ich das liebe, fruchtbare Schlesien bis an die sächsische Grenze lustig durchstrichen. Da fand ich dicht bei Lauban in dem feinen Hause des gastfreien Herrn von Mutius[1]) auf Berthelsdorf einen sehr angenehmen Ruhepunkt. Frohe, genußvolle Tage hab' ich da in seiner und seiner gebildeten, geistreichen Gemahlin Gesellschaft verlebt. Alles, was Wohlstand mit Geschmack genossen, angenehme, ländliche Umgebung, durch schöne Pflanzungen genießbarer gemacht, und feiner Genuß der schönen Künste Wohltuendes und Erfreuliches gewähren, ward da im angenehmsten Verein genossen. In Lauban selbst fand ich einen alten, guten Bekannten an Herrn von Hillesheim, mit dem ich auf meiner ersten schlesischen Reise sehr frohe, lustige Tage in Löwenberg und Flinsberg verlebte, die jetzt bei der heitern Tafel und beim köstlichen Wein manche erfreuliche Rückerinnerung gewährten. Sein braver, wackerer Bruder, den auch die unruhigen Zeitumstände aus Ansbach hieher verschlagen, vermehrte da und in Berthelsdorf die angenehme Gesellschaft.

Der Weg hieher läuft längs den sanft abhängenden Bergen über Greifenberg auf bequemer Chaussee und fährt sich gar leicht und angenehm.

Hier bin ich durch die gütige Anmeldung und Vorsorge

1) Franz von Mutius, Sohn des Franz Josef von Mutius (1704 bis 1788), hatte von seinem Vater Berthelsdorf und Maureck ererbt, war lange Jahre Landschaftsdirektor der Fürstentümer Schweidnitz und Jauer und mit Wilhelmine Kraker von Schwarzenfeld vermählt (s. E. H. Kneschke, Deutsch. Adelslexikon, Lpzg. 1865, 6. Bd. S. 431).

der Frau von Mutius, die ich hier wiederzufinden das Glück habe, auf dem Schlosse des Herrn Grafen von Schafgotsch[1]) sehr gastfrei aufgenommen und lebe mit der vortrefflichen Familie ein sehr erfreuliches, recht großes Familienleben. Die Gräfin vereint mit der angenehmsten und edelsten äußern Erscheinung alle Tugenden einer vortrefflichen Mutter und Hausfrau: man kann nichts Verständigeres und zugleich Herzlicheres sehen. Ihre Sorgfalt und Aufmerksamkeit für ihre zahlreiche Familie scheint grenzenlos, und man sollte glauben, daß sie dadurch ganz absorbiert werden müßte. Dennoch weiß sie solche auch in hohem Grade auf ihre Gäste und die Gesellschaft auszubreiten, und die schöne Kunst und die Wissenschaft finden auch ihre Zeit und Pflege bei ihr.

In dieser interessanten Gesellschaft habe ich auch das romantische Stonsdorf wieder besucht und es in seiner ganzen Fülle und Herrlichkeit gesehen und genossen. Auch den herrlichen Kynast und seine tüchtigen Ruinen hab' ich wieder bestiegen, und was mich doppelt freute, in derselben guten, herzlichen Gesellschaft des braven Justizdirektors Gehlisch, der mit seiner lieben, guten Frau noch dasselbe gräfliche Gebäude in Hermsdorf[2]) bewohnt, in welchem sie mich auf meiner früheren Reise so äußerst gütig und gastfrei aufnahmen. Aber die ehrwürdigen Ruinen stürzen im Innern merklich zusammen. Schade, daß nicht ein Teil davon, der noch ganz geschlossene Zimmer gewährt, durch eine wohlangebrachte Bedachung vor Wind und Wetter geschützt wird, wie es mit den herrlichen Rui-

1) Jedenfalls Josef Gotthard Graf Schaffgotsch (1767—1844), von der schlesischen Linie, vermählt seit 28. April 1795 mit Maria Josefa Freiin Skrbensky, geb. 9. September 1778, gestorb. 19. Februar 1851 (s. Geneal. Taschenbuch d. gräfl. Häuser, Gotha).

2) R. schreibt Hermstädt, was entschieden unrichtig.

nen auf dem Gretisberg geschehen! So würde man auch oben eine sichere, angenehme Ruhestätte finden.

Auch in Hirschberg hab' ich's mir wieder in der trefflichen Geierschen Familie recht wohl sein lassen und mit den liebenswürdigen Töchtern einige genußvolle Stunden am Fortepiano verlebt. Dieses ward hier leider durch eine häusliche Störung zu bald unterbrochen, und so die angenehme Stimme einer jungen Gräfin Wengerska[1]) und das Fortepianospiel der edlen Hausfrau selbst zu wenig genossen.

An dem braven Landschaftsmaler Reinhart[2]) fand ich in Hirschberg auch einen alten Berliner Bekannten. Er zeichnet fleißig die schönen Ansichten des Riesengebirges nach der Natur und läßt die bedeutendsten derselben auch in Kupfer stechen und nach der Natur illuminieren.

Die ganze nördliche Ansicht des Riesengebirges hat Schumann[3]) auch in zwei schönen, großen Blättern mit vieler Wahrheit dargestellt. Das eine begreift die Ansichten vom Forst bis Schmiedeberg bis zur kleinen Sturmhaube, das andre die von dieser bis zum Reifträger.

In dem ansehnlichen, mit Geschmack aufgeführten und eingerichteten Hause, welches der verstorbene Graf von Schaffgotsch[4]) außer dem großen, herrschaftlichen Schlosse zum Vergnügen der Badegäste hat erbauen lassen, haben

1) Entweder Maria Adelheid Gräfin Wengerska, später vermählte Freiin Roden v. Hirzenau, geb. 1791, oder Eugenie, geb. 1790, spätere Gräfin Henckel v. Donnersmarck (s. Wurzbach, 54. Bd., S. 286).

2) Johann Christian Reinhart (1761—1847), Landschaftsmaler und Radierer, 1810 Mitglied der Berliner Akademie, lebte viel in Rom, wo er auch starb (s. A. Seubert, l. c., 3. Bd., S. 127f.).

3) Joh. Gottlieb Schumann (1761—1810), Kupferstecher und Radierer (s. A. Seubert, l. c., 3. Bd., S. 278).

4) Nach gütig. Mtlg. des Hrn. Prof. Dr. Nentwig ist dies die sog. „Gallerie", die Graf Johann Nep. Schaffgotsch (1732—1808) errichten ließ und welche am 31. Juli 1800 eingeweiht wurde.

wir auch einem recht angenehmen Ball mit beigewohnt, der zwar nicht zahlreich, aber doch belebt war. Die rauhe Jahreszeit hat die Badegäste noch zurückgehalten; die meisten haben sich erst für den künftigen Monat ihre Wohnungen bestellt. Indessen fand ich doch schon manchen alten, guten Bekannten unter den Badegästen. Unter andern den ehemaligen Kammerpräsidenten von Buddenbrock[1]) aus Marienwerder, der sich noch eines Besuchs erinnerte, welchen ich ihm im zehnten Jahre meines Lebens mit meinem Vater[2]) von Königsberg aus in dem vierzehn Meilen entfernten Mohrungen, seiner damaligen Garnison, zu Pferde gemacht, und weckte in mir manche erloschene Erinnerung aus meinem frühesten Kunstleben auf. Auch den wackern Fichte[3]) fand ich hier mit seiner Familie, aber leider erst eben den letzten Tag, da meine Abreise bereits beschlossen ist. Es treibt mich wieder nach dem lieben Schmiedeberg, wo Deine Briefe meiner warten, und von wo aus ich noch so manchen schönen, interessanten Ort zu besuchen habe. Auch die angenehm malerischen Johannisfeuer versprechen mir dort einen erfreulichen Gebirgsabend.

Welch ein ganz anderes, reicheres und lustigeres Leben ist doch das herrliche Gebirgsleben! Leib und Seele fühlen sich da freier, lebendiger, kräftiger, mutiger. Die tiefste

1) Freiherr von Buddenbrock diente in jüngeren Jahren als Militär, wurde in die Zivilverwaltung übernommen, war Kammerdirektor in Ostpreußen, dann Kammerpräsident in Marienwerder. Im August 1807 erhielt er auf seinen eigenen Wunsch — er war 65 Jahre alt — seinen Abschied (gütige Mittlg. des kgl. preuß. geh. Staatsarchivs zu Berlin). Über Reichardts Jugendbekanntschaft mit Buddenbrock vgl. Schletterer l. c. S. 48, 49, 50.

2) Johann Reichardt, geb. um 1722 in Oppenheim a. Rh., Stadtpfeifer in Königsberg, später Musiklehrer daselbst, Laute und Violine waren seine Hauptinstrumente (s. Eitner, l. c., 8. Bd., S. 162).

3) Joh. Gottlieb Fichte (1762—1814), der berühmte Philosoph.

Einsamkeit ist da belebt; alles spricht das Gemüt an, weckt Ideen, die sich bei dem schnellen Wechsel der Gegenstände jagen und kreuzen, daß es eine Lust ist. Jede verborgene, schlafende Kraft wird aufgeregt, jedes Gefühl geweckt und oft bis zum Entzücken gesteigert. In den tausendfachen Lichtern und Schatten schweben oft so hell, so nahe die geliebten Gestalten der entfernten Lieben heran, in den rieselnden Bächen, im Säuseln des Laubes und des hohen Farnkrauts tönen und lispeln so leis ihre Stimmen, vernehmliche Töne und Worte hör' ich oft im Rieseln und Säuseln, und antworte und rufe ihnen wieder zu aus der innersten Fülle des Herzens, das immer höher und lauter schlägt, wie ich die dicht verwachsensten, steilsten Höhen erklimme. Und welche hohe Ruhe dann wieder in den rundumflossenen Tälern der hohen Berge, wo sich oft kein Lüftchen regt, kein Laut sich hören läßt, das kleinste Insekt im Grase eine hörbare Bewegung macht und mich aus der tiefsten Versunkenheit in Gefühlen und Gedanken aufschreckt. Und ist die höchste Höhe erstiegen, und der Blick schweift weit in die Ferne über die nächste Ferne tief unter den Füßen hinweg, wie erweitert sich da die Brust, welche Fülle, welche Höhe fühlt man da in seinem Innern! Lauter Jubel, kühne Sprünge werden da aus Sprache und Gang; die Welt des begeisterten Gesanges, des heiligen Tanzes umgibt den Hochbeglückten, dem des Morgens frisches Wehen, der Vorbote der ersten Sonnenstrahlen, die heiße Brust erfrischt und zu neuem höherm Leben weckt und hebt, und dann wieder aus den letzten, goldnen Strahlen der Sonne, aus dem wundervollen Rot des Abends die süße Ruhe des Himmels und ihre entzückenden Träume saugt; so den herrlichen Tag der Höhe und ihre wonnige Nacht schwelgerisch genießt, ohne die Ermüdung der dampfenden Tiefe.

Neunundvierzigster Brief

Schmiedeberg, im Junius.

Es ließe sich wohl nicht leicht ein angenehmer Ort zum Mittelpunkt für die mannigfachen Wanderungen in diesem lieblichen Gebirgslande wählen, als dieser ist, das lustige, mannigfache Gewerbe, das er vor so vielen andern des Landes selbst in dieser Zeit der Stockung behält, macht ihn dem Fremden doppelt interessant. Die dreifache Handlung des Herrn Waeber[1]) und seiner ihm assoziierten Schwiegersöhne Alberti[2]) und Barchewitz[3]) machen den Teil der Straße, in welcher sie wohnen, so lebendig und befahren, daß die Post nicht selten sich über die Hemmung des Fahrweges beschwert. Dieses würdige Haus, dessen Chef schon lange als ein menschenfreundlicher Wohltäter des Orts und als patriotisch gesinnter Staatsbürger

1) Salomon Gottlieb Waeber, Kommerzienrat und Großindustrieller, war eines armen Dorfschullmeisters Sohn, der als Millionär starb und sich bedeutende Verdienste um die Hebung der schlesischen Industrie erwarb (s. H. Steffens, Was ich erlebte. Breslau, 1843, 3. Bd., S. 161). Seine Tochter heiratete den Schwager Reichardts. Sein Tod erfolgte (in Schmiedeberg) am 13. Juni 1816 in Alter von 75 Jahren 5 M. 23 Tagen (gütige Auskunft des hochw. Herrn Past. prim. Demelius in Schmiedeberg).

2) Friedrich Alberti, Industrieller, war der Schwager Reichardts und in einer sehr traurigen Zeit, als die große Not unter den Webern anfing, ein stiller, wohltätiger und allgemein beliebter Mann. Obschon er von dem reichen Schwiegervater weniger geerbt, als man vermuten sollte, und die für den Leinwandhandel ungünstige Zeit einen jeden zwang, sein erworbenes Vermögen zusammenzuhalten, blieb er doch, soweit er es vermochte, der hilfreiche Freund der verarmten Weber (s. K. Steffens, Was ich erlebte, Breslau, 1843, 8. Bd., S. 161 f.)

3) Stadtverordneten-Vorsteher Gustav Wilhelm Barchewitz, gest. in Schmiedeberg am 3. Februar 1822 im Alter von 48 Jahren 7 Mon. (gütige Auskunft des hochw. Herrn Past. prim. Demelius).

allgemein geehrt wird, ist jetzt auch durch sein Vermögen und den unerschütterlich guten Willen, auch in diesen Jahren, in welchen aller Absatz stockt, den Einkauf des Leinens nicht einzustellen, ohne welchen die in Dürftigkeit versunkenen Weber des Gebirges gänzlich zugrunde gehen müßten, ein großer Wohltäter des verarmten Gebirgslandes. Du kannst denken, wie glücklich dies unsern menschenfreundlich gesinnten Alberti macht, der eben diesen Teil des großen Handelshauses verwaltet. Auch durch eine ansehnliche Tabaksfabrik und Damast-Tischzeugfabrik beschäftigt es eine große Anzahl Einwohner. Dabei lebt diese zahlreiche Familie ein geselliges, heiteres Familienleben, doch ohne den großen, äußern Aufwand, den mancher andre, gleich bemittelte, wohl dem höhern, edlern Vergnügen einer stillen, großen und ausgebreiteten Wohltätigkeit vorziehen möchte. Auch dem Fremden ist es ein freundliches, gastfreies Haus, wenn er Sinn für die Würde eines echt deutschen, wahrhaft bürgerlichen Charakters hat.

Die angenehmste Gastfreiheit lebt auch in hohem Grade in dem ansehnlichen Hause des Herrn Kommerzienrats Waldkirch[1]), der sich groß und schön angebaut und sich neben seinem eigenen wichtigen Handlungshause auch das Verdienst um die Handlung überhaupt erworben, für das allgemeine Beste große und kostspielige Versuche zur Verbesserung der Bleichmethode gemacht zu haben. So hat auch sein Landsmann, Herr Flach[2]) (sie sind beide aus Schwaben hergezogen) neben seiner ansehnlichen Kreasfabrik das

1) Kommerzienrat Christof Waldkirch, gest. am 8. Juli 1812 im Alter von 62 Jahren 4 Mon. 9 Tagen (gütige Auskunft des hochw. Herrn Past. prim. Demelius).

2) Erb-Lehr- und Gerichtsherr Johann George Flach, gest. am 21. Juli 1822 im Alter von 56 Jahren, 8 Mon. 10 Tagen (Schmiedeberger Kirchbücher).

Verdienst, den Handel nach Italien sehr erweitert zu haben; und Herr Gebauer das in dieser Stockung des Leinwandhandels doppelt wichtige Verdienst, eine sehr bedeutende Bandfabrik neuangelegt zu haben, die an dreihundert Menschen beschäftigt und ernährt. Schmiedeberg ist jetzt fast vor allen andern schlesischen Gebirgsstädten reich an ansehnlichen Handels- und Fabrikhäusern, und es herrscht im ganzen eine äußerst lebhafte Gewerbsamkeit und Industrie. Dabei sind die bemittelten Einwohner auch geselliger als in den meisten andern Städten dieser Art.

Unser Friedrich Alberti hat hier auch eine Lese- und Tischgesellschaft gestiftet, die unter dem Namen Odeon einen Abend jeder Woche eine zahlreiche und ansehnliche Gesellschaft versammelt. Man versammelt sich gegen sechs Uhr, liest erst ein paar Stunden — an den Abenden, denen ich beiwohnte, wurde aus Shakespeare und Goethe vorgelesen —, dann tafelt man lustig miteinander. Bei der Tafel wurden frohe Lieder gesungen, wozu ein eifriger Kunstfreund, der Senator Fritze[1]), ein zweckmäßiges Liederbuch veranstaltete, welches jedes Mitglied neben seinem Teller liegen hat. Angenehme Damenstimmen, an denen es hier nicht fehlt, singen die Lieder mit Klavierbegleitung, und die ganze Gesellschaft stimmt im Chor mit ein. Nach der Tafel sorgt der jedesmalige, erwählte Freudenmeister für die lustige Unterhaltung des übrigen Abends, der bald mit Tanz, bald mit allerlei gesellschaftlichen Spielen froh beendigt wird. So weiß man sich auch im Sommer, während welchem die Gesellschaft in den Häusern solcher Mitglieder gehalten wird, die im Besitz ansehnlicher Gärten sind, gesellige Hausfreuden neben den mannigfachen Ver-

1) Jedenfalls mit Friedrich Gottlieb Fritze, kgl. Land- und Stadtgerichtsassessor, identisch, gest. am 3. März 1819 im Alter von 58 Jahren 1 Mon. 14 Tagen (Schmiedeberger Kirchbücher).

gnügungen des schönen Landes rund umher zu verschaffen. Dieses wird von den Stadtbewohnern auch häufig besucht. Die reichste Quelle ist und bleibt den Menschen von Geschmack und Gefühl das schöne, herrliche Buchwald. Aber auch nach andern Seiten haben sie angenehme Lustorte. Am häufigsten und fast täglich wird das nahegelegene Buschvorwerk besucht. Da sah ich letzt auch in froher Gesellschaft die schönen Johannisfeuer brennen. Es ist ein ganz eigener, lustiger Anblick. Auf allen Höhen und Mittelhöhen in der Nähe und Ferne werden Feuer, große und kleine, angezündet; das stärkste und malerischste Licht geben Pechtonnen. Die ganze Gebirgskette, die schon durch das herrlichste Mondlicht wunderbar schön erleuchtet war, wurde durch jene unzähligen Feuer nach ihren Höhen und Mittelgründen bezeichnet und malerisch gehoben. Wir brachten einen großen Teil der Nacht, selbst auf mehreren Anhöhen herumstreichend, sehr angenehm belebt zu. Eine über dem Dorfe Buschvorwerk gelegene, einsame Holländerei war mir die Nacht besonders aufgefallen, und ich machte bald darauf einen höchst erfreulichen, einsamen Abendgang dorthin. Die Sonne versprach einen herrlichen Untergang, und so suchte ich mir den anmutigen Weg über die Höhen nach jener Holländerei. Er führte mich über herrliche Wiesen, durch liebliches Gebüsch, bergauf, bergab, die Kreuz und Quer, bald am Abhange eines schönen Kornfeldes, bald am Rande des hervorspringenden Holzes. Endlich gelangte ich hin und ward auf einem hohen Gerüstsitz an dem einfachen Bauernhause, dem herrlichsten Sonnenuntergange gegenüber, von einem gar guten, treuherzigen Philemon und Baucis-Paar mit der köstlichsten Sahne und dem besten, frischen Butterbrote, das ich je genossen, bewirtet. Dabei erzählten mir die ehrlichen Leute gar treuherzig ihre kleine Lebensgeschichte

und ihre beschwerliche, fast kümmerliche Existenz im Winter. Mit ihren beiden, ziemlich erwachsenen Söhnen sind sie da oft wochen- und monatelang eingeschneit und nicht selten von der nahen Stadt ganz abgeschnitten.

Es war einer der lieblichsten Abende, die ich je genossen, und hab' ich Euch Lieben je im Innersten des Herzens recht sehnlich zu mir gewünscht, so war es da.

Als die Sonne völlig untergegangen war, geleitete mich der kleinste Sohn aus dem guten Hause den nächsten Weg hinab nach der Stadt. Mitten im Holz ertönte eine ihm bekannte Pfeife, und er antwortete in gleichem Ton. Nachdem das mehrmalen lustig hin und her getönt hatte, erklärte er mir, daß das seinem älteren Bruder gelte, der aus der Stadt käme und ihn so anzurufen pflege, ob er wohl noch im Holze oder in der Nähe mit seinen Kühen draußen wäre. Nach freundlicher Begrüßung, die hier jedes Kind, wie jeder Erwachsene nach der Tageszeit einrichtet, ließ ich sie bald miteinander beschenkt zurückkehren, um noch den lieblichen, letzten Teil des Weges so ganz vollauf zu genießen, wie man nur einsam oder mit seinen Liebsten genießt.

Entschlossen, und endlich diese liebliche Gegend zu verlassen, nehme ich täglich Abschied von dem lieblichen Buchwald, das mir eines der angenehmsten Bilder in der Seele zurückläßt. Die würdige Eckstein sche Familie, die mich bei meiner ersten Reise hier so freundlich beherbergte, gewährt mir diesmal eine angenehme Reisegesellschaft zur Rückkehr durch die Oberlausitz. Mein Herz fliegt Euch Lieben entgegen, ist schon bei Euch!

Wanderung durchs Riesengebirge

Die Erfahrungen einer früheren Reise und dieser späteren benutzend und vergleichend, will ich hier für die künftigen Lustwandler die besten Wege zu den sehenswürdigsten Punkten des Riesengebirges bezeichnen und die Gegenstände selbst mehr nennen und angeben, als umständlich beschreiben. Dieses haben Zöllner[1]) und Adams[2]) in besondern Werken zur Genüge getan. Wer es indes nicht liebt, den Beschreibungen der kleinsten Details von den Erfahrungen anderer nachzugehen, lieber mit eignen Augen aufsucht und sieht, lieber das Wesen der Gegenstände aus ihnen selbst heraussieht, als manches Mitgebrachte und Vorgefaßte in sie hineinsehen mag, dem ist vielleicht damit gedient, eine kurze Anzeige dessen, was aufzusuchen und zu finden ist, zur Hand zu haben. Wer dazu die gute Karte des Riesengebirges von Hoser[3]), 1806 von Junker[4]) in Wien gestochen, zur Hand hat, der wird

1) Briefe über Schlesien usw. auf einer Reise im Jahr 1791, von J. Fr. Zöllner. 2 Teil. Berlin 1793 (Note d. Verf.). — Joh. Friedr. Zöllner (1753—1804), deutsch. Theolog, Propst in Berlin (s. Öttinger, Moniteur).

2) Briefe über Schlesien auf einer Reise im Jahr 1800, von J. Q. Adams. Breslau 1805. (Note d. Verf.) — John Quincy Adams (1767—1848), 6. Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, auch als Reiseschriftsteller bekannt, seine „Briefe über Schlesien" erschienen zuerst in Philadelphia 1803 (s. Neues Konversations-Lexikon v. J. H. Meyer, Hildburghausen, 1857, 1. Bd., S. 135f.).

3) Josef Karl Eduard Hoser (1770—1848), berühmter österreichischer Topograph und Arzt (Hofarzt bei Erzherzog Karl), der sich besonders der topographischen Erschließung des Riesengebirges annahm, aber auch sonst ausgedehnte Reisen unternahm (s. Meyers Konvers.-Lexikon).

4) Christian Junker, Schrift- und Kupferstecher (s. Vollständiges Auskunftsbuch od. Zivil- und Kommerzialschema d. k. k. Haupt- und

nicht leicht etwas verfehlen, das seiner Neu- und Wißbegierde wichtig sein könnte.

Die Art und Weise einer solchen Gebirgsreise kann auch nur von der Kraft und dem Geschick eines jeden abhängen. Man kann einen großen Teil, bis zu den mittleren Höhen überall, im Wagen machen, zu Pferde fast alles. Die erste Reise machte ich ganz so, aber außer dem Spaß, die Pferde oben auf der Schneekoppe an die Lorenzokapelle anzubinden, und die erstaunte Menge, die ein heiterer Festtag zur Wallfahrt hinaufgeladen, mit dem Rücken gegen den herrlichsten Aufgang der Sonne stehen zu sehen und die vom Teufel hinaufgehenden Pferde anzustaunen, kann ich eben nicht viel von der Art, das Riesengebirge zu bereisen, rühmen. Man wird doch zu manchem Seitenwege gezwungen, der von dem sehenswürdigeren Fußpfad entfernt, oder man erzwingt etwas mit Lebensgefahr, was zu Fuße nur beschwerlich gewesen wäre. Für den starken und geschickten Fußgänger und Kletterer bleibt die Fußreise im Gebirge überall bei weitem die beste und bequemste, besonders wenn man sich Zeit läßt und in Ansehung der Nahrung und Bewirtung nicht ekel und schwierig ist. Wein und Brot kann man ja auch leicht mit sich führen, da man doch eines wegekundigen Führers bedarf.

So werden auch die Umstände, Absichten und Beschaffenheit des Wanderers bestimmen, von welcher Seite er die Höhen am liebsten besteigen mag. Das Bequemste und für Wagen und Reiter Zugänglichste ist die böhmische Seite; sie ist aber bei weitem die am wenigsten interessante. Hat man von der schlesischen Seite nur die Absicht, die Schneekoppe zu besteigen, um an demselben Tage wieder

Residenzstadt Wien. Wien, 1800, S. 131; 1806, S. 177), lebte noch 1823 (s. Fr. H. Böckh, Merkwürdigkeiten der Haupt- u. Residenzstadt Wien usw. W. 1823, 1. T., S. 261).

unten zu sein, so geschieht dieses am liebsten und schnellsten von Schmiedeberg aus durch die Forst. In neun bis zehn Stunden kann man so die ganze Expedition machen.

Wer aber das ganze schlesische Riesengebirge begehen und von den minder wichtigen Punkten zu den wichtigeren und größten fortschreiten will, der wird folgenden Weg von Hirschberg aus nehmen.

Von Hirschberg aus führt ein schöner, gemachter Weg durch das lange Dorf Kunnersdorf, ganz von Webern bewohnt, fast ununterbrochen zwischen Häusern bis Warmbrunn, in welchem das, bis auf das gemeinschaftliche Baden, sehr wohl eingerichtete Bad, und die geschickten Glas- und Steinschneider und -stecher für jeden Wanderer einiges Interesse haben. Im Fahren ist der Weg wohl eine Stunde lang. Fast ebenso lang der nach Hermsdorf, in dessen Nähe der Kynast liegt. In einer kleinen Stunde ersteigt man diesen mit Gehölz und Gebüsch angenehm bewachsenen Berg und findet oben die sehr ansehnlichen Ruinen eines Schlosses, welches im dreizehnten Jahrhundert erbaut und im fünfzehnten durch den Blitz zerstört wurde. Seitdem blieb es unbewohnt. Die äußern Mauern haben sich indes noch sehr wohl erhalten, und obgleich die innern durch den gänzlichen Mangel an Bedeckung sehr gelitten, erkennt man doch noch die ehemalige Einrichtung dieses weitläufigen Schloßgebäudes. Von den verschiedenen Seiten der Ruinen hat man eine weite und mannigfache Aussicht ins Land hinein und auf höhere entfernte Berge. Reisende, die lieber die ihnen bekannten Gegenstände in der Nähe und in den nächsten Fernen deutlich erkennen, als ihre Einbildungskraft in großen Weiten umherschweifen lassen, ziehen diese Aussicht, so wie die vom Zobtenberg bei Schweidnitz, den höhern, weitern Aus-

sichten des Riesengebirges vor. Ein diesem Berge gegenüberstehender, gleichsam bewachsener Berg, gewährt ein kräftiges, sonderbares Echo, das aber seiner Entfernung nach durch einen Flintenschuß geweckt sein will, den es dann mit donnergleichem Getöse und langgedehntem Nachhall zurückgibt.

Von Hermsdorf führt der fast zwei Stunden lange Fahrweg bei den ansehnlichen Dörfern Petersdorf und Schreiberhau vorbei nach dem romantisch gelegenen Prellerschen Vitriolwerk. Kecke Fußgänger und Reiter machen auf näheren Fußwegen den Weg ebenso schnell. Dieses mit Kunst und Geschick angelegte Werk liegt mit seinen Gebäuden zu beiden Seiten des Kochels, der sich in den Bober ergießt. Eine gute halbe Stunde Wegs durch dieses romantische, rund umschlossene Tal führt nach dem Kochelfall, der zwar selten recht wasserreich ist, aber doch einen sehr malerischen, perpendikulären, fünfzig Fuß hohen Fall hat. Die wilden, großen, mit schlanken Bäumen durchwachsenen Granitmassen haben einen äußerst romantischen Charakter.

Eine gute halbe Stunde weiter kommt man auf sehr romantischen Fußsteigen an den weit stärkern und höhern Zackenfall, der, in ebenso wilder, reicher Umgebung, wohl an hundertundfünfzig Fuß perpendikulär hinabstürzt. Man steigt in diese Tiefe mit Hilfe einer Leiter hinab und kommt, bald im Bette des Stroms, bald an seinen Rändern über Felsstücke und festgeklemmtes Flößholz, bis zu der Stelle des Falles selbst. Von dort kann man wieder auf schlängelnden Fußsteigen den Berg hinan bis zum Ursprung des Zackens klettern. Auf diesen Wegen und von diesen verschiedenen Standpunkten lernt man die wilde, romantische Gegend ganz kennen.

Mit einiger Ruhe in der alten, schlesischen Baude, wo



Nathe del. zu S. 295 Bingck sc.

Die grossen Schneegruben bei Schreibershau auf dem Riesengebirge

man sich wenigstens mit Milch und Butterbrot erfrischen kann, ersteigt man in einigen Stunden die Höhen, von welchen man in die tiefen Gründe und Schlünde hinabblickt, die kleine und große Schneegrube benannt. Schnee pflegt gewöhnlich nur bis Ende des Frühjahrs darin aufgehäuft zu liegen, wenigstens schmilzt er im heißen Sommer fast ganz weg. Der Blick in die jähe Tiefe, die stellenweise auch wild bewachsen ist, und die majestätischen, pyramidalischen Basaltsäulen mitten unter den wilden Granitmassen geben einen sehr imposanten Anblick, sowie die Durchsichten ins schöne, fruchtbare Land einen sehr reizenden Blick.

Mit einigen Stunden beschwerlichem Klettern an der böhmischen Seite hinab, kommt man an den Elbfall, der einen höhern Fall hat, als der Kochel und der Zacken, aber meistens noch weniger wasserreich ist. Die Quellen der Elbe sind da auch in der Nähe und unzählig, sowie die frischen Bäche, die den Wanderer von allen Seiten umrieseln und einen stets frischen Labetrunk darbieten. Bequeme Reisende kehren wohl wieder nach Schreiberhau zurück, um dort in einem leidlichen Wirtshause Bewirtung zu finden.

Mutige Wanderer, die sich auch mit einigen Erfrischungsmitteln versehen, auch die Nacht im Freien nicht scheuen, suchen nun den Kamm des Gebirges zu gewinnen, welcher die Grenzscheide von Böhmen und Schlesien macht, und wandern von einer merkwürdigen Höhe zu der andern. Erst kommen sie zum großen Rad, dann zur Sturmkoppe, zum großen Berg, zur Sturmhaube, und wollen sie nicht gleich den ganzen beschwerlichen Weg bis zur Schneekoppe oder Riesenkoppe machen, der bei öfterem Aufenthalt an merkwürdigen Stellen wohl die Sache eines ganzen Tages ist, so steigen sie zur Hempelbaude herab, genießen da die Ruhe der Nachtstunden und eilen

vor dem anbrechenden Tage nach der Riesenkoppe hinan, um da das herrliche Schauspiel der aufgehenden Sonne zu genießen. Dies pflegen auch solche Wanderer zu tun, die gegen Abend von Schmiedeberg aus gehen oder reiten, um die Schneekoppe zu besteigen. Die Riesenkoppe ist zwar selten gänzlich von Wolken frei, doch gibt der Sonnenaufgang oft schöne, helle Tage. Wer das Glück hat, einen ganz reinen, hellen Morgen oben zu treffen, genießt einen unbeschreiblich herrlichen Anblick beim Hervortreten des großen, mächtigen Sonnenkörpers und dem ersten herrlichen Strahlenwurf. Man sieht hier, fast fünftausend Fuß über die Fläche des Meeres erhaben, in unermeßliche Weiten. Man erkennt auch ganz deutlich die Türme von Prag und Breslau, der näheren schlesischen Städte nicht zu gedenken. Man sieht auch tief in Mähren und Böhmen hinein, und bei ganz hellem Himmel das Ungarn begrenzende, karpathische Gebirge. Die große, schöne Bergreihe des ganzen schlesischen Gebirges gibt einen besonders großen, reichen Anblick. Wenige Bergreihen bieten dem Auge so viel schöne, malerische Formen dar.

Daß alle diese Felsen nicht bloß aus Granit bestehen, sondern mit Basalt und Gneis abwechseln, wenn es gleich am Riesengebirge keine ansehnliche Kuppe gibt, die allein aus Gneis zusammengesetzt wäre, haben Charpentier[1]) und Buch[2]) bemerkt, deren Schriften ein naturkundiger Wanderer nicht unbenutzt lassen wird.

1) Beitrag zur geognostischen Kenntnis des Riesengebirges schlesischen Anteils, von J. F. W. von Charpentier, Leipzig 1804; mit einem genauen Umriß von der nördlichen Ansicht des schlesischen Riesengebirges (Not. d. Verf.). — Joh. Friedr. Wilhelm v. Charpentier (1738—1805), verdienstvoller Geognost und Montanist.

2) Geognostische Beobachtungen auf Reisen durch Deutschland und Italien, angestellt von Leopold von Buch. Erster Band. Berlin 1802. Auch dessen mineralogische, 1797 entworfene Karte wird dem na-

Die kleinen Gneisschiefer, mit denen die letzte, konische Spitze der Koppe so ganz bedeckt ist, daß man auf den ersten Blick fast nichts anderes sieht, und auch ein höchst beschwerliches Ersteigen und noch beschwerlicheres Erreiten hat, sind mit einem feinen Moose bedeckt, das einen angenehmen, veilchenartigen Geruch hat, deshalb auch Veilchensteine gewöhnlich genannt werden. Dies scheint auf den ersten Anblick die einzige Vegetation auf der höchsten Höhe zu sein, und dennoch hat Hänke[1]) auf ihr bereits sechzig verschiedene Arten von Alpenkräutern entdeckt.

Wer nun das etwas steile Hinabsteigen nicht scheut, nimmt den geradesten Weg durch den Schmiedeberger Forst auf Schmiedeberg und hat da noch in den Mittelgründen mannigfache reizende und romantische Momente. Das letzte Hinabsteigen, das schöne Schmiedeberger Tal, das liebliche Buchwald und die herrlichen Falkenberge vor Augen, von denen auch der Blick auf das Gebirge hin vorzüglich schön ist, ist von ganz besonderer eigner Annehmlichkeit. Doppelt wohl wird es dem Wanderer dann in dem Kreise geselliger Menschen, deren das liebe Schmiedeberg so viele hat.

Von da aus sind noch die höchst malerischen Friesensteine, auf halbem Wege zwischen Landshut und Schmiedeberg, zu besuchen, die keine so weite, dem Auge aber noch reizendere und völlig befriedigende, reiche Aussicht in das schöne Land und in das nächste Gebirge gewähren. Wer

turkundigen Wanderer sehr nützlich und angenehm sein (Not. d. Verf.). — Leopold von Buch (1774—1853), einer der größten Geologen und gefeiertsten Naturforscher neuerer Zeit.

1) Thaddäus Hänke (1761—1817), berühmter, österreichischer Naturforscher. Seine „Botanischen Bemerkungen" erschienen in „Beobachtungen auf Reisen nach dem Riesengebirge. Dresden 1791" (s. Wurzbach, 7. Bd. S. 178ff.).

dazu noch die herrlichen Falkenberge besteigt, hat das schöne Riesengebirge von allen Seiten und in allen seinen Ansichten genossen.

Wer sich den Weg von drei, vier Meilen nicht verdrießen läßt, findet in Böhmen bei Adersbach eine sehr auffallende Naturerscheinung. Eine mehrere Meilen weite Fläche ist da mit einzelnen, abgerissenen, toll untereinander geworfenen, hohen Massen von gewaltsam ausgespültem Sandstein bedeckt, die großenteils aus umgekehrten, auf der Spitze stehenden Kegeln bestehen. Das Ganze sieht einem Tollhause der Natur nicht unähnlich und macht einen so sonderbaren Eindruck, daß man sich beim ersten Anblick schwerlich des lauten Auflachens erwehren kann. Man hat es auch mit den Trümmern einer ungeheuren, durch Erdbeben, Feuer und Wasser zerstörten Stadt verglichen, in der die tausendfachen größeren und kleineren Wege noch zu passieren sind. Ein ansehnlicher Wasserfall, von Gebüsch malerisch umgeben, erzeugt da, mitten in der tollen Verworrenheit, einen lieblichen, grünen Ruheplatz, auf dem man um so lieber ruhend weilt, da der Hauptanblick eben nicht erfreulich ist. Die Phantasie hat den auffallendsten Massen allerlei bedeutende Gestalten geliehen. Man zeigt den Mönch, die Kanzel, den umgekehrten Zuckerhut, die Kesselpauken, die Teufelsbrücke. Ein Echo, durch Schießgewehr geweckt, gibt einen donnerähnlichen Nachhall, den man nach verschiedenen Richtungen sehr vermannigfaltigen und verlängern kann.

Anhang

I

Im Polizeiarchiv (Archiv d. k. k. Minist. d. Inn. zu Wien) erliegen im Jahre 1809 folgende Aktenstücke über Friedrich von Schlegel.

Graf K. Zichy schrieb am 3. April 1809 an die Polizeidirektion:

„Dem als Gelehrten bekannten Friedrich Schlegel ist für den Fall, daß über seine Denkungsart nichts einzuwenden ist, eine Bestimmung zu schriftstellerischen Arbeiten bei der Armee zugedacht." — Ersucht um Auskunft über seinen Charakter.

Darauf erfolgten als Auskunft folgende zwei Berichte:

a.

Euer Exc. beliebten mir in einer schätzbaren Note vom 11. d. rückangeschlossenes Gesuch des hier befindlichen Gelehrten und Schriftstellers Friedrich Schlegel sammt dem hierüber von der N.-Ö. Landesstelle erstatteten Bericht mitzuteilen und meine Meinung zu wünschen, ob dem Bittsteller in P. Rücksichten, gestattet werden könne, Vorlesungen über deutsche Geschichte der drei letzten Jahrhunderte für ein gemischtes Publikum zu halten.

Friedrich Schlegel ist mir als ein solider und für Österreich gut gesinnter Mann bekannt, der sich vorzüglich mit den ernsten Wissenschaften beschäftigt und einige klassische Schriften geliefert hat. Da er sich mit litterarischen Studien beschäftiget und in der Absicht hierher gekommen ist, zum Behuf seiner Studien die hiesigen Bibliotheken und andere litterarische Schätze zu benützen, so habe ich keinen Anstand genommen, ihm den hiesigen Aufenthalt zu gestatten.

Was den Gegenstand seiner Vorlesungen anbelangt, so kann ich nicht bergen, daß er heiklich ist und nur von einem Manne, mit Beruhigung der Staatsverwaltung, behandelt werden kann, dessen Grundsätze und Gesinnungen rein und gut sind. Einige Schriften, welche Friedrich Schlegel in seinen jüngeren Jahren vor 10—12 Jahren herausgab, sind von dieser Seite nicht zu empfehlen, allein, wie ich höre, schämt er sich selbst dieser jugendlichen Arbeiten und hat sich längst zum bessern und soliden gewandt, wovon auch sein öffent-

licher unter den Gelehrten mit viel Aufsehen verbundener Übertritt zur katholischen Religion ein Beweis ist, der bei einem Mann dieser Art nicht aus zweideutigen Nebenabsichten herrühren, sondern aus Überzeugung geschehen sein muß.

Indessen scheint es mir rätlich, wenn E. E. ihm die Erlaubnis zu der historischen Vorlesung gestatten, daß ihm zur Bedingung gemacht werde, von 8 zu 8 Tagen eine Skizze seiner Vorlesungen zur Censursprüfung zu übergeben, damit man die Tendenz seines Vortrages beurteilen könnte, auch werde ich es nicht überflüssig erkennen, einen sachkundigen Mann zur Aufsicht in die Vorlesungen selbst abzusenden.

Übrigens muß ich es E. E. weisen Einsichten überlassen, ob nicht die Einwilligung S. M. vorläufig eingeholt werden dürfte, wie dieses im v. J. mit dem Bruder des Bittstellers der Fall war, zumalen S. M. anfangs das Veto ausgesprochen.

16. Feb. (?) 1809.

b.

Der seit vorigen Sommer hier befindliche Friedrich Schlegel ist mir von mehreren angesehenen und bewährten Personen als ein gutgesinnter und rechtlicher Mann empfohlen worden. Er stehet als Schriftsteller und Gelehrter in dem Ruf eines talentvollen und soliden Mannes, der zwar wegen einer schriftstellerischen Verirrung in seinen jüngeren Jahren, noch mehr aber wegen seines Übertritts zur katholischen Religion manche Feinde hat, jedoch sonst nicht mit Grund angefochten werden kann.

Nach den Bemerkungen, welche ich während seines Hierseins über ihn zu machen Gelegenheit hatte, bestand sein Umgang mit Personen von anerkannt gutem und rechtlichem Charakter, mit Gelehrten, Geschäftsmännern und ausgezeichneten Standespersonen, er brachte jedoch seine meiste Zeit mit der Hofbibliothek im Studieren und zu Hause in schriftstellerischen Arbeiten zu. Ein bewährter Mann, der mit ihm viel umging und ihn in manchen Lagen zu beobachten Gelegenheit hatte, bürgte mir für seine ungeheuchelten, gut österr. Gesinnungen und behauptet, daß er der ihm zugedachten Stelle in jeder Hinsicht würdig sei. Welches ich E. E. auf die gefällige Eröffnung von gestern zu erwidern die Ehre habe.

4. April 1809.

Nachträge und Verbesserungen

I, S. 71, Z. 2: bettelnde Schüler. — Darüber erschien auch eine Broschüre: M. Christ. Heinr. Taufler, Gedanken über das öffentliche Singen der Schüler auf den Gassen, nebst Nachrichten und Bitte, das Alumneum und die Currende der Kreuzschule betreffend usw. usw. Dresden, 1808, 4°" (vgl. darüber: Allg. Musik.-Ztg. Lpzg. 1809, Nr. 39).

I, S. 97, Z. 4: Kaufmann aus Ulm. — Es handelt sich um Georg Riderlen, Kaufmann aus Ulm, der mit Reichardt zugleich am 24. November 1808 in Wien ankam (s. Vaterl. Blätter, Wien 1808, S. 429).

I, S. 108, Z. 1: (Frau) Severin. — Es handelt sich um eine Frau Sophie von Severin, die um diese Zeit in Wien war (s. Carl Oesterlein, Feierabendspiele am Helikon, Wien 1809, S. XI).

I, S. 111, Anmkg. 2. — Friedrich von Schwarz (Schwartz) herzogl. sächs. weimarischer Major und Ritter des k. preuß. Rot. Adlerordens, aus Braunschweig — seine Eltern lebten um 1800 in Wendhausen — stand seit 1800 mit Graf Fries in einem Freundschaftsverhältnis. Er verheiratete sich um 1813 mit einer Gouvernante des Hauses Fries, Namens Louise von Jütz aus Schwytz und genoß von dieser Zeit an als Gesellschafter des Grafen Fries einen festen Jahresgehalt. Schwarz ist bereits am 7. Juni 1818 zu Deutsch-Landsberg in Steiermark im Alter von 58 Jahren gestorben und wurde zu Vöslau begraben. Die Witwe zog sich 1820 nach Schwytz mit einem Kind zurück (nach mir gütigst von Hrn. Grafen Aug. v. Fries übermittelten Briefen und güt. Mtlg. d. Hr. Pfarr. G. Pfleger in Vöslau).

I, S. 199, Anmkg. 1. — Ferd. Valmagini starb am 24. April 1824 zu Wien.

I, S. 122, Z. 17: Kassette. — Diese Kassette befindet sich heute in den Sammlungen der Stadt Wien.

I, S. 223, Z. 23: Bankier Schröter aus Riga. — Dieser Bankier ist jedenfalls mit Georg Wilhelm von Schröder aus Riga identisch, welchem Carl Oesterlein seine „Feierabendspiele am Helikon, Wien 1809" widmet.

I, S. 265, Z. 11: Baron Collenbach. — Dieser ist jedenfalls mit dem Domherrn Gabriel von Collenbach identisch, da dieser laut Subskribentenverzeichnis in „C. Oesterlein, Feierabendspiele l. c., S. VI" im Jahre 1809 in Wien weilte.

I, S. 276, Z. 19: lederne Kappen. — Dagegen wenden sich die „Annalen d. Litteratur u. Kunst, Wien 1810, 1. Bd., S. 99" mit folgenden Worten: „Wie es kam, daß Hr. R. auf dem Apollosaale eben so viele lederne Kappen und gewöhnliche Pelzmützen als runde Hüte herumgehen sah, kann sich Rec. nicht erklären. Beide Male, als Hr. R. diesen Saal besuchte, war R. ebenfalls zugegen; er sah aber weder so viele lederne Kappen noch gewöhnliche Pelzmützen, als Hr. R. gesehen zu haben vorgibt."

I, S. 300, Z. 5.: Olivier. — Louis Olivier kam am 7. Novemb. 1808 nach Wien (s. Vaterl. Blätter, W. 1808, S. 413).

I, S. 325, Z. 7: Kriegsbureau. — Weder Hormayr noch Collin waren im Kriegsbureau angestellt, der erste war Direktor und Hofrat des Hof- und Staatsarchives, der zweite Hofrat bei der Finanzhofstelle.

II, S. 18, Z. 5: Tiroler Lieder. — Der Sammler V. (Wien 1813), S. 428 schreibt: „Am 11. u. 12. (Juni 1813) d. M. gaben die Herren Glossy, Kaplan, Planner und Lange als durchreisende Quartett- und Alpensänger von Wien eine sogenannte Vocal-Akademie, jedes Mal in 2 Abteilungen. — Homer hat seine unsterblichen Lieder seinen Landsleuten bey den olympischen Festen vorgesungen — uns Deutschen singt jetzt ein Glossy et Comp. in dem Theater ein anmutiges Tyroler Alpenliedlein vor, und es freuet uns eben so sehr, wie weiland die Homerischen Heldenlieder die Griechen zu Olympia erfreuten." Vielleicht mit dieser Gesellschaft identisch.

II, S. 84, Z. 13: Ein junger Engländer. — Zur folgenden Anekdote bemerke, was die „Briefe des Eipeldauers, Wien 1794, 14. H., S. 31 f." schreiben: „Kein Wein wird'n Herrn Vettern auch nicht aufn Tisch gstellt, sondern so oft der Herr Vetter durstig ist, so muß der Herr Vetter den Herrn, die aufwarten, ein guts Wort gebn, daß s' den Herrn Vettern 's Glasl wieder anfüllen ..."

II, S. 116, Anmkg. 1. — Es handelt sich richtig um B. Rombergs Oper in 3 A. „Ulysses und Circe", am 5. März 1808 im Theater a. d. Wien gegeben.

II, S. 207, Anmkg. 1. — Dorothea Charl. Alberti, geb. Offeney, Frau des Diakons J. G. Alberti starb am 24. Juli 1809 zu Schmiedeberg in Schlesien (vgl. Hamburgisch. unparteiischer Correspondent 1809, Nr. 123 vom 4. Aug.; Lexikon der Hamburg. Schriftsteller, Hbg. 1851, I, S. 32).

II, S. 221, Z. 11: edle feingebildete Frau. — Gräfin Johanna Juliane Friederike von Reden, geb. Freiin von Riedesel zu Eisenbach, geb. 12. Mai 1774 zu Wolfenbüttel, seit 9. Aug. 1802 vermählt, gest. am 14. Mai 1854 in Buchwald, wo sie auch begraben liegt. Sie war eine durch ihr menschenfreundliches Wirken bekannte Frau, die in Wang ein Denkmal erhalten hat (vgl. die interessante Schrift von E. Gebhardt, Gräfin Friederike von Reden. 1913, 3. Aufl. 8°).

II, S. 228, Anmkg. 2. — Postdirektor Karl Ludwig Hahn, gestorben am 16. Febr. 1816 zu Hirschberg (Kirchenbücher von Hirschberg). H. war auch Kupferstichsammler, wie das „Verzeichnis der von dem Postdirektor Hahn und andern hinterlassenen hochwichtigen Sammlungen von Kupferstichen", Berlin, 1818, 118 S., 2°, (gütige Mttlg. d. H. Prof. Dr. H. Nentwig) beweist.

II, S. 229, Anmkg. 1. — Joh. Christof Schönau, geb. am 22. Mai 1727 zu Altenberg in Thüringen, seit 1764 zu Hirschberg Prokonsul, ertrunken am 4. April 1802 (gütige Mttlg. d. H. Prof. Dr. Nentwig).

II, S. 230, Anmkg. 1. — Christof Johann Geier wird in den „Schlesischen Instanziennotizen von 1806" als Kriegs- u. Domänenrat der Kriegs- u. Domänenkammer in Glogau und zwar als „abwesend in Hirschberg" angeführt, wo er Oberschauamtspräses war. Mit dem Kolleg der 1809 nach Liegnitz verlegten Regierung, wie die Kriegs- u. Domänenkammer seit 1808 hieß, ist er nach Liegnitz übersiedelt. Zuletzt begegnet der Regierungsrat Geier in Hirschberg in Akten aus d. J. 1809. Die nächste nach dem J. 1806 erschienene Instanziennotiz von 1812 führt ihn nicht mehr an

(güt. Auskunft d. kgl. Staatsarchives zu Breslau). In der von Th. Ölsner herausg. Zeitschrift „Rübezahl" (Der Schles. Provinzialblätter 77. Jahrg. Neue Folge 12. Jg. 1873) wird das Tagebuch des Christof Joh. Geier besprochen.

II, S. 246, Anmkg. 1. — Schüller debütierte am 24. Febr. 1801 als Papageno im Kärntnerthortheater zu Wien. Auch seine Frau trat daselbst auf, beide dürften aber im selben Jahre Wien verlassen haben (s. Sonnleithner, handschr. Materialien unt. Hoftheater).

Verzeichnis der Bilder zum zweiten Band

* Bisher unveröffentlichte Originale.

Sachregister

(Für Wien und Niederösterreich, * = mit einer Note versehen, † = mit einem Bild versehen, n = nur in der Fußnote erwähnt)

Personenverzeichnis.

Die mit einem † vor dem Namen versehenen Persönlichkeiten sind durch ein Porträt vertreten. — Ein * neben der Zahl bedeutet, daß die Persönlichkeit sowohl im Text als in der Anmerkung, ein n, daß sie nur in der Anmerkung vorkommt.

Inhalt
des zweiten Bandes.

Sechsundzwanzigster Brief
S. 5—16.

Gräfin Rzevuska und ihre Familien. Gräfin von Fuchs. Frau von Puthon. Clementi. Frau Baronin von Ertmann. Die alte Fürstin von Lobkowitz. Seltene Stimme der Demoiselle Milder. Rochus Pumpernickel im Theater an der Wien. Die Komiker Hasenhut und Weidmann. Teilnehmendes Volk. Gute Einrichtungen auf den Brücken Wiens. Attitüden der Madame Hendel. Morgenpromenade auf der Burgbastei. Neues Quartett von Schuppanzigh.

Siebenundzwanzigster Brief
S. 17—30.

Lady Fitzgerald und ihre Tochter. Musikalischer Abend bei der Gräfin Rzewuska. Sonderbarer Singechor vom Theater an der Wien. Frau von Tschoffen. Kozeluch und dessen Tochter. Seidlers Morgenkonzert. Schuppanzigh. Grell. Kreutzer. Brand in der Schloßorangerie. Das Sonntagspublikum von Wien. Späte Kaffeegesellschaften. Sonderbarer Gebrauch. Staatsrat Frank. Fräulein von Zois. Baron von Spielmann und dessen Tochter. Haydn.

Achtundzwanzigster Brief
S. 31—41.

Hauptplätze in Wien. Reiche Ausstellung in den Kunstladen an Gold- und Silberarbeiten, die der Argentafabrik in versilbertem weißem Kupfer und der Orientalischen

Kompositionsfabrik in vergoldetem Kupfer. Messing-, Eisen-, Stahl- und plattierte Arbeiten. Porzellan. Putzladen, Samt- und Seidenzeugladen. Geflügelmärkte. Wild und Fische. Hauptgebäude in Wien. Liebhaberkonzerte bei der Frau von Rittersburg. Fräulein von Zois. Frau von Frank. Bridi. Henikstein. Fürst von Lobkowitz. Giuliani. Graf von Yermoloff. Seidler. Bewegung und Ausmarsch.

Neunundzwanzigster Brief

S. 42—53.

Konzert der Frau von Rittersburg. Paërs Camilla, italienisch auf dem Theater im Palast des Fürsten von Lobkowitz. Armida von Gluck im Hoftheater. Große Probe von Bradamante. Konzert bei dem Fürsten von Lobkowitz. Konzertaufführung der Bradamante bei demselben. Dem. Milder, Laucher, Marconi. Baron von Drieberg. Deklamatorium der Mad. Hendel und des Herrn Patrik Peale. Konzert des jungen Krafft. Dem. Fischer. Bankier Peschier. Rückkehr des westfälischen Gesandten aus Paris. Erhöhte Theaterpreise.

Dreißigster Brief

S. 54—65.

Allgemeiner Eifer für den Krieg. Graf Stadion. Die Fürsten Lobkowitz und Kinsky. Hofmeister, Kontordiener, Schauspieler, Statisten, alles zieht in den Krieg. Große Oper im Theater an der Wien ohne Komparsen. Collin dichtet Kriegs- und Siegeslieder. Weigl und Gyrowetz komponieren sie. Betrachtungen über das österreichische Volk, ihr Wohlstand, ihre Zufriedenheit. Würdiger Charakter der Staatsbeamten und hohen Militärpersonen. General Kienmayer. Verschwiegen-

heit des Kabinetts; echter Patriotismus. Graf d'Esterno und dessen Familie. Herr von Trott, Baron van Dedem. Herr Dodun. General Andréossi.

Einunddreißigster Brief

S. 66—76.

Paërs Leonore. Agnes Sorel von Gyrowetz. Dem. Laucher. Grell und Vogl. Die Schweizerfamilie von Weigl. Weinmüller. Vogl. Dem. Milder. Staatsrat Frank Anekdote von einem französischen Arzte. Gyrowetz. Die Herren von Hoppe und Krufft. Attitüden der Mad. Hendel beim Fürsten von Lobkowitz und dem Grafen Fries. Schnelle Wetterveränderung. Graf Stadion der Jüngere. Der Baron Faßbender. Friedrich Schlegel. Hormayr. Carpani. Gentz. General Mayer.

Zweiunddreißigster Brief

S. 77—88.

Genauigkeit der Wiener Postexpedition; ihre Verteidigung gegen einen Ausfall in den Friedenspräliminarien. Notwendige Vorsicht bei Bestellung der Briefe. Lustige Artikel über Wien in auswärtigen Zeitungen. Zurückberufung des württembergischen Gesandten. Minister von Stein. Gutmütigkeit der Wiener; guter Charakterzug. Anekdote von einer niederösterreichischen Dame. Ein junger Engländer an der Tafel des Fürsten Kaunitz. Hammer. Ankündigung und Einladung zu einer neuen, orientalischen Zeitschrift: Fundgruben des Orients.

Dreiunddreißigster Brief

S. 89—99.

Morgengang im Augarten und Prater. Abend bei der Gräfin von Fuchs. Tiroler Sängerchor. Gemäldesamm-

lung des Grafen von Lamberg. Benefizkonzert der Herrn Weinmüller, Vogl und Saal. Haydns Schöpfung im Burgtheater zum Benefiz der Musikerwitwen, zweimal. Veränderlichkeit der Witterung. Beethoven bleibt in Wien. Frau von Ertmann. Clementi. Rust.

Vierunddreißigster Brief

S. 100—111.

Neues Leben nach den Fasten; die Theater bleiben leer. Ochsenheimer. Koch. Mad. Roose. Mad. Hendel. Patrik Peale. Mad. Bürger. Iffland. Imperatrice Sessi. Dem. Milder. Patriotische Musikaufführung im großen Redoutensaal. Seidler. Moscheles. Albrechtsberger. Romberg. Kaiser Josef. Haydn. Opera Buffa. Crescentini. Brizzi. Mangel an Singeanstalten.

Fünfunddreißigster Brief

S. 112—127.

Stein; dessen Oper: die Geister der Mitternacht. Kanne. Mälzel, dessen künstlicher Trompeter und militärische Musik. Der Palast des Herzogs Albert. Herzog Albert. Der kaiserliche Hof. Aufhebung der deutschen und ungarischen Garde. St. Stephansturm; herrliche Aussicht. Große Feueranstalten. Prometheus. Herr von Seckendorff und Doktor Stoll. An meines Vaters Geist, ein Gedicht von Stoll.

Sechsunddreißigster Brief

S. 128—140.

Entschiedener Krieg. Ankunft eines russischen Kuriers. Ungarische Kavaliere gehen fleißig nach Ungarn, ihre Nation zur Rüstung anzutreiben. Herzog Albert. Zwei

Züge der Wohltätigkeit an ihm. Graf Palffy, dessen Rede an die Ungarn. Fürst Esterházy, meist in Eisenstadt. Lebhafte Maskerade. Durchmarsch schöner Kavallerieregimenter. Schöne Aussicht vom Kahlenberge und Leopoldsberge. Quartett bei Herrn von Zmeskal, Frau von Ertmann, Bankier Häring. Hauptmangel in den Orchestern. Baron Braun. Fürst Lobkowitz. Schönbrunn. Botanischer Garten. Kaiserliche Treibhäuser. Menagerie.

Siebenunddreißigster und achtunddreißigster Brief

S. 141—172.

Die Porzellanfabrik. Architekt Moreau. Die größte, kaiserliche Kaserne. Das große, militärische Lazarett. Das große Bürgerspital. Frank. Wien im Überblick. Klagen anderer. Des Verfassers Erfahrung und Meinung dagegen. Das ehemalige Wien vor Josef. Josef. Leopold II. Franz II. Erfreuliche Aussicht für die Zukunft.

Neununddreißigster Brief

S. 173—181.

Friedrich Schlegel kündigt Vorlesungen über die Geschichte an. August Wilhelm Schlegels Vorlesungen über die dramatische Kunst und Literatur. Geist dieser Vorlesungen.

Vierzigster Brief

S. 182—191.

Prag. Das rote Haus. Gute Gesellschaft bei der Table d'hôte. Herr Liebich und Herr Czechtitzki. Reise nach Raconitz, dem Schlosse des Fürsten von Lobkowitz. Rauhe Witterung gegen das gewöhnliche milde, böhmische Klima.

Herrliche Obstkultur. Stockung der Gebirgskultur. Armut. Der Landmann. Schöne Pferde. Hemmung der Posten. Melniker Wein.

Einundvierzigster Brief

S. 192—205.

Vertröstung von einem Tage zum andern auf meinen Paß. Angenehme Unterhaltung im Theater. Direktor Liebich in dem Amerikaner. Demoiselle Brunetti. Madame Schmidt. Oper Elisene, von Rösler. Eine große, glänzende Kunstepoche sichert weder die Künstler noch das Publikum vor einem nahen Rückfall oder gar Verfall keineswegs. Gebrüder Pixis. Aufforderung in der Leipziger musikalischen Zeitung, Glucks Biographie zu bearbeiten. Anekdoten über Mönche und Mönchswitz. Anerkennung des ehemaligen Kurfürsten von Hessen-Kassel. Ankunft des westfälischen Gesandten Graf d'Esterno aus Wien.

Zweiundvierzigster Brief

S. 206—211.

Ängstlichkeit und Härte der Prager Polizei. Ankunft in Schmiedeberg. Neue interessante Bekanntschaften in diesem schönen Gebirge. Minister von Reden. Einladung desselben nach Buchwald. Anmutiger Berg nahe bei der Stadt, angepflanzt von dem Forstmeister Eckstein. Schmiedebergs Anbau ansehnlicher Wohnhäuser und Fabrikgebäude. Kurze Schilderung von Schmiedeberg.

Dreiundvierzigster Brief

S. 212—216.

Die erste Ausflucht ins Gebirge ist nicht sonderlich geglückt. Schöner Anbau Gustav Albertis. Desselben große Bleiche. Wanderungen in den anmutigen Gegenden um

Waldenburg. Zwei Gemälde von Michelangelo Buonarotti und Rafael, die Kreuzigung Christi und die heilige Veronika. Eine heilige Familie von Tizian und Baroccio. Apostel Paulus von Spagnolet usw. Fürstenstein mit seinem neuerbauten gotischen Schloß. Besteigen des romantischen Zobtenberges.

Vierundvierzigster Brief

S. 217—225.

Köstlicher Genuß zu Buchwald und Entwurf eines treuen Bildes davon.

Fünfundvierzigster Brief

S. 226—238.

Kleine Reise ins Land. Erdmannsdorf, Landgut, dem Grafen von Kalckreuth zugehörig. Stonsdorf, Gut des Grafen Reuß. Wanderungen mit meinem Freunde Schaum in der schönen Gegend um Hirschberg. Freundliche Aufnahme des Postdirektors Hahn. Der Hausberg und ein entfernterer höherer Berg, der Helikon. Der Kavalierberg. Baron von Stechow und seine Frau, eine geborene Gräfin Sandreczki, von welchen ich mit Güte und Freundlichkeit empfangen wurde. Das Gut Lehnhaus. Herrliche Ruinen auf dem Gretisberge. Schönau, ein Gut des Landrats von Vogten. Reise über Goldberg nach Liegnitz. Interessante Bekanntschaften mit dem Major v. Langwerth, Regierungspräsident von Erdmannsdorf, Baron v. Rothkirch, Stadtdirektor Streit, Assessor Hampe. Ankunft zu Breslau.

Sechsundvierzigster Brief

S. 239—249.

Hartlieb, ein neuerkauftes Gut des Präsidenten von Schuckmann; dessen würdige Gemahlin, eine geborne

v. Lüttwitz. Abgestattete Besuche bei einigen Freunden zu Breslau. Edle Gastfreiheit des Herrn Buchhändlers Wilh. Gottlieb Korn. Bürde, Ebell, Birey. Absterben meines alten, werten Gönners, Minister v. Hoym, des Kriegsrats v. Klöber, des Majors Kessel, des Geheimrats Langhans u. a. m. seit meiner ersten Reise. Der vortreffliche, meisterliche Komiker Herr Becker und seine talentvolle Frau.

Siebenundvierzigster Brief

S. 250—258.

Fünf wichtige Verordnungen für die preußische Monarchie. Einführung der Ordnung für sämtliche Städte der preußischen Monarchie, vom 19. Nov. 1808, in mehreren Städten Schlesiens. Schlesien ist danach durchaus unter die angeordneten Departements gezogen worden. Oberpräsident desselben von Massow. Breslau und Glogau als bisherige Kammern sind in zwei Regierungen zu Breslau und Liegnitz umgeformt worden. Streit aus Liegnitz, als Polizeipräsident zu Breslau. Zu den Regierungen sind jetzt landständische Mitglieder erwählt worden. Die drei Oberamtsregierungen zu Breslau, Glogau und Brieg heißen jetzt Oberlandgericht. Die jetzige Geschäftsverteilung ist vernünftiger und zweckmäßiger. Kommentatoren und Kritiker der obengenannten Edikte und Verordnungen.

Achtundvierzigster Brief

S. 259—263.

Angenehmer Ruhepunkt im Hause des gastfreien Herrn von Mutius auf Berthelsdorf. Herr von Hildesheim. Gastfreie Aufnahme auf dem Schlosse des Herrn Grafen von Schaffgotsch. Das romantisch liegende Stonsdorf. Der Kynast und seine Ruinen. Justizdirektor Gehlisch.

Genußvolle Stunden am Fortepiano mit den liebenswürdigen Töchtern der Geierschen Familie. Landschaftsmaler Reinhart. Ball im Hause des Grafen von Schaffgotsch. Gebirgsleben.

Neunundvierzigster Brief

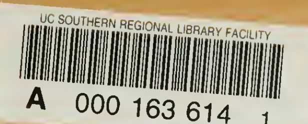
S. 264—268.

Schmiedeberg als Mittelpunkt mannigfacher Wanderungen in dem Gebirgslande. Handlung des Herrn Waeber und seiner ihm assoziierten Schwiegersöhne, Alberti und Barchewitz. Kommerzienrat Waldkirch. Flachs Verdienst in Hinsicht der Erweiterung des Handels nach Italien, und dessen Kreas-Fabrik. Gebauers sehr bedeutende Bandfabrik. Friedrich-Alberti-Lese- und Tischgesellschaft unter dem Namen Odeon. Die einsam gelegene Holländerei über dem Dorfe Buschvorwerk.

Wanderung durchs Riesengebirge

S. 269—276.

Wege zu den sehenswürdigsten Punkten des Riesengebirges für künftige Lustwandler. Zöllners und Adams Briefe über Schlesien. Die beste Karte des Riesengebirges von Hoser. Die böhmische Seite ist für Wagen und Reiter die bequemste und zugänglichste. Weg, die Schneekoppe von der schlesischen Seite zu besteigen, ist von Schmiedeberg aus durch die Forst. Das ganze schlesische Riesengebirge zu begehen, ist von Schmiedeberg aus der beste Weg. Ansehnliche Ruinen eines Schlosses auf dem mit Holz und Gebüsch angenehm bewachsenen Berge Kynast. Der Kochelfall. Zackenfall. Elbfall. Das große Rad. Die Sturmkoppe. Der große Berg. Die Sturmhaube. Die Hempelbaude. Die Riesenkoppe ist selten gänzlich von Wolken frei. Charpentiers und Buchs Bemerkungen, daß die Felsen


UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 163 614 1

